



Binjamin Wilkomirski

B r u c h s t ü c k e

Aus einer Kindheit 1939-1948

Jüdischer Verlag



momox.com/sale



A-fxs8tm

»Es ist der Ort, wo diese Welt aufhört, diese Welt zu sein.«

Binjamin Wilkomirski weiß nicht, wann er geboren ist, er kennt seine Herkunft nicht und hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm von seiner Kindheit blieb, sind Bilder aus Majdanek, aus dem »Kinder- und Frauenfeld« des Vernichtungslagers, aus einem Waisenhaus in Krakau, aus den ersten Jahren bei schweizerischen Pflegeeltern, die dem Kind seine Erinnerungen nehmen wollten. Das Kind wuchs unter einem fremden Namen auf. Heute lebt Binjamin Wilkomirski als Musiker und Instrumentenbauer in der Schweiz.

Erst als Fünfzigjähriger gibt der Autor seinen eigentlichen Namen preis. Er fertigt aus dem Gedächtnis Pläne und Zeichnungen der Lager an, er reist nach Majdanek bei Lublin und erkennt die Baracke wieder, in der er als Kind war. Er reist nach Krakau, zum Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers zwischen Krakau und Katowice, und forscht nach Spuren seiner Kindheit, seiner Herkunft. Binjamin Wilkomirski hat Bilder von Ereignissen, Begegnungen seiner frühesten Jahre in Prosastücke gefaßt: über die Ankunft im Lager, seine vier oder fünf Brüder, von denen er zwei Namen erinnert, die Hundehütte, die sterbende Mutter, die Spiele im Konzentrationslager, die »Blockowa«, die Blockwächterin, die ersten Tage im Schweizer Exil, der erste Ausflug ins Gebirge, bei dem sich das Kind vor den Haken des Skilifts fürchtet. Es ist ein Trümmerfeld einzelner Bilder und Geschehnisse, die der Autor ruhig, wie mit tastenden Händen darstellt. Binjamin Wilkomirski weiß, daß er nicht alles vergegenwärtigen kann, und zeichnet darum die

Bruchstellen, die Schnitte seiner Erinnerungen um so genauer nach. Er blickt als Erwachsener auf eine zerstörte Kindheit. Für den Leser bleibt spürbar, daß zwischen dem Autor und seinen Erinnerungen das Glas zeitlicher Distanz liegt, aber dieses Glas wirkt nicht wie ein Filter, sondern wie ein Vergrößerungsglas.

*Umschlagabbildung:
Eingangstor zum Frauenlager des
Konzentrationslagers Majdanek*

Binjamin Wilkomirski

Bruchstücke

Aus einer Kindheit

1939-1948

Jüdischer Verlag

Frankfurt am Main

Erste Auflage 1995
© 1995 Benjamin Wilkomirski
Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1995
Alle Rechte vorbehalten
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH, Fulda
Printed in Germany

Inhalt

Die Ankunft.....	15
Die Brüder	28
Die Hundehütte	38
Das Brot	42
Die Schuhe	51
Der Neue	55
Die Knochen.....	66
Jankl	69
Das Spiel	73
Karola.....	76
Die Ratten.....	79
Der Transport	84
Das Versteck	92
Der Betrug	100
Der Verdacht	112
DieBlockowa.....	119
Der Bettelbub	126
Der Henker	130
Die Geschichtsstunde	136
Zu diesem Buch	142

Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelerten, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.

Der Wortschatz war klein; er reduzierte sich auf das Notwendigste, um das auszudrücken und zu verstehen, was zum Überleben notwendig war. Irgendwann in dieser Zeit hat es mir ohnehin die Sprache verschlagen, und es dauerte lange, bis ich sie wieder fand. So war es mir kein grosser Verlust, dass ich dies Kauderwelsch, nirgendwo brauchbar nach dem Kriege, zu einem grossen Teil vergessen habe. Die Sprachen, die ich später lernte, wurden aber nie ganz meine eigenen, waren im Grunde immer nur bewusste Nachahmungen der Sprache anderer.

Meine frühen Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotografischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen – auch denen des Körpers. Dann kommt die Erinnerung des Gehörs und an Gehörtes, auch an Gedachtes und erst zuletzt die Erinnerung an Selbstgesagtes.

«Wer sich nicht erinnert, verspielt seine Zukunft», so schrieb einmal ein weiser Mann.

Wer sich nicht erinnert, woher er kommt, wird nie genau wissen, wohin er geht.

Meine frühesten Erinnerungen gleichen einem Trümmerfeld einzelner Bilder und Abläufe. Brocken des Erinnerns mit harten, messerscharfen Konturen, die noch heute kaum ohne Verletzung zu berühren sind. Oft chaotisch Verstreutes, chronologisch nur selten zu gliedern; Brocken, die sich immer wieder

beharrlich dem Ordnungswillen des erwachsen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.

Will ich darüber schreiben, muss ich auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten. Sie würde das Geschehene nur verfälschen.

Ich habe überlebt, und etliche andere Kinder auch. Unser Sterben war geplant, nicht unser Überleben! Gemäss der Logik des Plans und nach der Ordnung, die für seine Durchführung eronnen wurde, müssten wir tot sein.

Aber wir leben! Wir leben im Widerspruch zu Logik und Ordnung.

Ich bin kein Dichter, kein Schriftsteller. Ich kann nur versuchen, mit Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen – so genau, wie es eben mein Kindergedächtnis aufbewahrt hat: noch ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt.

Die ersten Bilder tauchen auf, vereinzelt nur, als Auftakt quasi, Blitzlichtern gleich, ohne sicheren Zusammenhang, aber scharf und deutlich. Bilder nur, noch kaum begleitet von eigenem Denken.

Es muss in Riga gewesen sein, im Winter. Der Stadtgraben war zugefroren. Ich sitze wohlverpackt mit jemandem auf einem Schlitten, und wir gleiten über das Eis, wie auf einer Strasse. Andere Schlitten überholen uns, auch Menschen mit Schlittschuhen. Alle lachen, haben fröhliche Gesichter. In der Sonne glitzern die verschneiten Äste der Bäume zu beiden Seiten. Sie neigen sich über das Eis; wir fahren unter ihnen durch, wie durch einen silbernen Tunnel. Ich glaube zu schweben, ich bin glücklich. Doch schnell wird diese Erinnerung verscheucht durch dunkle, beklemmende Bilder, die sich in mein Hirn drängen und nicht wegzuwischen sind. Gleich einer undurchdringlich schwarzen Wand stellen sie sich vor das Glitzern und die Sonne:

Zum ersten Mal das Gefühl von Todesangst in Brust und Kehle, das schwere Trampeln von Stiefeln, eine Faust, die mich aus meinem Versteck unter der Decke am Fussende des Bettes hervorreisst und in der Mitte eines sonst leeren Zimmerchens auf den Boden fallen lässt.

Am Fenster stehen kerzengerade und nach Grösse gereiht vier oder fünf Knaben.

Meine Brüder vielleicht.

Im Halbdunkel der Ecke der Umriss eines Mannes mit Mantel und Hut, und ein sehr liebes Gesicht lächelt mir zu.

Mein Vater vielleicht.

Uniformierte und Gestiefelte brüllen ihn an, schlagen ihn, führen ihn zur Tür hinaus. Ein Angstschrei gellt durchs Treppenhaus:

«Achtung! Lettische Miliz!»

Türen schlagen zu.

Der Mann wird hinuntergeführt. Ich krieche hinter ihm her, klammere mich ans Treppengeländer und klettere hinunter. Sie nehmen den Mann ins Freie, ich folge und blicke auf die vereiste Strasse. Überall Geschrei, viele Menschen rennen umher. Überall auch Uniformierte, böse Rufe von allen Seiten. Eine Holzwand sehe ich, die Strasse ist abgesperrt, wie eine Sackgasse.

Den Mann haben sie an die Hauswand neben das Eingangstor gestellt. Gröland springen die Uniformierten auf ein Gefährt, das in der Strasse steht; sie werfen die Arme in die Luft, schwingen Stöcke und verzerren die Gesichter in rasender Wut. Und sie schreien immer wieder dasselbe, es klingt wie:

«Macht ihn fertig! Macht ihn fertig!»

Das Gefährt bewegt sich. Immer schneller fährt es auf die Hauswand, auf uns zu. Der Mann steht reglos noch immer an die Mauer gelehnt, dicht neben mir. Ich sitze am Boden, halb

unter dem Tor, halb an der Wand und blicke zu ihm auf.

Er blickt auf mich herunter und lächelt.

Doch plötzlich verzerrt sich sein Gesicht, er wendet sich ab, er hebt seinen Kopf nach oben, reisst den Mund auf, wie zu einem gewaltigen Schrei.

Von unten, gegen den hellen Himmel, sehe ich nur noch die Konturen seines Kiefers und den Hut, der ihm nach hinten rutscht.

Kein Schrei kommt aus seiner Kehle, aber ein mächtiger, schwarzer Strahl schiesst aus seinem Hals, als das Gefährt ihn krachend an der Hauswand zerquetscht.

Ich bin traurig und erschrocken, weil er sich von mir abgewendet hat, aber ich fühle, dass er es nicht tat, weil er mich nicht mehr liebt. Sein eigener Schmerz muss übergross gewesen sein, und er hat sich nur abgewendet, weil etwas Unbekanntes noch viel stärker war als er.

Mit einem Schlag begreife ich:

Von jetzt an muss ich ohne dich weitermachen, ich bin allein. Nach einer Weile erst habe ich mich getraut hinzuschauen, aber der Mann war nicht mehr da. Nichts mehr war zu erkennen als ein kleiner Hügel von Kleidern, Blut und Schnee am Strassenrand.

Ein winziges Zimmer sehe ich, das einzige Fenster mit Tüchern verhangen, abgedunkelt. In der Mitte ein kleiner Tisch, zwei Männer und eine Frau sitzen im Kreis. Auf dem Tisch ein riesiges Papier, das knistert, wenn sie die Ellbogen daraufstellen, die Köpfe in die Hände gestützt. Eine Petrollampe brennt in der Mitte und beleuchtet die Gesichter. Gesprochen wird leise, fast nur geflüstert. Finger fahren entlang von Linien auf dem Papier.

Am Boden, in der Ecke des Zimmers ein ovaler, geflochtener Korb, ausgelegt mit Lumpen. Ich sitze auf dem Schoss der

Frau, blicke über den Rand des Tisches und beobachte die Gesichter. Nach einer Weile hebt mich die Frau hinunter und bettet mich in den Korb.

Es ist Nacht, es ist furchtbar kalt. Eine Frau trägt mich, ein Begleiter ist dabei und einige Knaben, die selber laufen können. Wir rennen Hausmauern entlang, wir warten an mehreren Kreuzungen, vorsichtig um die Ecken schauend, dann eilen wir weiter. Nochmals warten wir lange, ich sehe schwach ein Strassenschild.

«Jetzt! Los!», heisst es plötzlich, und wir rennen über einen grossen, freien Platz und erreichen den Hafen.

Ich sitze am Quai auf einer Bohle, an der ein Schiff angebunden ist. Wir sitzen im Dunkeln, müssen lange warten.

Die Kleider sind nass bis auf die Haut. Ich friere entsetzlich. Endlich, es ist soweit, wir steigen drei, vier Stufen eine Leiter empor und versammeln uns am Bug des Schiffes. Säuberlich aufgerollte Seile liegen da, in der Mitte eine Höhlung bildend. Ich werde wie in einen Topf hineingesetzt. Die Frau setzt sich auf den Rand, die Knaben legen sich ringsum auf den Boden. Zu meiner Linken wird es ein klein wenig hell am Horizont, und ich kann deutlich schon die Umrisse der Stadttürme erkennen gegen den Himmel, als das Schiff vom Ufer ablegt. Ein Stück weit fahren wir an der Stadt vorbei, und ich erahne die Richtung und das Quartier, von dem wir in dieser Nacht aufgebrochen sind. Die Frau breitet ein Tuch über mich, ich kann jetzt nichts mehr sehen. Trotz Kälte und Schlottern schlafe ich ein.

Ein Bahnhof taucht auf in meiner Erinnerung. Wir müssen durch eine Schranke, Papiere werden gezeigt und angeschaut, gefälschte vielleicht.

Erleichtertes Aufatmen, wir stehen auf dem Bahnsteig, die

Sonne scheint. Ich habe das Gefühl, eine Gefahr überwunden zu haben, aber ich weiss nicht welche. Menschen stehen herum und warten, viele Frauen darunter, sauber, in schönen Kleidern, lächelnd und mit verschiedenartigen, seltsamen Hütchen auf dem Kopf – etwas Neues für mich.

Ich wundere mich über das friedliche Bild. Die Menschen spazieren, ruhig und entspannt, und ich denke:

Wie ist dies möglich? Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was auf der anderen Seite geschehen ist!

Und ein unbestimmtes Gefühl sagt mir:

Dies ist nicht ein echter Friede, ihm ist nicht zu trauen – es ist nur der Frieden der Sieger!

Wieder stehen wir an einem Gleis und warten. Kein Bahnsteig ist da, auch kein richtiger Bahnhof, nur ein kleines Haus. Gleichsam auf freiem Feld stehen wir neben den Schienen. Viele Menschen stehen mit uns, wir stehen und warten, gleisende Sonne über uns, ich habe Durst.

Endlich sehe ich den Zug, er zischt und raucht, kommt langsam zum Stehen. Doch er ist schon überfüllt. Menschen stehen auf den Trittbrettern. Wie Bündel hängen sie dort. Sogar auf der Lokomotive sitzen Uniformierte, und ich wundere mich, dass sie dort trotz der Hitze sitzen können.

Unmöglich erscheint es mir, in einen der Wagen zu steigen. Ein Gedränge und Geschiebe hebt an, und irgendwie gelangen wir doch hinein.

Eine Reise beginnt, die unendlich erscheint. Unendliche Felder, unendliche Wälder und immer der schreckliche Durst. Aber eine unbestimmte Hoffnung scheint da zu sein. Ich begreife zwar nicht, worin sie besteht, auch wenn die Frau es mir erklärt. Ich ahne aber, es hat etwas mit Lemberg zu tun.

Ich weiss nicht, was Lemberg ist. Es ist wie ein Zauberwort, das ich höre, das mir schwebend im Kopfe hängen bleibt. Es scheint ein Ort zu sein, eine Stadt vielleicht, mit der sich eine grosse Erwartung verbindet, als müssten wir dort jemanden suchen – jemanden treffen, der hilft.

Wir haben Lemberg nie erreicht, und wir haben den Rätselhaften nie gefunden, der uns helfen sollte. Stattdessen folgten Jahre, die ich erst langsam zu begreifen begann, als mir wieder jemand Hoffnung einzureden versuchte und mich wieder auf eine grosse Reise mitnahm.

Die Ankunft

Der Waggon war stickig und überfüllt.

«Bald sind wir in Basel», sagte Frau Grosz, die mich aus einem Waisenhaus in Krakow bis hierher mitgenommen hatte.

Ich schaute sie an. Sie blickte starr auf ihre Hände und schien weit weg zu sein. Etwas Wichtiges, etwas Unabänderliches bahnte sich an. Basel! Es klang, als wenn das Wort sich nicht entschieden hätte, ob es nun hoffnungsvoll oder bedrohlich klingen wollte. Es war das Ziel unserer Reise. Ich blickte zum Fenster hinaus und dachte zurück an das Haus in Krakow, an die anderen Kinder, denen ich beim Spiel zugesehen und mit denen ich mich geprügelt hatte. Frau Grosz war vielleicht Kinderschwester gewesen bei uns, vielleicht auch nur eine häufige Besucherin – ich weiss es nicht mehr.

Eines Tages hatte sie mich beiseite geführt, als wir Kinder im Hof spielten. Unwirsch schickte sie die Neugierigen weg, und als wir alleine waren, hat sie gesagt:

«Ich werde nach Hause gehen, das ist sehr weit. Ich komme aus der Schweiz, ich habe vor dem Krieg nach Polen geheiratet, mein Mann ist tot, ich gehe nun zurück. Die Schweiz ist ein schönes Land.»

Ihr Jiddisch hatte einen etwas seltsamen Klang; ich begriff nicht, wovon sie sprach.

«Ich weiss, sie sind sehr böse mit dir gewesen, du musst weg von hier», begann sie erneut, und ich war mir nicht sicher, was sie damit meinte.

Ich hatte doch nie vom Kinderlager, von den Kinderbaracken gesprochen, nie jemandem etwas von dem gesagt, was vorher war. Ich hatte nur immer wieder nach meinen Brüdern gefragt. Dies war das einzige, was ich sprach.

«Möchtest du mitkommen? Ich werde sagen..., du wirst sagen, du seist mein Sohn, so kann ich dich mitnehmen», und: «Die Schweiz ist ein schönes Land.» Sie wiederholte sich.

«Man wird gut zu dir sein. Willst du mitkommen?» fragte sie eindringlicher, als ich noch immer schwieg.

Ich bekam Angst. Weggehen? Von hier? Konnte man ihr trauen?

«Nein, nein, ich will nicht!» begann ich verzweifelt und mit aller Kraft zu brüllen.

«Nein, nein! Ich will nicht weg! Ich gehöre hierher! Ich bin hier zuhause!»

Ich tobte. Aber zu meinem masslosen Erstaunen blieb es still. Mitten in die Stille hörte ich ruhig und fest eine Stimme sagen:

«Ja, ich komme mit.»

Diese fremde Stimme! Oder war das doch meine Stimme?, fuhr es mir durch den Kopf.

Ich war entsetzt. Ich versuchte einen zweiten Anlauf. Ich holte so tief Atem, wie ich konnte. Ich wollte schreien, so laut, dass es alle hören sollten:

«Nein, ich gehöre hierher! Ich bin hier zuhause! Ich will nicht weg!»

Und wieder hörte ich unwiderstehlich meine eigene, fremde Stimme, laut und deutlich: «Ja, ich komme mit.»

Damit schien alles besiegelt. Frau Grosz entfernte sich.

Mir war wie nach einer schändlichen Niederlage. Ich würde Weggehen, heimlich, mich einfach davonmachen und die anderen im Stich lassen. Das schlechte Gewissen setzte sich als Kloss in meinem Halse fest. Ich sprach mit niemandem darüber. Auch mit Karola nicht. Ich mochte sie. Wenn es Prügeleien beim Essen gab, habe ich stets bei ihr Schutz gefunden.

Manchmal hat sie mich auch gestreichelt. Sie war älter als ich, und ich glaubte, sie von früher zu kennen, von irgendwo.

Und so sass ich nun in einem Eisenbahnwagen neben Frau Grosz, die noch immer still auf ihre Hände blickte.

Lange waren wir unterwegs gewesen, und nur an den letzten Tag der Reise kann ich mich erinnern:

Das Ziel war nahe, und es war doch nicht mein Ziel. Aber ich liess es geschehen, ich war müde, apathisch vielleicht, an Widerstand war nicht zu denken. Ich dachte an die Kameraden, die ich zurückgelassen hatte. Und immer wieder an Karola, die wohl noch immer durch die Strassen von Krakow lief und die Erwachsenen nach ihrer Mutter oder ihrem Vater fragte.

Ob man mir ansieht, dass ich ein Verräter bin, ein Fahnenflüchtiger? Mein Gesicht begann zu brennen, ich senkte den Kopf, und ich wagte nicht aufzublicken.

Im Zug wurde es unruhig. Die Reise nahte ihrem Ende. Frau Grosz stand unvermittelt auf, nahm mich bei der Hand und begann, mich durch die dichtgedrängten Menschen von einem Waggon zum nächsten zu ziehen. Ich liess es willenlos geschehen. Ich war so unendlich müde, und trotz des Getümmels fielen mir die Augen zu.

Ich erwachte von lautem Lärmen und hellen Stimmen. Wie lange hatte ich geschlafen? Ich blickte mich um. Etwas musste geschehen sein, während ich geschlafen hatte.

Es war ein anderer Waggon und nicht der Platz, wo ich mit Frau Grosz zuvor gesessen war. Und dieser Waggon war voller Kinder in meinem Alter, die verschnürte Pakete von den Gestellen nahmen und aufgeregt hin und her liefen. Dazwischen einige Erwachsene.

Alles schrie, rief durcheinander in einer Sprache, die ich nicht kannte. Die Stimme eines Schaffners übertönte das Stimmengebrause, und jemand antwortete.

«...alles Franzosenkinder...», war das einzige, was ich verstand, und erstaunt bemerkte ich, dass um meinen Hals eine Schnur gebunden war. Daran baumelte, wie bei den Franzosenkindern, eine rotumrandete Etikette.

Wie war ich denn dazu gekommen? Ich blickte mich um. Frau Grosz war nirgends zu sehen.

Langsam rollte der Zug in die dunkle Bahnhofshalle. Kräftige Arme ergriffen mich, stellten mich auf den Bahnsteig in die Reihe der anderen und dann, Abmarsch in einen Wartesaal.

Ein riesiges Durcheinander herrschte. Gepäckstücke wurden aufgeschnürt, von erwachsenen Frauen ausgebreitet und wieder zugeschnürt. Dazwischen liefen und schrien die Kinder.

Die Halsetiketten wurden geprüft.

Ich sass in einer Ecke auf einer Bank, mein Bündel fest umklammert, von dem ich nicht einmal wusste, was es enthielt.

«Das sind deine Sachen», hatte Frau Grosz nur gesagt. Langsam löste sich das Treiben auf. Ein Kind nach dem anderen wurde aufgerufen und verliess, von weiss-rot beschürzten Frauen geführt, den Wartesaal.

Ich rang nach Luft, wieder wurden Kinder von Erwachsenen weggeführt, ich konnte nicht sehen, wohin. Früher war das auch schon so. Nur hatten damals graue Uniformen mit bösen Gebärden sie weggeführt. Die grauen Uniformen hatten Stöcke in den Händen und Peitschen. Die Weggeführten sind nie wiedergekommen. Diesmal aber waren die Erwachsenen freundlich. Ich versuchte, die Müdigkeit beiseite zu drängen. Nur nicht einschlafen. Beobachten!

Ich versuchte vergebens zu begreifen, was hier geschah.

Die Kinder schienen fröhlich, viele lachten.

Vielleicht versuchen sie nur, uns zu täuschen. Es ist gefähr-

lich, wenn Erwachsene freundlich zu Kindern sind, sagte ich zu mir.

Angestrengt dachte ich nach, ich dachte an den Grossen Grauen. Der Grosse Graue war mir eine Warnung.

Der Grosse Graue hatte uns bewacht, damals, als wir einmal ausserhalb der Baracke im Freien sein durften, und wir, zögernd und unsicher ob dem hellen Tageslicht, unsere selbsterfundenen Spiele spielten.

Er liebte uns nicht, der Grosse Graue, und manchmal trat oder schlug er nach uns. Seine graue Uniform war schmutzig und zerknittert, und seine Augen blitzten gefährlich. Wie er so gelangweilt mitten unter uns stand, überlegte ich, wie er wohl gnädig zu stimmen sei, damit er nicht nach uns trat. Er trat immer, wenn er gelangweilt war.

Vorsichtig erst, dann mutiger, begann ich, um ihn herumzutanzten, auf ihn zuzuspringen und wieder fort – wie beim ‚Fang-mich‘. Ich machte viele Versuche und endlich – er blickte mich an. Seine Augen verloren langsam den drohenden Schatten. Staunend sah ich, wie seine Mundwinkel sich zu einem Lächeln verzogen; nur ganz langsam, nur ganz wenig erst, aber ganz deutlich. Stolz kam in mir auf und unbändige Freude. Ich hatte es geschafft! Ich hatte das Böse aus seinem Gesicht genommen, und er ging auf mein Spiel ein. Ich hatte ihn besiegt!

Erst fasste er mich an der Hand, wir tanzten im Kreise, er lachte. Es klang rau, aber nur solange, bis er die letzte Bosheit aus seinem Herzen weggelacht hatte. Dann nahm er mich mit einem kräftigen Schwung auf seine Schultern, und ich ritt auf ihm, wie König David auf seinem schneeweissen Schimmel. Immer schneller galoppierten wir im Kreis, und ich war unsagbar glücklich: Er war böse gewesen; aber jetzt?

Er spielte mit uns unsere Spiele.

Die anderen standen staunend.

Auf einmal aber rannte er wild geradeaus, ich erschrak. Er durchbrach den Kreis der verblüfften Kinder, er rannte auf die Mauer zu, die unseren Platz abgrenzte. Er packte mich stärker an den Füßen, hob mich hoch über sich und stand kurz vor der Mauer still.

Noch immer hielt er meine Füße fest in der Luft, und ich flog vornüber wie ein haltloses Bündel. Ich flog über ihn hinweg mit der Stirn in die Mauer. Erst dann liess er mich fallen und er entfernte sich.

Er lachte noch immer.

Ich lag auf der schlammigen Erde, gelähmt in ungläubigem Staunen über diesen Verrat. Erst nach einer Weile verspürte ich den Schmerz. Ich erhob mich, und aus Leibeskräften schreiend lief ich in die Baracke.

Eine Wärterin, eine Blockowa vielleicht, erblickte mich, brüllte auf mich nieder und zeigte auf die frisch ausgespritzten und gesäuberten Bodenplanken. Eine andere stand daneben und grinste. Ich blickte hinter mich. Eine Blutspur zeigte den Weg, den ich gekommen war. Sie warf mir einen riesigen, schweren Lappen zu. Sie befahl, den Boden zu reinigen. Ich bückte mich und versuchte, das Blut aufzuwischen. Immer wieder von neuem. Es schien kein Ende zu nehmen. Wenn ich mich bückte und wischte, tropfte es erneut von meiner Stirn, und ich wischte wieder und wieder und ich dachte:

So wird es ewig weitergehen – bis ich leergetropft bin –, und dann werde ich tot sein!

Ich weiss nicht mehr, wie es wirklich endete.

Also Vorsicht! Die freundlichen Erwachsenen sind die gefährlichsten, dachte ich, die täuschen einen am besten. Den Grossen Grauen mit seiner verdreckten Uniform habe ich nie mehr gesehen.

Ist er vielleicht hier bei diesen vielen anderen freundlichen

Erwachsenen? Ich werde ihm zuvorkommen. Ich werde ihn beißen, wenn er kommt!

Ich überlegte. Ich fühlte Angst und Wut. Ich drückte mich tiefer in meine Ecke.

Im Warteraum war es inzwischen still geworden, nur in einer entfernten Ecke unterhielten sich einige Erwachsene. Bündel von Papieren wurden herumgereicht und schliesslich hinausgetragen. Die Aktion schien beendet. Der Wartesaal war leer. Warum bin immer ich es, der übrig bleibt?, dachte ich. Am frühen Morgen, kurz nach Tagesanbruch, waren wir angekommen. Nun schien die Sonne schon hoch durch das Glasdach. Ich sass noch immer allein in meiner Ecke, hielt mich an meinem Bündel fest und blickte in den leeren Raum. Frau Grosz war nirgends zu sehen. Ich fror, obgleich es warm war, ich fühlte mich ratlos und allein. Ich begann zu weinen, zum ersten Mal seit langer Zeit. Eigenartig warm floss es mir über das Gesicht.

Ich hatte manchmal geweint in den letzten Jahren, aus Wut und Ohnmacht gebrüllt, was die Lungen hergaben, aus körperlichem Schmerz oder Schrecken geschrien. Aber wann hatte ich zum letzten Mal wirklich geweint, nur weil ich traurig war?

Es musste lange her sein, denn im Lager durfte man nicht traurig sein. Wer traurig war, auch nur einen Augenblick, der war schwach. Wer schwach war, konnte nicht überleben!

Aber ich erinnerte mich, und es schien sehr weit weg und sehr lange her. Im Bauernhaus war es, irgendwo zwischen den weiten polnischen Wäldern, wo ich eine kurze Zeit gelebt hatte mit meinen älteren Brüdern, lange bevor ich ins Kinderlager geholt wurde. Von dort hatte ich meine ersten klaren Erinnerungen.

Ich sehe es noch genau vor mir: Wir sassen alle am Stuben-

tisch, aus irgendeinem Grunde weinte ich. Motti, der älteste meiner Brüder, stand auf und beugte sich über mich. Sein Gesicht verhieß liebevolle Fürsorge, sein breiter, gebeugter Rücken über mir war wie ein riesiger Schutzschild, und ich lauschte seiner tröstenden Stimme. Ein seliger Augenblick – ich habe noch mehr weinen müssen. Aber Motti war schon lange nicht mehr bei mir. Auch die anderen Brüder nicht. Statt dessen beugte sich plötzlich eine fremde Frau über mich. Ich hob die Augen:

Diese Uniform habe ich noch nie gesehen, war mein erster Gedanke. Ich war unsicher.

«Ja, hat man dich denn vergessen?» fragte sie, und ihre Sprache klang seltsam, kaum verständlich.

Ich schluckte, ich konnte und wollte nicht antworten. Sie ging kopfschüttelnd mit meiner Etikette in der Hand wieder weg.

«Die ist ja leer!» rief sie und drehte sich nochmals um. «Woher kommst du denn? Wer hat dir das gegeben?» Ich würgte und biss die Zähne zusammen. Ich schüttelte den Kopf und zuckte mit den Schultern.

Nichts werde ich sagen, niemals, zu niemandem. Ich muss schweigen, nur nichts verraten!, dachte ich.

Als sie zurückkam, sprach sie schnell und aufgeregt auf mich ein. Ich verstand nichts, aber ich erkannte, dass sie sehr unzufrieden war, dass ich irgend etwas Unrechtes getan haben musste, und dass die Sache nicht so einfach sei, dass man mit mir nicht gerechnet hätte, dass kein Platz sei für mich.

Dann ging sie abermals weg, andere kamen und fragten dasselbe:

«Woher kommst du? Wer hat dich hergebracht? Wie ist dein Name? Wir wissen nichts von dir! Du bist nicht auf der Liste! Wir müssen telefonieren.»

Ich schwieg tapfer.

Von der gegenüberliegenden Ecke des Wartesaales war aufge-regtes Reden zu vernehmen. Das Warten wurde zur Qual, Angst und Enttäuschung überspülten mich, ich kämpfte um Luft.

Endlich, nach langer Zeit kam wieder eine Frau, eine andere, drückte mir einen Plüschbären in den Arm und sagte:

«Wir haben endlich einen Platz in einem Kinderheim gefun-den, aber wir müssen noch weiter mit der Eisenbahn. Beeil dich, sie erwarten uns zum Mittagessen!»

«Ich will zu Frau Grosz», murmelte ich weinend.

Sie schüttelte den Kopf und sah mich fragend an: «Wer ist Frau Grosz?»

Oh, fast hätte ich mich verraten. Wieder biss ich die Zähne aufeinander, wieder antwortete ich nicht. Ich zuckte nur mit den Achseln, und sie zog mich von der Bank.

Die Frau trug keine Uniform. Also nahm ich mein Bündel und den Plüschbären, und wir liefen zum Zug.

Verspätet kamen wir im Kinderheim an. Ich wurde in einen grossen Raum geführt, wo die letzten Kinder eben einen riesi-gen, langen Tisch verliessen. Hier soll ich warten, hat jemand gesagt. Ich blickte zum Tisch, alle waren gegangen, und ich stand allein.

Der Tisch bot einen ungewohnten Anblick. Er war bedeckt mit einem grossen Tuch, das weit über den Rand hinunter hing. Darauf lagen noch immer die Teller der Kinder, sie hatten sie einfach stehen lassen. Doch die Teller waren nicht aus dem üblichen grauen Blech, sie waren weiss – so schöne Teller für Kinder? Ich wunderte mich und trat näher. Was ich sah, über-raschte mich masslos, schien mir unbegreiflich, aber es war keine Zeit zum Überlegen. Ich musste rasch handeln.

Die Kinder hatten die Teller nicht leer gegessen! Sie hatten

streifenartige Reste liegen lassen auf den Tellerrändern. Überall lagen diese Reste umher – scheinbar unbewacht. Ich blickte mich um, niemand war zu sehen. Schnell versteckte ich mich unter dem Tisch hinter dem schützenden Laken und begann, mit einem Arm nach oben zu tasten, nach den Tellern und ich sammelte die liegengebliebenen Streifen. So viel ich konnte, nahm ich in den Mund, so viel ich konnte, stopfte ich in meine Taschen und ins Hemd. Die Streifen waren zäh, aber sie schmeckten herrlich, nach Brot das Herrlichste, was ich je gerochen und gegessen habe. Wie ein Rausch ergriff es mich. Ich musste mehr sammeln, sammeln, was im Hemd Platz fand. Davon könnte man satt werden, und einen Vorrat könnte man anlegen für eine ganze Woche oder länger, dachte ich. In wenigen Augenblicken Essen finden, das für viele sorgenfreie Tage reichen würde – es war nicht zu fassen. Diese blöden Kinder, dachte ich, wie kann man so dumm sein und Essbares unbewacht liegen lassen. Die scheinen keine Ahnung zu haben. Vielleicht sind sie Neulinge, die noch nicht wissen, dass nur am Leben bleibt, wer Vorräte anlegt, wer ein gutes Versteck findet, wer sein Essen verteidigt! Essbares nie unbewacht lassen – das hat mir Jankl doch immer gesagt. So dachte ich und kaute, kaute wieder und sog den wunderbaren Duft durch die Nase, bis plötzlich eine Hand meinen Arm ergriff, als ich wieder nach einem Teller tastete. Mit einem harten Ruck wurde ich unter dem Tisch hervorgezogen. So sass ich am Boden, mit vollem Mund, in beiden Fäusten die letzten herrlichen Streifen festhaltend, und ich blickte auf dicke Waden und den Rand einer weissen Schürze. Ein zweiter Ruck, und ich wurde auf die Füße gestellt. Einige Streifen fielen aus dem Hemd. Ich hob den Kopf. Ich blickte in weit

aufgerissene, helle, zornige Augen. Die blickten erst auf den Boden, nach den heruntergefallenen Streifen, dann auf meine Fäuste, dann auf meinen überquellenden Mund, aus dem der Speichel lief, und nach einem Moment sprachlosen Staunens erhob sich ein wütendes Geschrei:

«Käserinde! Da isst doch einer Käserinde! So ein Grusel!» Ich wusste zwar nicht, was ein Grusel war, aber den Sinn verstand ich – und verstand ihn doch nicht. Sie verzog den Mund vor Ekel.

Warum soll es verboten sein, Essbares zu essen, das niemand bewachte, zumal es so wunderbar schmeckt? Sind die Streifen vielleicht ihr Eigentum? Will sie mir die Streifen wegnehmen, um sie selber zu essen?, fragte ich mich. Ich riss mich frei und rannte los, fest entschlossen, meine Beute bis zuletzt zu verteidigen. Und so rannte ich quer durch den Saal, rund um den Tisch, unter dem Tisch durch, hinter eine Art Theke. Aber da kam, angelockt von dem Geschrei, ein zweites Paar dicke Waden und eine weisse Schürze auf mich zu...

Ich fiel zu Boden, Arme wollten mich packen, ich versuchte blitzschnell in eine der Waden zu beißen. Doch ich bekam nur den Rand einer Schürze zwischen die Zähne. Ich riss sie herunter, verfring mich darin und wurde unter noch mehr Geschrei endgültig ergriffen.

Ich fand keine Luft, spuckte die Reste der Streifen aus, was noch lauterer Geschrei bewirkte.

«Was ist hier passiert?» fragte eine ruhige Stimme von irgendwoher.

Es war die Frau, die mich hergebracht hatte.

«Er spuckt, beisst, tobt und isst Abfälle!» rief erregt eine der weissen Schürzen.

Sie hatte schon mein Hemd geöffnet und schüttelte nun meine ganzen gesammelten Schätze auf den Boden. Eine weitere

kam mit einem Eimer, mit Schaufel und Besen und kehrte alles weg.

Ich verstand gar nichts mehr.

Sie nahmen mir mein Essen weg, aber nicht, weil sie selbst essen wollten. Sie schienen keinen Hunger zu haben. Nein, sie warfen vor meinen Augen das Essbare weg! Wollten sie mich auf diese Weise bestrafen?

Auf Geheiss einer der Schürzen wurde ich in ein ‚Einzelzimmer‘ gebracht, wie sie es nannten.

«Nur bis du dich beruhigt hast», sagten sie und schlossen die Tür.

Erst jetzt merkte ich, dass ich in der Aufregung mein Bündel verloren hatte – auch der Plüschbär war weg.

Leise ging ich zur Tür, aber sie war verriegelt.

Ich blickte mich um. Im Zimmer stand nur ein einziges Bett, aber eines von ungeheuren Ausmassen, ein Tisch und ein Stuhl. Auf dem Bett eine riesige Decke, aufgebläht wie eine Wolke. Ich schnupperte. Die Wolke roch süss und sauber und verlockend.

Ich wagte nicht, sie zu berühren.

Ich überlegte:

Hier darf sicher nur jemand schlafen, der besondere Vorrechte besitzt und sicher sehr mächtig und stark ist. Wie könnte er sonst so einen Platz verteidigen. Sicher ist es jemand mit einer besonders wichtigen Uniform, eine mit glänzenden Knöpfen. Ich habe hier zwar noch keine der grauen oder schwarzen Uniformen gesehen, aber wie kann man sicher sein.

Oh! – Und was, wenn er mich hier findet? Wird er mich schlagen, weil er glaubt, ich will ihm seinen Besitz und seinen Platz streitig machen? Hier scheinen alle stärker zu sein als ich.

Und dann dachte ich wieder an meine Niederlage, an mein verlorenes Essen, an das verlorene Bündel, an den Plüschbären,

und ich hatte Angst vor der Uniform, die vielleicht schon hinter der Türe stand.

Ich horchte, aber im Hause blieb alles still.

Sie nehmen mir alles weg hier.

Ich spürte einen würgenden Kloss im Hals.

Vielleicht nehmen sie nicht nur das Essen – vielleicht auch die Kleider. Es ist Winter. Vielleicht lassen sie mich in diesem Zimmer verhungern. Die Schweiz ist kein schönes Land, wie Frau Grosz gesagt hatte. Frau Grosz hat mich angelogen! Frau Grosz hat mich allein gelassen! Ich hasse Frau Grosz!

Hungrig und müde kroch ich unter das Bett und schlief ein.

Die Brüder

Hatte ich vier Brüder – oder fünf, was ich eher glaube? Mit Sicherheit kann ich es nicht mehr sagen. An sie jedoch sind meine frühesten, einigermaßen klaren Erinnerungen gebunden. Es sind Gedächtnisbrocken, in denen meine Brüder eingeschlossen sind, gleichsam wie Urgestein in einem grossen Geröllfeld frühen Erinnerns.

Ein Bauerngehöft war es, mehrere kleine Gebäude, im Viereck zueinander geordnet, mit einem Hof in der Mitte. Ein Wohnhaus, gegenüber ein leerer Stall, eine Scheune für den Pferdekarren ohne Pferd, offen zum Hof hin, und eine Scheune für das Erntegut, nun aber ebenso leer wie der Stall.

Als einzige Erwachsene die Bäuerin, streng und grob. Wir fürchteten ihre harten Strafen. Sie beaufsichtigte uns, gab uns zu essen. Ich erinnere mich an einen nicht mehr definierbaren Brei in einer grossen Schüssel.

Wir sassen an einem langen Tisch nach unserem Alter aufgereiht. An einem Ende sass ich als Jüngster, neben mir Daniel; am anderen Ende sass Motti oder ‚Mordechaiii‘, wie ihn die Bäuerin stets rief, als Ältester. Die anderen dazwischen, nur schemenhaft ihr Bild.

Uns gegenüber, in der Mitte der anderen Längsseite des Tisches, die Bäuerin, die uns anwies, nie die Türe zu öffnen oder gar ohne Erlaubnis und Aufsicht das Haus zu verlassen, nie aus einem der Fenster zu schauen, nur gebückt an den Fenstern vorbeizugehen –

«Wegen der Kugeln, die durch die Scheibe schlagen könnten», so sagte sie.

Die strengen und bösen Blicke, die uns dabei trafen, verrietten die Schwere der Strafe, die wir sonst zu erwarten hätten.

Es war aber noch etwas anderes in ihren Augen, das mich weit mehr beunruhigte – ich glaube, es war Angst. Diese mächtige, muskulöse Frau mit ihren dicken Armen und schweren Händen, diese Verkörperung der Allgewalt über uns Kinder – konnte es etwas geben, das noch mächtiger war als sie? Etwas, das sogar sie fürchtete?

Womit wir die gewöhnlichen Tage im Hause verbrachten, weiss ich kaum mehr. Ich erinnere mich an die ständig wiederholten Mahnungen Mottis, mich rechtzeitig zu bücken, bevor ich an einem Fenster vorbeiging, an seltene Gänge ins Freie am Abend.

Einmal klebte Motti aus Papier und Stäbchen ein Segelflugzeug. Ich durfte ihm zuschauen. Er stellte es zum Trocknen auf den kleinen Holzofen und mahnte mich, es nicht zu berühren, und ging in die Küche. Doch meine Neugier war stärker als seine Mahnung, und als ich es berührte, fiel es zu Boden und zerbrach.

Motti schlug mich nicht, er schlug nie, er schimpfte nicht einmal, er erklärte mir ruhig, was geschehen war. Dann zeigte er mir, wie man ein Flugzeug repariert.

Wenn die Bäuerin ausser Hause war, übertrug sie Motti die Aufsicht über uns Jüngere. Eine herrliche Zeit war dies jedesmal. Motti kümmerte sich besonders um mich. In meinen Augen war er schon kein Kind mehr. Er war stark, er war der Beschützer, der niemals zürnte, der nie laut schrie. Er konnte trösten, es war Wärme und Sicherheit bei ihm.

Am Gehöft vorbei floss ein Kanal. Wir mussten über den schmalen Steg eines Stauwehres gehen, um auf eine Wiese zu gelangen, wo wir einige Male spielen durften. Die einzige Geländerstange war mir zu hoch, und ich fürchtete die tiefen Strudel unter mir.

Doch am meisten fürchtete ich den Walfisch, von dem uns Motti erzählt hatte!

Der Walfisch, der Jonas verschluckte, als er Gott nicht gehorchen wollte, so sagte Motti. Ich wusste, dass auch ich nicht immer gehorchte, und ich stellte mir vor, dass Gott zu dem Walfisch eines Tages sagen wird: Schau, dort, in diesem Gehöft lebt der Benjamin, der nicht gehorcht! Schwimm den Kanal hinauf, und wenn er wieder über das Wehr geht, dann spring aus dem Wasser, verschluck ihn und bring ihn zu mir! Zitternd vor Angst blickte ich jedesmal ins tiefe Wasser, um zu sehen, ob der Wal schon auf mich wartet.

Nur Motti konnte ich meine Angst gestehen. Aber Motti lachte und sagte, die Geschichte sei ja nicht zu Ende, er würde mir nun erklären, weshalb meine Angst umsonst gewesen sei.

Und Motti erzählte etwa so:

«Der Walfisch hat Jonas wieder ausgespuckt, weil Jonas bereut hat. Gott hat sich gefreut, dass der Walfisch seine Arbeit so gut gemacht hat. Und dann kam eine Zeit, da gab es immer mehr Menschen, die Gott nicht gehorchten. Gott aber erinnerte sich an den Walfisch und sandte ihn aus, die Bösen zu verschlucken und nur die wieder auszuspucken, die bereuten. Aber nur wenige bereuten, und so wurde der Walfisch immer grösser und dicker und fetter. Als der Walfisch alt war und starb, da war er riesengross. Da hatte Gott eine Idee: Er sah die armen Juden auf der Welt, viele von ihnen hungerten. Da schenkte er ihnen den toten Walfisch, dass sie während tausend Jahren jede Woche einmal von ihm essen könnten. Darum essen wir Juden jeden Schabbat Fischklösse.»

«Ich habe aber noch nie Fischklösse gegessen», entgegnete ich, und Motti sagte:

«Vielleicht ist er jetzt aufgeessen. Und darum ist jetzt auch Krieg, weil schon lange kein Walfisch mehr da ist, der die Bösen verschluckt...»

So verschwand meine Angst vor dem Walfisch im Kanal, aber ich hatte erfahren, dass Krieg war!

Bald jedoch wurde die ruhige Zeit in der Bauernstube von verschiedenen Ereignissen erschüttert. Eines Tages hörten wir eine laute, tiefe Männerstimme halb singend, halb brüllend vor dem Haus. Verstohlen blickten wir, trotz des Verbotes, aus dem Fenster.

Motti sagte, dass es ein Soldat sei und erklärte mir, was ein Soldat ist. Motti erkannte die Uniform und erklärte mir, was eine Uniform ist. Der Soldat trug ein Gewehr, und Motti erklärte mir, wozu er sein Gewehr braucht.

Als der Soldat sich dem Hause näherte, flüchteten wir ängstlich in die Küche, wo die Bäuerin hantierte. Der Soldat erschien vor dem Küchenfenster und schaute herein. Wieder begann er Unverständliches zu schreien, und ich sah, wie sein Arm ausholte zu einem mächtigen Schlag genau in die Mitte des Fensterkreuzes.

Das ganze Fenster flog splitternd in die Küche, und der Soldat kletterte in den Raum. Bäuerin und Soldat schrien sich Worte zu in einer Sprache, die ich nicht kannte.

«Hinaus, hinaus mit euch!» kreischte die Bäuerin, und ihre Stimme hatte einen neuen, mir fremden Klang.

Wir rannten in die Stube und lauschten. Wir hörten schrecklichen Lärm, Poltern und Schlagen, das Schreien der Bäuerin, das tiefe Fluchen vom Soldaten. Dann war Stille.

Wir warteten noch immer, wir wagten nicht, uns zu bewegen, wir warteten sehr lange.

Dann vernahmen wir leises Wimmern aus der Küche. Vorsichtig schlichen wir hin. Die Bäuerin sass am Boden, in der Mitte des Raumes, mit zerrissenen Kleidern, mit zerfleddertem Haar und sie weinte!

Die Bäuerin konnte weinen!

Die Bäuerin, diese mächtige Frau, die so böse und grausam sein konnte. Die Bäuerin, die strenge Richterin über uns Kinder, die so schmerzhaft Strafen sich ausdachte – sie konnte weinen?

Ich war masslos erstaunt.

Da sass sie nun auf dem Fussboden, inmitten des zerbrochenen Geschirrs, zwischen zertrümmerten Stühlen und dem umgekippten Küchentisch.

«Raus, raus!» schrie sie uns wieder an, mit erzwungener Härte, und versuchte vergeblich, sich die Haare aus dem nasen Gesicht und den Augen zu wischen.

So liessen wir sie allein und schlichen zurück in die Stube. Wir sprachen kein Wort mehr darüber, nie mehr, aber wir wussten, der Krieg hatte einen Vorboten geschickt.

Als der Winter kam, gab es bald nichts mehr zu essen. Alle paar Tage führte uns Motti in der Dämmerung aus dem Haus. Wir gingen, ohne die Bäuerin, über den gefrorenen Kanal durch den Schnee zum nahen Wald. Wir krochen unter verschneiten Ästen durch, zwängten uns durch Buschwerk und gelangten zu einer Lichtung, wo in einer Mulde ein kleines Holzhaus stand. Von vielen Seiten kamen andere, unbekannte Kinder auf die Lichtung, rutschten auf dem Schnee in die Mulde und gingen in die Hütte.

Da war nur ein einziger Raum. In der Mitte stand über dem offenen Feuer ein mächtiger Topf mit brodelnder Suppe. Die Luft war stickig und angefüllt vom Dampf, dass kaum etwas sonst zu erkennen war. Jedes Kind bekam einen Becher, und die Suppe roch herrlich.

Viele Male sind wir dahin gegangen, und meistens kam ich weinend zurück. Der Weg durch den Schnee überstieg fast meine Kräfte. Motti trieb uns immer zu äusserster Eile an, er allein schien zu wissen, warum.

In der Hütte angekommen, verbrannte ich mir stets die Finger

am heissen Blechgeschirr und die Lippen an der heissen Suppe. Meist mussten wir aufbrechen, bevor ich imstande war, mein Gefäss leerzutrinken. Doch den Platz rechtzeitig zu verlassen, schien wichtiger zu sein.

Es wurde Frühling, und der Boden begann aufzutauen, es wurde wärmer, es wurde sogar heiss. Wir brauchten nicht mehr zu frieren.

Und eines Tages war es dann soweit: Der Krieg hatte uns wirklich erreicht.

Vom Wald her ertönten Schüsse, und wir hörten grollendes Motorengeräusch. Der Lärm kam näher.

«Unter den Tisch! Auf den Boden legen! Kein Laut!» rief die Bäuerin.

So lag ich zwischen Motti und Daniel, dem zweitjüngsten Bruder, an die anderen erinnere ich mich kaum mehr; und wir lauschten auf ein rasselndes Geräusch, das immer näher kam, bis es zu einem fürchterlichen Getöse anschwellte. Dann ein dumpfer Knall, und das ganze Haus schien zu schaukeln. Das Getöse erstarb, einzelne Schüsse fielen noch – dann trat Stille ein. Wir warteten atemlos, wir warteten lange, doch nichts geschah, kein Soldat kam ins Haus, alles blieb ruhig, es schien vorbei zu sein.

Langsam wurde mir das bewegungslose Ausharren unter dem Tisch zu unbequem. Meine Neugier besiegte sanft aber sicher meine Angst.

«Ich muss aufs Klo», flüsterte ich und kroch vorsichtig unter dem Tisch hervor.

Das Klohäuschen war ein kleiner Anbau, den man von der Stube aus betreten konnte. Ich ging hinein, kletterte vorsichtig auf das Brett und zog mich zum winzigen Fensterchen empor. Ich blickte hinaus.

Seitlich, in der halb durchbrochenen Rückwand des Hauses steckte ein Gefährt, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es war schon eher ein Koloss, aus Eisen schien er zu sein, ein grau-

schwarzes Ungetüm mit einem runden Deckel, der offen stand. Aus dem Loch rauchte und stank es, ich konnte aber deutlich den Körper eines Soldaten erkennen, der halb über den Rand ins Freie hing und sich nicht bewegte. Ebenso reglos lagen zwei weitere Soldaten zwischen den Obstbäumen auf der Wiese.

Ein gewaltiger Lärm hinter mir riss mich aus meinen Beobachtungen. Die Bäuerin hatte die Türe aufgerissen – ich war wohl zu lange weggeblieben. Sie schrie, als sie mich da oben sah, wutentbrannt, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Sie riss mich vom Fenster weg und schlug mich wie nie zuvor.

«Zur Strafe werde ich dich allein im Keller einschliessen. Heute nacht wirst du nicht mit deinen Brüdern schlafen!» keuchte sie und schleifte mich nach unten.

Es war schon spät am Morgen, als ich auf einem Bündel leerer Säcke erwachte, die nach Obst rochen. Der winzige Keller war halb dunkel. Nur von oben, durch zwei kleine Fensterchen, die zu ebener Erde ins Freie führten, drang Licht. Ich konnte sehen, dass die Sonne schon hoch stehen musste. Die Tür nach oben war verschlossen.

Warum holt sie mich nicht, oder Motti, wenn es schon heller Tag ist?, so dachte ich und lauschte angestrengt auf Schritte. Alles blieb ruhig, kein Laut war zu vernehmen im Haus.

Ich stieg auf eine Kiste und blickte hinaus.

Es mochte schon Mittag sein, als ich mich nach etlichen Mühen hochziehen und auf den Hof hinaus klettern konnte.

Alles schien friedlich und ruhig, aber kein Mensch war zu sehen. Meine Brüder nicht, die Bäuerin nicht. Ich ging durchs leere Haus, die Türen standen offen, in der Schüssel war noch Brei vom Vortage.

Ich ging wieder auf den Hof und wieder ins Haus und wieder zurück, ich begann zu rufen, niemand antwortete.

Wohin mochten sie nur gegangen sein? Warum haben sie mich nicht mitgenommen?, dachte ich.

Mir war elend. Ich hatte Angst ohne die Nähe meiner Brüder und ohne Mottis Schutz.

Zwei, vielleicht drei Tage vergingen, bis ich Geräusche hörte. Ich stand draussen neben dem Pferdewagen ohne Pferd.

Ich vernahm ein Brummen, das immer näherkam. Ein Lastwagen fuhr langsam auf den Hof, gefolgt von einer Gruppe fremder Menschen zu Fuss. Grüne Uniformen mit Gewehren liefen neben ihnen her. Grüne Uniformen stiegen aus der Kabine des Wagens, stellten sich im Kreis um den Wagen, auch sie hatten Gewehre.

Auf dem Wagen standen viele Menschen dicht gedrängt, die alle eigenartig schwankten und zu mir herüber schauten. Müde sahen sie aus und verstaubt. Staunend stand ich da, nie zuvor hatte ich so viele Menschen gesehen. Fast alles Erwachsene, nur einige Kinder, grösser als ich.

Aus der stehenden Gruppe löste sich eine Gestalt und kam langsam auf mich zu. Es war eine Frau. Deutlich hob sie sich von den anderen ab, sie war ganz in Grau gekleidet. Sie sah oben aus wie ein Soldat mit einer Schiffchenmütze und mit einer Jacke mit herrlich glänzenden Uniformknöpfen. Unten trug sie keine Hosen wie die Grünen, sondern einen Rock. Aber Stiefel hatte sie – noch nie hatte ich so schöne gesehen! Die graue Uniform war aus einem Stoff, wie ich ihn nicht kannte – glatt und sauber, ohne Risse, ohne Löcher, ohne einen Flecken. Sie musste etwas Besonderes sein!

So stand sie vor mir, ein mächtiger grauer Schatten, und sie sprach zu mir. Ich schüttelte den Kopf, denn ich verstand kein Wort. Sie hielt inne, dann sprach sie wieder und nun klang es ähnlich, so wie Motti sprach.

«Was tust du hier?» fragte sie, «bist du allein?»

«Ja», antwortete ich, «und ich suche meine Brüder!» Hoffnung keimte auf.

Vielleicht wusste sie, wo Motti und Daniel und die anderen geblieben waren. Sie nickte bloss, ging ins Haus, kam wieder und sagte:

«Ich werde dich schon zu deinen Brüdern bringen, komm mit!» Und sie nahm meine Hand.

Ich wollte schon jubeln, doch der Griff war etwas zu hart, und ihre Hände erinnerten mich an die Hände der Bäuerin.

Sie schubste mich zu den Wartenden, der Wagen fuhr an, und wir gingen hinter ihm her über Felder und Wege, die ich noch nie gegangen war.

«Wohin?» fragte ich die graue Uniform, und ich hielt mich an ihrem Rocksäum fest, um Schritt zu halten.

«Majdan Lublin – Majdanek!» sagte sie.

«Da kannst du spielen.»

Ihre Stimme klang seltsam streng, und sie wischte unwirsch meine Hand von ihrem Rock.

«Wohin?» fragte ich wieder.

«Majdan Lublin – Majdanek!» wiederholte sie barsch, und ich blickte zu ihr auf.

«Und meine Brüder?»

«Alle wirst du wiedersehen!» antwortete sie und schaute zu mir herunter, nun lächelte sie.

Sie lächelte, doch ihr Lächeln ging über in ein Grinsen, und ich war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte.

Majdanek, Majdan Lublin, Majdanek wiederholte ich immer und immer wieder. Der Name klang so schön!

Die Vorfreude auf meine Brüder verscheuchte jeden Argwohn. Ich malte mir aus, wie es sein würde in Majdanek, ohne die böse Bäuerin, nur mit meinen Brüdern zusammen. Wir würden spielen, hatte die graue Uniformfrau gesagt – ja, wir würden spielen, auf einer grossen, sonnigen Wiese, draussen

am Licht und schattige Bäume ringsum. Wir wären nicht mehr eingesperrt in der muffigen Stube, Tag für Tag.

Sicher hat Motti sein gebasteltes Segelflugzeug mitgenommen, vielleicht auch den Ball, ging es mir durch den Kopf. Ich konnte es nicht erwarten.

Wie lange wir unterwegs waren, weiss ich nicht.

Wir sind da!, hiess es plötzlich, vielleicht am selben Tag, vielleicht war es am nächsten.

Dann erinnere ich mich wieder: Es war schon Abend, und der Tag war heiss gewesen. Ich hatte schrecklichen Durst. Wir gingen hinunter, es war ein staubiger Weg, vorbei an einem schneeweissen, hohen Haus. Ich hatte noch nie ein so hohes Haus gesehen. Es war nicht aus Holz, es schien aus Stein zu sein, und ich wunderte mich, dass ich kein Dach sehen konnte. Kurz nach dem seltsamen Haus warteten wir lange an einem hölzernen, drahtvergitterten Zaun. Ich sah, wie ein Tor geöffnet wurde, ich sah einen hölzernen Turm, ich sah eine Strasse, die nach oben führte, ein Meer von länglichen Häusern aus Holz.

Soldaten standen herum. Einer stand neben mir, und ich musterte ihn neugierig.

«Was für ein komisches Gewehr hast du hier?» fragte ich ihn. Ich zupfte an einem Gegenstand, der ihm aus dem Gürtel hing. Blitzschnell drehte er sich um, blitzschnell fuhr sein Arm empor mit dem seltsamen Gegenstand in der Faust, und heiss zischte mir etwas über das Gesicht, dass ich glaubte, es würde entzweigeschnitten.

So habe ich gelernt, was eine Peitsche ist, und ich habe begriffen:

Die Graue hat gelogen – Majdanek ist kein Spielplatz.

Die Hundehütte

Ein Alptraum zerstörte die friedliche Ruhe des ersten Schlafes im neuen Kinderheim. Ein Alptraum, der sich in den folgenden Jahren unerbittlich wiederholte, in allen Bildern, in jeder Einzelheit, gleichsam als unaufhörlich aufeinander folgende Kopie, Nacht für Nacht:

Ich befand mich im Halbdunkel, als einziges Kind allein auf der Welt. Auf der Welt war kein anderes lebendes Wesen, kein Baum, kein Gras, kein Wasser – nichts. Nur eine grosse Einöde aus Stein und Sand.

In der Mitte der Welt war ein kegelförmiger Berg, der sich gegen den dunklen Himmel erhob. Der Gipfel war gekrönt mit einem schwarzen, metallisch glänzenden, furchterregenden Helm.

Am Fusse des Berges stand eine Hütte mit Vordach. Unter dem Vordach standen viele Loren auf Schienen. In einigen Loren lagen tote Menschen; ihre Arme und Beine ragten über den Rand. Ein schmaler Schienenstrang führte schnurgerade zum Gipfel und unter den Helm, in einen geöffneten Kieferknochen mit schmutzigen, braunen Zähnen. Die Loren fuhren bergauf, verschwanden im Kiefer unter dem Helm und kehrten dann leer wieder zurück. In der Ebene rund um den Berg krochen auf einmal Scharen von beissendem Ungeziefer aus dem Boden. So weit das Auge reichte, wurde alles immer dichter übersät, und die Ebene schien zu wogen von bösen Insekten. Die Tiere krochen über mich. Ameisen, Läuse, Käfer, sie krochen an meinen Beinen hoch, über den Bauch; sie flogen gegen meinen Kopf und krabbelten in mein Haar, meine Ohren, Augen, Nase und Mund.

Meine Haut begann zu jucken und zu brennen. Ich wusste, ich war ihnen der letzte Frass auf dieser Erde. Wohin konnte ich

mich retten? Ich sah, dass die Tiere einzig die metallenen Loren mieden. Sie glitten an ihnen ab.

Doch auf eine der Loren zu fliehen, nutzte nichts. Die Loren fuhren alle unaufhaltsam gleichmässig den Berg hinauf und kippten ihren Inhalt in den grausigen Schlund unter dem Helm. Auf eine der Loren zu springen, hätte nur kurzen Aufschub des Verderbens gebracht.

Ich erwachte mit einem Gefühl der Verzweiflung und der Gewissheit, dass es keinen Ausweg gab, dass jede Erleichterung nur Täuschung ist und nichts als ein kurzer, vorübergehender Zeitgewinn vor einem unerbittlich nahenden Ende. Ich war mir gewiss, es würde langsam und schmerzhaft sein.

Ich lag noch eine Weile wach. Es war früh, im Heim war alles still, und ich musste an das Hundehaus denken:

Es war in der Zeit, als ich mit unzähligen anderen Kindern in der grossen Baracke lebte.

Ich hatte mich einmal aus Neugier weit von den anderen entfernt, und ich verliess, in einer Gruppe zur Arbeit gehender Frauen, scheinbar unbemerkt die innere Feldumzäunung. Ich ging die Lagerstrasse von unserem oben am Hügel gelegenen Frauen- und Kinderfeld hinunter, an den nächsten umzäunten Feldern entlang auf das grosse Eingangstor.

Vor den Magazinbaracken, wo Berge von Koffern und Kleidern gestapelt waren, bog ich ab und beobachtete einen Mann in bräunlichgrüner Uniform. Ein zerlumpter Mann neben ihm hackte neben dem Weg einen Streifen Erde. Ich ging langsam hinter den beiden her und merkte nicht, dass ich die Orientierung verlor.

Vielleicht wollen sie Blumen pflanzen, wie es die Bäuerin gemacht hatte, bei der wir früher wohnten, dachte ich.

Hinter dem frisch gehackten Erdstreifen war ein Zaun und hin-

ter dem Zaun eine Reihe von Hundehütten. Ich hatte grosse Angst vor den braunschwarzen Hunden. Aber jetzt standen die Hütten offen und waren leer. So ging ich näher zu dem Mann, um zu sehen, was er tat.

Da drehten sich beide um und starrten mich an. Der Zerlumpte liess die Hacke fallen, der Braungrüne, mit einem Wutschrei, rannte fluchend und wild die Arme schwingend auf mich zu. Er zeigte auf die Erde und auf meine Füsse. Ich folgte seinem Blick: Ich stand mitten im frisch gehackten Erdstreifen. Offensichtlich war dies ein grosses Verbrechen.

Ich wollte weg, doch der Mann griff nach mir. Er griff nach meinem Kopf, er griff mit seinen Fäusten nach meinen Ohren und hob mich in die Höhe. Ein stechender Schmerz überzog Kopf und Hals, und ich hatte das Gefühl, mein Gesicht würde entzweigerissen. Doch je mehr ich mich wehrte, desto schlimmer wurde der Schmerz. Ich wurde höher gehoben, und zwischen den grossen Fäusten zu beiden Seiten meines Gesichts schwebte ich über den Zaun auf eine der Hundehütten zu. Die Fäuste drückten mich hinein, und er verschloss den Eingang mit einem Brett. Gebeugt, halb stehend, halb sitzend, wartete ich, bis der Schmerz verging. Ich wartete und wartete, doch nichts weiter geschah. Draussen war es still geworden, niemand schien mein Weinen und Rufen gehört zu haben. Durch eine Ritze im Brett fiel etwas Licht, das allmählich schwächer wurde, und ich wusste, dass die Nacht kam.

Wenn nur die Hunde nicht zurückgebracht werden, dachte ich angstvoll, wenn nur keine Ratten kommen, wenn es dunkel ist! Am meisten fürchtete ich die Ratten, denn sie kamen während des Schlafes. Um sie zu vertreiben, begann ich, mit meinen Füßen in stetem Gleichtakt auf und ab zu stampfen, so wie Jankl es mir gezeigt hatte.

Aber in dieser Nacht sollten nicht die Ratten das Schlimmste sein.

Die Hütte war voller Ungeziefer. Je dunkler es wurde, je mehr ich zu schwitzen begann vor Angst, je mehr ich versuchte, die Tiere von meinem Körper zu wischen, desto eifriger schienen sie wieder an meinen Beinen hoch zu kriechen. Läuse begannen über mein Gesicht zu laufen, in schnellen, kitzligen Bahnen zu Nase, Mund und Augen. Kein Wischen und Kratzen half. Sie kamen immer wieder.

Aber das Ekeligste waren dicke und harte dreieckige Käfer, die brummend gegen meinen Kopf flogen und in meine Kleider krochen. Ich suchte wenigstens meine Hände zu schützen und schob sie in die halbrunde Tasche meiner Kinderschürze. Aber auch in der Tasche waren die Käfer und halb zerdrückt verströmten sie einen entsetzlichen Gestank.

Ekel überwältigte mich. Mein Magen war leer und es kam nur eine bittere Flüssigkeit hoch, und es war schlimmer als zuvor. Die Läuse krochen wieder über mein Gesicht. Sie schienen es noch eiliger zu haben als zuvor. Kein Schnauben und Spucken konnte sie aufhalten in ihrem Angriff auf Nase, Mund und Augen.

Irgendwann wurde der Spalt im Holz wieder hell. Jemand nahm das Brett vom Eingang.

Wer mich herausgeholt hat, weiss ich nicht. Als ich ans Tageslicht gezogen wurde, durchfuhr ein heisser Schmerz meine Augen und drang tief in meinen Kopf. Was war mit meinen Augen geschehen? Ich konnte kaum etwas erkennen. Das Licht stach wie mit Nadeln, selbst durch die geschlossenen Lider. Von leichten Stössen gelenkt und nur hin und wieder auf die Erde blinzeln, erreichte ich mehr kriechend als gehend das erlösende Dunkel meiner Baracke.

Das Brot

Die ersten Tage im Kinderheim waren verwirrend. Es galt so viele neue Regeln zu lernen, und die meisten konnte ich nicht verstehen. Alles schien sich in einem unauflöselichen Widerspruch zu bewegen.

Die Betreuerinnen waren freundlich, sie schrien nicht, sie schlugen nicht, sie halfen ungefragt, und sie brachten Kleider und Essen. Besonders das Essen!

Es verschlug einem den Atem. Berge von unbekanntem Köstlichkeiten wurden jeden Morgen auf einer Anrichte aufgetürmt, und für jeden gab es genug – mehr als jeder essen konnte.

Andererseits verbot man mir immer wieder, selbst die wichtigsten Regeln zum Überleben einzuhalten. Dabei hatte ich doch alles von Jankl in der grossen Baracke gelernt, und ich habe mir solche Mühe gegeben, nichts zu vergessen.

Ich wusste, was davon abhing. Aber die Kinderschwester, wie auch die anderen Kinder, schienen alles vergessen zu haben. Oft hatte ich den Eindruck, sie hätten die Regeln nie gekannt. Sie taten alle so gefährlich sorglos.

Schliesslich kann doch keiner wissen, wie lange wir genug zu essen bekommen. Alles kann jeden Tag zu Ende sein! Und vielleicht ist es auch nur eine Falle, sagte ich mir. Ich wusste genau, ich musste auf der Hut sein, denn die Ahnungslosen hatte es immer zuerst und am schlimmsten getroffen. Jede Mahlzeit konnte für lange Zeit die letzte sein. Doch niemanden schien dies zu kümmern.

Sie erwischten mich immer wieder, wenn ich Vorräte stahl, sie entdeckten immer wieder meine Verstecke, sie ahnten meine Fluchtpläne und trafen ihre Vorkehrungen. Aber merk-

würdig: Sie bestrafte mich nicht, jedenfalls nicht gleich. Und gerade dies war so unheimlich. Was hatten sie vor?

Vielleicht warten sie mit der Strafe, um mich in einem Moment der Sorglosigkeit zu erwischen, und dies wäre noch schlimmer, dachte ich.

Ich lebte in einem Zustand von Angst und Wachsamkeit, gemischt mit dem atemberaubenden Genuss des momentanen Überflusses.

Eines aber schmerzte mich besonders: Es war mir nicht möglich, Freunde zu gewinnen. Meine Freunde waren stets die gewesen, welche das Essen mit mir teilten, so wie Jankl.

Jankl hatte Essen gestohlen, als wir es vor Hunger kaum aushielten. Jankl hatte gewusst, man würde ihn töten, wenn er erwischt würde. Jankl hat das Gestohlene nicht allein gegessen, er hat mir davon gegeben, er hat immer geteilt. Jankl war ein Freund.

Aber hier wollte keiner mit mir teilen.

Einmal sass beim Frühstück ein grösseres Mädchen neben mir. Sie hatte wunderschöne Augen, und ihre Stimme klang weich. Ich habe ihr die Hälfte meines dick bestrichenen Brotes hingehalten, aber sie hat mich nur ausgelacht und sich selber ein Stück von dem riesigen Brotberg auf dem Tisch genommen.

Ja, dieser Brotberg auf dem Tisch! Ein kaum beschreibliches Gefühl durchfloss mich, als ich ihn sah, am jenem ersten Morgen nach meiner Ankunft im Kinderheim.

Ich kam als letzter in den Esssaal, denn ich wusste noch nicht, dass es jeden Morgen zu essen gab. Es sassen nur noch wenige Kinder um den Tisch.

Eine der weissen Schürzen wies mir einen Platz zu. Ich setzte mich und wartete. Als keine weitere Anweisung kam, hob ich langsam die Augen und blickte mich vorsichtig um – und da war er! Direkt vor mir auf dem Tisch:

Auf einem grossen Brett erhob sich ein Berg von Brot. Sauber und glatt geschnittene Scheiben, schön geschichtet zu Türmen und Türmchen, und hinter den Türmen noch mehr, mehr als ich zählen konnte! Ergriffen starrte ich auf diesen Berg wie auf ein Heiligtum.

Wem dies alles nur gehören mag?

Ich überlegte.

Wer konnte so mächtig sein und soviel Brot besitzen – und warum lag es hier unbewacht? Und würde derjenige vielleicht mir ein Stück geben? Oder sollte ich versuchen, eines zu stehlen?

Ich blickte auf das Brot und blähte meine Nase. Ein wunderbarer Duft strömte zu mir hinüber, und gleich erkannte ich diesen Duft von früher. Doch diesmal war er noch viel stärker, und er hüllte mich ein.

An einem Mittag war es, als das Barackentor geöffnet wurde. Helles Licht flutete herein. Meine Augen schmerzten noch immer.

«Benjamin! Ist ein Benjamin hier? Rauskommen, schnell!» tönte aus dem Licht eine grobe Frauenstimme.

Zögernd stand ich auf und ging blinzeln auf die Silhouette zu, die vor dem offenen Tor stand. Ich erkannte an den dunklen Umrissen, dass es die gleiche graue Uniform war, die mich vom Bauernhof hierher gebracht hatte. Dieselben hohen Stiefel, dieselben dicken Strümpfe, derselbe Rocksaum, neben dem ich so lange hergelaufen war.

«Du bist...?», ich nickte.

«Du kannst heute deine Mutter sehen, ...nur dahle!» Ich begriff nicht, was sie sagte.

Was bedeutet das: dahle? Ich hatte es vergessen, ich weiss es heute noch nicht. Sie sprach es aus mit einem sehr langen, dunklen aah. Und was bedeutete Mutter?

Ich hatte keine Erinnerung!

Ich hatte zwar mehrmals gehört, wie einige Kinder von Mutter gesprochen haben. Einige hatte ich weinen gehört und sie hatten Mamele geschrien. Und sie haben gestritten.

Die einen riefen: «Jedes Kind hat eine Mutter!»

Die anderen protestierten und behaupteten, Mütter gebe es keine mehr, das sei früher einmal so gewesen, früher, vor langer Zeit, in einer anderen Welt, bevor man alle Kinder hinter die Zäune und in die Baracken gebracht habe. Aber seither gebe es keine Mütter mehr, und diese andere Welt sei schon lange untergegangen. Für immer! Sie sagten:

«Es gibt keine Welt mehr ausserhalb des Zaunes!»

Und ich glaubte es.

Sie schrien einander an und bezichtigten sich gegenseitig der Lüge.

Sie begannen, sich erbittert zu prügeln.

Ich begriff nur, dass Mutter, ob man eine hatte oder nicht, in jedem Falle etwas ungeheuer Wichtiges sein musste, worüber zu streiten sich lohnte, als ob es ums Essen ginge.

«Verstehst du? Du wirst deine Mutter sehen! Verstehst du?» sagte die Uniformfrau wieder.

Ich begann ihre Ungeduld zu fürchten.

Ich schüttelte den Kopf und zog die Schultern hoch.

«Du wirst jetzt mit mir kommen und du wirst von jetzt an nicht sprechen. Es ist strengstens verboten, nur ein einziges Wort zu sprechen, nicht jetzt, nicht, wenn du deine Mutter siehst und auch nicht nachher. Zu niemandem wirst du darüber sprechen, nie, verstehst du? Zu niemandem, verstehst du, verstehst du?»

Sie schrie beinah die letzten Worte.

Ich schüttelte wieder den Kopf und zuckte mit den Achseln.

Da packte sie mein Kinn und riss es hoch, damit ich sie anschauen. Ich sah nur Umrisse und verschwommen ihre Schiffchenmütze auf dem Kopf. Sie beugte sich nieder, blickte mir einen Moment lang starr in die Augen und sagte mit gepresster, leiser Stimme:

«Und wenn ich nur sehe, dass du den Mund öffnest, dann werde ich...!»

Und sie machte eine hässliche Bewegung über meinem Kopf. Nun nickte ich und ich wusste, dass sie mich töten würde.

Sie ergriff meinen Arm und zog mich mit. Ich mochte kaum gehen. Meine Knie schmerzten, aber mehr noch meine Augen. Nur manchmal öffnete ich sie kurz, aber das grelle Licht brannte und stach, und ich sah den Weg nur durch einen wässrigen Schleier.

Wir gingen endlos lange, grosse Zauntore wurden geöffnet und hinter uns wieder geschlossen. An jedem Tor wechselte sie leise einige Worte mit den Wachen.

Der grelle Widerschein der Sonne auf dem weiss-gelb sandigen Weg brannte heiss in meinen Augen, ich hatte Durst. Meine Zunge schien wie ein Klumpen, mein Mund war verklebt. Nach langem, quälendem Laufen, Stolpern, Hinfallen und Weiterlaufen stand die Frau plötzlich still. Ich öffnete die Augen, sie legte den Finger auf den Mund und blickte mich streng an. Ich nickte wieder. Wir standen vor einem grossen, dunklen Barackentor. Weiss und böse leuchtete der Sandplatz davor. Langsam und leise öffnete sie das Tor.

«Zuhinterst, an der Wand, auf dieser Seite», sagte sie und deutete nach links.

Hastig, doch ohne Geräusch schloss sie das Tor hinter mir. Das Halbdunkel der Baracke tat gut. Ich erkannte einen langen

Mittelgang, aber auf den beiden Längsseiten waren keine hohen Pritschengestelle wie sonst. Die Wände waren kahl.

Erst glaubte ich, der Raum wäre leer. Doch dann sah ich am Boden, auf Decken und ein bisschen Stroh, zu beiden Seiten des Ganges Menschen liegen.

Es schienen alles Frauen zu sein. Sie bewegten sich kaum, und wenn, dann nur ganz, ganz langsam. Ich ging vorsichtig zwischen den Liegenden hindurch bis zur Wand.

Am Fussende des letzten Schlafplatzes blieb ich stehen. Langsam drehte ich mich der Seite zu, die die Uniform gewiesen hatte.

Unter einer grauen Decke erkannte ich die Umriss eines Körpers. Die Decke bewegte sich. Ein Frauenkopf war zu sehen und dann zwei Arme, die sich langsam auf die Decke legten. Ich biss auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Ich blickte unentwegt in dieses Gesicht, das mich mit grossen Augen anblickte.

Dies soll nun meine Mutter sein? Ein Kind hat einmal gesagt, wer eine Mutter hat, dem gehört sie ganz allein! Diese Frau soll nun mir gehören, nur mir?

In wildem Durcheinander wirbelten mir Fragen über Fragen durch den Kopf.

Aber ich durfte nicht fragen. Ich wollte ihr sagen, dass ich nicht sprechen dürfe, dass man mich töten würde, wenn ich zu ihr spräche – aber das ging nicht.

So stand ich stumm, biss die Zähne zusammen und wagte nicht, mich zu bewegen. Ich wandte kein Auge von ihr. Einen Moment lang schien das Gesicht zu lächeln, aber ich war mir nicht sicher.

Ich weiss nicht, wie lange ich so stand.

Ein Knarren unterbrach die Stille, das Tor öffnete sich einen Spalt weit – das Zeichen, dass die Zeit um war. Da bewegte

die Frau einen Arm und sie griff tastend mit der Hand unter das Stroh und die Lumpen zwischen ihr und der Wand, als ob sie etwas suchte. Die Hand kam wieder hervor, und ihre Finger hielten etwas umklammert. Sie winkte mir zu, mich zu nähern. Ich stand noch immer unbeweglich. Ich wartete, ich hatte Angst. Das Winken wurde drängender und schneller. Nur langsam überwand ich meine Scheu. Ich trat neben sie. Nun sah ich das Gesicht deutlicher, es glänzte nass, und ich sah, dass es weinte. Schweigend streckte sie mir die Hand entgegen und bedeutete mir, zu nehmen, was sie unter dem Stroh hervorgeholt hatte. Einen kurzen Augenblick berührte ich die Hand – sie schien heiss zu sein und feucht.

Ich nahm den Gegenstand, drückte ihn fest an mich und ging auf das nun schon ganz geöffnete Tor zu, wo im Gegenlicht der dunkle Umriss des grauen Uniformrockes und der Schiffchenmütze auf mich wartete.

So gingen wir zurück. Die Frau fasste meinen Arm und zog mich hinter sich her. Mit meiner freien Hand befühlte ich neugierig den unbekanntes Gegenstand. Er hatte Zacken und Ecken, er war rau und hart.

«Was ist das?» fragte ich die graue Uniform, als wir zu meiner Baracke kamen.

Sie bückte sich und blickte auf meine Hand.

«Das ist Brot», sagte sie, und:

«Du musst es im Wasser aufweichen, so kannst du es essen.»

Dann ging sie weg.

Lange habe ich am aufgeweichten Brot gesogen und es dann erneut in meinem Becher in das wenige Wasser gedrückt, das uns zustand, und ich habe wieder daran gesogen. Wieder und wieder, bis das Wasser aufgebraucht und der Brocken zu einem winzigen Kügelchen geschrumpft war.

Am Ende blieb nur noch der unbeschreiblich köstliche Duft des Brotes an meinen Fingern, die ich immer wieder an meine Nase hielt.

Nur noch ein einziges Mal habe ich jene Frau mit der grauen Uniform gesehen. Ich erkannte sie am Rhythmus ihres Schrittes. Sie ging eilig, und ich rannte auf sie zu. Ich glaubte, sie würde mich suchen, sie würde mich wieder zu meiner Mutter bringen. Nur einen Moment blieb sie stehen und blickte mich an. Nach einem kurzen Moment erst erkannte sie mich:

«Ach so, ...deine Mutter kannst du jetzt nicht mehr sehen... es ist nicht mehr möglich.»

Ohne mich weiter zu beachten, eilte sie weiter.

Ich beobachtete die anderen Kinder. Aus einem Topf nahmen sie einen roten Brei und taten ihn auf ihr Brot, bevor sie es assen.

Ich wagte nicht, vor aller Augen eine Scheibe vom Brotberg zu nehmen. So packte ich meinen Löffel und ging zum Topf mit dem roten Brei. Ich tauchte ihn ein und leckte ihn ab.

Wie süß das schmeckte! Ich versuchte es noch einmal. Ein Klaps auf meine Hand jedoch verhinderte es. Eine weisse Schürze beugte sich über mich.

«Das darfst du nicht... nur zusammen mit dem Brot!» sagte sie streng.

«Aber das Brot gehört mir nicht!» rief ich.

Meine Augen begannen zu brennen, ich fühlte Tränen kommen, ich schämte mich.

«Hier hast du ein Brot und dann kannst...», weiter kam sie nicht.

«Ich nehme nur Brot von meiner Mutter!» schrie ich sie wütend und weinend an und rannte davon.

Aber wohin? Ich kannte mich nicht aus. Die Kinderschwester

kam mir nach und hielt mich bei den Schultern. Ich überlegte, ob ich sie beißen sollte. Aber die Lage schien aussichtslos, und so hielt ich fest den einen Arm schützend vor meinen Bauch und den anderen über den Kopf und ich wartete auf die Schläge – aber nichts geschah. Ich blickte kurz zu ihr auf – und ich sah, dass sie lächelte.

Also liess ich mich zum Tisch zurückführen, doch ich blieb wachsam. Sie nahm erneut eine Brotscheibe vom Berg, beschmierte sie mit einem Messer dick mit dem herrlich süssen Brei.

«Ich schenke es dir», sagte sie nur.

Ich war hungrig.

Zögernd begann ich zu essen.

Die Schuhe

Ich hatte mich schon an das Bimmeln der Glocke gewöhnt, die uns jeweils nach dem Frühstück zum Spaziergang rief. Ich hatte, wie die anderen Kinder, richtige Schneeschuhe bekommen, herrliche, neue, aus richtigem Leder und mit einer Sohle, die so stark war, dass sie keine Löcher bekommen konnte. Emsiges Treiben begann, als die Glocke zum zweiten Male läutete. Die Kinder machten sich zum Abmarsch bereit.

Ich war einer der letzten, der den Tisch verliess, und ich eilte zum Gestell, wo jeder an einem festen Platz seine Schuhe und Strümpfe aufbewahrte. Das Gestell war schon fast leer.

Ich griff in mein Fach und erschrak: Da war nichts, keine Schuhe, nur die Strümpfe waren da.

«Meine Schuhe, wo sind meine Schuhe? Jemand hat meine Schuhe gestohlen!» rief ich laut, aber niemand beachtete mich. Ich hätte sie besser bewachen sollen!

Panik ergriff mich.

Ich durchsuchte jedes Fach, doch meine Schuhe waren weg. Die letzten Kinder holten die ihrigen, und vom Hof her klangen die Stimmen der draussen Wartenden. Mein Herz klopfte zum Zerspringen.

Nun ist es wieder passiert! Oh nein! Nicht wieder! Nicht noch einmal ohne Schuhe im Schnee laufen müssen!, dachte ich verzweifelt.

Ja, schon früher einmal sind meine Schuhe weggekommen, in der Baracke, und ich musste mit Lappen an den Füßen in den Schnee. Mit Lappen, die Jankl mir umgebunden hatte. Zu gut weiss ich es noch!

In grosser Eile wurden wir damals aus der Baracke getrieben, dann mussten wir in Einerkolonne einen schmalen Pfad durch den Schnee rennen, ich weiss nicht mehr wohin und warum. Aber Schritthalten war das Wichtigste.

Wer Schuhe hatte, der kam besser voran. Wer zurückfiel, wurde mit Prügeln vorwärts getrieben, wer nicht mehr hoch kam, der...

Ich rannte und rannte, aber ich fiel immer mehr zurück, ich bekam keine Luft mehr, ich fürchtete zu ersticken. Die Kinder hinter mir sahen den Abstand sich vergrössern und begannen in Angst und Wut zu schreien, mich mit Rufen anzutreiben. Aber ich hatte keine Schuhe, und meine Fusslappen gaben keinen Halt. Einer löste sich, und es geschah: Ich stolperte, glitt aus und rutschte neben den Pfad.

Der Pfad war erhöht. Ich rollte etwas die Böschung hinunter und versank immer mehr im weichen Schnee. Krampfhaft versuchte ich mich wieder hochzuziehen, vergebens. Die Kolonne stand still.

Ins helle Kreischen meiner Kameraden mischte sich tiefes Männerbrüllen. Dann hörte ich ein Geräusch.

Ich hob den Kopf und sah direkt in eine schwarze Stiefelspitze, die auf mein Gesicht zielte. Ich war schnell genug, mich wegzudrehen, und sie traf nur meinen Hinterkopf. Der Schlag hob mich hoch und warf mich quer auf den Pfad.

Zwei grössere Kinder, die vor mir gelaufen waren, kamen zurück, packten meine Arme und schleiften mich hinter sich her, angetrieben von braungrünen Uniformen.

Meine Schuhe, meine Schuhe, dachte ich verzweifelt.

Draussen lärmten die Kinder. Ich griff an meinen Hinterkopf und betastete das grosse Überbein, das sich damals durch den Schlag dort gebildet hatte.

Ich überlegte fieberhaft.

Ich muss Lappen finden. Lappen für meine Füsse. Immer noch besser mit Lappen als nur mit Strümpfen in den Schnee!

Ich rannte zum Putzraum.

Hier lagen Lappen. Viele, ohne Löcher, grosse, dicke und warme. Ich nahm die ersten besten und wickelte sie um Füsse und Waden, so wie ich es von Jankl gelernt hatte in der grossen Baracke. Nach kurzem Suchen fand ich Schnüre, um alles festzubinden. Ich atmete erleichtert auf. So schnell ich konnte, rannte ich die Treppe hinunter. «Da! Er kommt!» rief einer der Wartenden.

Ich trat ins Freie. Das Stimmengewirr brach plötzlich ab. Unheimliche Stille schlug mir entgegen. Ein stummer Halbkreis bildete sich. Mit offenen Mündern standen sie da und glotzten mich an.

Erstarrt blieb ich stehen und begriff nicht. Irgend etwas stimmte hier nicht. Und auf einmal, wie auf ein Kommando, brachen sie in ein tosendes Hohngelächter aus, giftig und böse. Die Kinder zeigten auf mich. Sie brüllten und kreischten und hielten sich die Bäuche. Ich stand sprachlos und verstand noch immer nicht.

Was war denn geschehen? Warum stiessen diese Kinder mich plötzlich aus und verlachten mich so hemmungslos?

Angst packte mich ob der tobenden Meute, ich biss auf die Zähne und rannte ins Haus zurück. Atemlos erreichte ich meinen Schlafplatz, kroch unter die Decke und horchte gespannt, ob man mir folgen würde.

Erst nach einer Weile hörte ich einzelne Schritte, aber sie klangen ruhig und nicht nach Verfolgung. Ich blickte hervor. Eine der älteren Kinderschwestern, sie hatte weisses Haar, kam lächelnd auf mich zu. Sie hob die Decke und sagte ruhig:

«Es ist nichts,... nichts. Nur... es sind deine Füße... hier ist man dies nicht gewohnt.»

Sie schien zu verstehen. Endlich jemand, der verstand! Sie nahm mich bei der Hand und führte mich in den Wäschetrockenraum.

«Schau», sagte sie, «hier sind deine Schuhe' Warum hast du nicht gefragt? Sie waren vom gestrigen Spaziergang so nass, dass ich sie hierher zum Trocknen hingestellt habe.»

Der Neue

Eines Tages wurden zwei neue Kinder ins Heim gebracht. Ich sass ihnen beim Frühstück gegenüber. Ich betrachtete sie neugierig und versuchte zu lauschen, was sie miteinander sprachen.

Sie sprachen ein Gemisch von Jiddisch und Polnisch.

Ich erschrak und bekam eine Gänsehaut. Ich begann zu schwitzen. Angst zog meinen Bauch zusammen. Ich starrte sie an.

Habe ich die nicht schon einmal gesehen im wirren Kinderhaufen im Halbdunkel der Grossen Baracke?

Nein!, sagte ich zu mir, aber ich war mir nicht sicher. Mein Tischnachbar kniff mich in die Seite und fragte etwas.

Ich schwieg und biss auf die Lippen:

Nur nicht sprechen jetzt! Sie dürfen meine Stimme nicht hören. Sie könnten mich an meiner Stimme erkennen! Ja, wenn sie mich erkennen und erzählen, woher ich komme, dann ist alles verloren! Entweder sie töten mich selber, aus Rache, oder sie werden mich an eine der grauen Uniformfrauen in Polen verraten, und diese werden kommen und mich abholen, um mich ins Feuer zu werfen!

Es hämmerte in meinem Kopf.

Ich versuchte klarer zu denken, doch die Angst kroch höher.

Ohne Frühstück und ohne Antwort an meinen Nachbarn lief ich in den leeren Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Bett und biss ins Kissen, um nicht zu schreien. Panik griff nach mir.

Unwiderstehlich und mit Gewalt zwang sich wieder die Erinnerung an den Neuen in der Grossen Baracke in meinen Kopf. Sie zwang mich, reglos zu liegen, und ich musste zum tau-

sendsten Male mit ansehen, was sich vor der Grossen Baracke mit dem Neuen zugetragen hatte, was meine Schuld, was mein Verbrechen war.

Zu Beginn sorgte niemand in der Grossen Baracke für Ordnung und Sauberkeit. Wir waren meist allein – hundert, hundertfünfzig, vielleicht zweihundert Kinder. Es gab damals noch keinen Zählappell.

Die meisten Kinder waren älter als ich. Wenn wir lange Zeit nicht ins Freie gelassen wurden, waren wir gezwungen, unsere Notdurft im langen Gang zwischen den zweistöckigen Holzgestellen zu verrichten. Niemand kümmerte sich, niemand reinigte, bis der Kot knöcheltief war.

Der Hunger quälte, schlimmer noch der Durst. Auch die steinernen Waschröge blieben lange leer. Dann kamen jeden Tag einmal ein paar Frauen in abgerissenen Kleidern und Lumpen aus der Nachbarbaracke vor unser Tor, und sie brachten uns Wasser in Kübeln, obgleich dies verboten war. So konnten wir unsere Becher wenigstens einmal am Tag füllen, aber manchmal reichte es nur für einen halben. Am schlimmsten aber war in diesen Tagen der Gestank. Oft glaubte ich zu ersticken.

Einmal musste ich von meiner Pritsche, und ich versank bis zu den Waden im Kot. Ich war entsetzt, ich japste und würgte. Das Weinen war mir zuvorderst.

«Wus schreist? Hör auf zu jammern!» sagte ein älterer Knabe energisch zu mir.

Er schien schon sehr erfahren und schon länger an diesem Ort. Es war Jankl.

Ich glaube, ich sah ihn damals zum ersten Male. Er war so etwas wie ein Anführer, den man fragen konnte, der half und der uns viele Tricks lehrte. Er wurde mein Freund, mein Ratgeber,

mein Beschützer. Er wusste, wie und wo man Essen stehlen konnte, und er teilte mit mir. Jankl blickte mich an:

«Wenn du im Dreck stehst, ist es wärmer. Dann erfrieren deine Füsse nicht so schnell!»

Ich bewunderte seine Weisheit, schwieg und kämpfte gegen den Ekel.

Dann, irgendwann einmal, wurden wir alle ins Freie getrieben. Es war nicht mehr so kalt. Der Boden taute und verlor seine Festigkeit. Die Grosse Baracke wurde mit Wassereimern gereinigt von gesichtslosen, zerlumpte grauen Gestalten, die pausenlos mit den vollen Eimern hinein und mit den leeren Eimern wieder heraus rannten. Nur an ihre seltsamen Umrisse kann ich mich erinnern.

Gegen Abend hatte das dauernde Rennen endlich ein Ende. Die Grosse Baracke war sauber.

Doch das Glück dauerte nicht lange. Eine neue Barackenordnung wurde eingeführt; neue Spielregeln, die nur überlebte, wer schnell lernte.

Am Tage musste man für die Notdurft nach draussen gehen, jedoch nur, wer weit genug laufen konnte, bis zum Latrinengraben in der Nähe des grossen Zauns. Wir wussten bald, was dem geschehen konnte, der den Graben nicht rechtzeitig erreichte.

Für immer hat sich mir das Bild jener zwei Knaben vor dem Barackentor in mein Gehirn gebrannt:

Sie durften die Baracke nicht mehr betreten. Sie sollten uns eine Warnung sein. Gekrümmt, sich windend und unablässig schreiend knieten sie im Dreck. Entsetzt blickte ich auf ihre rot zertropften Hosen.

Die grösseren Kinder erzählten:

Auf dem Weg zur Latrine hätten sie ihr Wasser nicht mehr halten können. Zwei Blockowas hätten sie erwischt, als sie hinter einer Baracke an die Wand gepinkelt hätten. Zur Strafe

habe man ihnen von vorne Stäbchen in den Pimmel gesteckt, so tief es nur ging. Einige sagten, die Stäbchen seien aus Glas gewesen. Dann hätten die Blockowas darauf geschlagen und die Stäbchen seien zerbrochen und könnten nicht mehr herausgezogen werden. Die Blockowas hätten sehr gelacht und grosses Vergnügen dabeigehabt.

«Nun schreien sie und pinkeln nur noch Blut!» sagte einer. Am Abend wimmerten sie noch, und dann hat man sie weggebracht.

Nachts jedoch durfte niemand hinaus zur Latrine.

So wurden die Nächte noch mehr zum Schrecken für alle als der Tag. Denn die Ordnung sah vor, dass abends im Mittelgang der Grossen Baracke ein einzelner metallener Kübel aufgestellt wurde. Aber er war viel zu klein für uns alle. Nach kurzer Zeit war er voll.

Eine mächtige Blockowa bewachte den Kübel. Sie hatte eine ähnliche Uniform wie die, die mich vom Bauernhaus hierhergebracht hatte und es war die gleiche Uniform, die mich zu meiner Mutter gebracht hatte, nur viel schmutziger und ohne die glänzenden Knöpfe. Auch sie hatte immer eine Schiffchenmütze auf dem Kopf, und wir wussten: Immer, wenn sie die Mütze nach vorne schob, dann war sie am gefährlichsten.

Stand nachts ein Kind auf und ging zum Kübel, leuchtete ihre Taschenlampe auf. Wehe demjenigen, der im Dunkeln den Kübel als erster zum Überlaufen brachte, oder ihn gar umstiess. Er wurde gepackt, unter schrecklichem Geschrei den Gang entlanggeschleift und nach draussen verbracht. Keiner von denen kam je zurück. Aber die Uniform liess uns für den Rest der Nacht allein. Dann wussten alle, wir durften nicht mehr hin, und es sollte völlige Ruhe herrschen.

Die Stille, die darauffolgte, war unheimlich, und die Qual war gross, denn viele hatten Durchfall.

Er war bleich, schmal und sehr scheu und fand sich noch nicht zurecht, der Neue, den sie am Tage gebracht hatten.

Er erhielt seinen Schlafplatz auf der anderen Seite des Mittelganges, mir schräg gegenüber. Wir schliefen damals zu viert oder zu fünft in einem Pritschenabteil auf zerrissenen Säcken, aus denen Stroh und Ungeziefer quoll. Wir hatten eine Decke, und jeder versuchte, möglichst viel davon auf sich zu ziehen. Schon in der ersten Nacht begann der Neue zu stöhnen, erst leise, dann immer lauter, zwischendurch schrie er. Er wollte zum Kübel, aber der Kübel war schon weggeräumt, und er hatte die strenge Anweisung wohl begriffen. Er klagte immer lauter über seinen schmerzenden Bauch.

«Was soll ich tun? Ich muss zum Kübel, ich halte es nicht mehr aus!» rief er immer wieder.

«Ich kann nicht mehr! So helft mir doch, helft!»

Aber keiner antwortete. Keiner wusste Rat.

Wir verkrochen uns so tief wie möglich unter die Decken und versuchten, keinen Laut von uns zu geben. Wir zitterten, und die Angst war fürchterlich. Der Neue konnte uns alle ins Verderben stürzen mit seinem Schreien.

Wenn die Wärterinnen den Lärm hören, dann sind wir alle verloren, und am Morgen wird uns der Karren mit den Toten holen!, dachte ich.

Nun schrie er wieder, und ich hielt mir die Ohren zu. Es half nichts. Es war mir, als wollte mein Herz aus dem Körper springen.

«So helft mir doch! Was soll ich tun?» kreischte der Neue so laut wie nie zuvor.

Dann blieb er einen Moment still.

Die plötzliche Stille aber war so schrecklich wie sein Geschrei zuvor – ich horchte und glaubte Schritte zu hören, die sich der Baracke näherten. Panische Angst überkam mich.

Noch immer antwortete keiner dem Neuen.

«Dann mach eben ins Stroh, dort wo du bist!» sagte auf einmal eine laute Stimme.

Erst war ich verblüfft und dann zuckte ich zusammen: War das eben nicht meine eigene Stimme, die ich gehört hatte? – Ja, doch!

Mit Schrecken erkannte ich, dass ich laut, sehr laut gesagt hatte, was ich nur denken wollte.

Alle lauschten gespannt. Die Schritte entfernten sich. Der Neue wimmerte leise. Aber es klang nicht mehr nach Schmerz, es klang nach Erleichterung und nach Erschöpfung, und bald darauf schliefen wir ein.

Es war früh am Morgen, es dämmerte erst. Wir standen schon in einer langen Doppelreihe draussen auf dem morastigen Vorplatz, vielleicht um gezählt zu werden. Wir standen und sollten uns nicht bewegen. Ewigkeit um Ewigkeit dauerte es, die Baracke wurde scheinbar durchsucht.

Wir blickten uns an.

Weit vorne, genau gegenüber, kaum erkennbar, waren die Umriss einer Blockowa oder einer grauen SS-Helferin zu sehen, daneben, gross, drohend und in Stiefeln eine schwarze Uniform.

Langsam erhob sich die Sonne hinter den Dächern der Blocks am anderen Ende des Platzes. Sie schien uns genau ins Gesicht. Es schmerzte in den Augen: Wir waren das helle Licht nicht gewohnt. Doch keiner wagte es, sich wegzudrehen.

Hinter uns knarrte und keuchte es.

Nicht umdrehen, dachte ich, sie bringen den Karren, der die Toten sammelt.

Der Karren kam jeden Morgen.

Wieder warten.

Dann, auf einmal schnelle Schritte, die sich von unserer Baracke her näherten. Sie gingen auf die schwarze Uniform zu. Nach einer Sekunde erwartungsvoller Stille ein grausiges Gebrüll:

«Wer hat heute Nacht das Stroh verdreckt? Das Schwein soll sich melden – wer?»

Stille.

Ich begann zu schwitzen. Alles wartete. Meine Brust begann zu schmerzen, ich konnte kaum atmen vor Angst. Ich ahnte, was jetzt geschehen würde.

Ich überlegte:

Soll ich mich melden? Mich schützend vor den Neuen stellen? Soll ich es sagen? Ja, ich müsste eigentlich sagen, dass ich der Urheber war.

Ich stand wie erstarrt, ich meldete mich nicht, ich trat nicht vor, und verzweifelt spürte ich, wie meine Angst und meine Feigheit siegten.

«Wer?» brüllte es erneut aus dem Gegenlicht, «wer war das Schwein?»

Langsam löste sich eine kleine Gestalt aus unseren Reihen, es war der Neue.

Mit gesenktem Kopf, halb gebückt, mit schlaff baumelnden Armen, schlurfte er auf die graue und die schwarze Uniform zu. Der Weg schien unsäglich weit zu sein, und es schien unsäglich lange zu dauern.

Endlich stand er vor ihnen still. Ich konnte ihn kaum mehr erkennen. Die Sonne stieg und die Augen schmerzten.

Der Neue war nur noch ein Schatten, der im schwarzen Umriss der Uniformierten verschmolz.

Soll ich mich jetzt melden? Ich kann es noch immer tun. Noch ist es nicht zu spät! Ich könnte sagen, dass ich der Anstifter, dass der Neue unschuldig war?

Ich zitterte. Ich wusste, es war der allerletzte Moment, den Neuen zu retten.

Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?

Der Moment verstrich. Ich rang nach Luft.

Eine neue Angst ergriff mich:

Der Neue kann mich jetzt verraten. Er kann sagen: Der war's, der mich angestiftet hat. Wie lange wird er durchhalten, bis er spricht?

Angst und schlechtes Gewissen würgten mir den Atem ab. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wollte im morastigen Boden versinken, unsichtbar werden. Ich versuchte mich nach hinten aus der Reihe zu scharren, mit blossen Füßen, immer tiefer in den Schlamm.

Ich will im Schlamm versinken! Ich will versinken für alle Zeiten!

Aber es ging nicht.

«Stoj!» brüllte es hinter mir.

Und schon stand ich wieder in der Reihe.

Es war ein Braungrüner, vielleicht ein Ukrainer, ein Gehilfe der schwarzen Uniformen. Sie kamen oft zusammen. Der Ukrainer trat vor. Er musterte uns böse, während er die Reihe abschnitt.

Ich lauschte nach vorne, aber ich konnte nichts hören. Ich blickte angestrengt. Ich zitterte. Ich konnte nur Schatten sehen. Sie standen direkt vor der nun voll aufgegangenen Sonne, und die Augen brannten und tränten.

Der Ukrainer wandte sich ab und tauchte in den dunklen Klumpen der Uniformierten im Gegenlicht.

Wir warteten. Die Gruppe schien sich zu beraten.

Ob der Neue mich schon verraten hat? Spricht er schon mit den Uniformen?

Ich lauschte – nichts – Stille.

Bewegung kam in die Gruppe vor uns, und schliesslich vernahmen wir ein heiser gebelltes «Jawoll!» des Ukrainers.

Wieder Stille. Wir warteten reglos. Dann ein knöchernes Knacken, dann harte Schritte und ein Schleifen, das sich in Richtung der hinteren Blocks entfernte. Ich sah nichts, ich konnte nichts erkennen im Gegenlicht. Die entzündeten Augen trännten weiter.

Ich lauschte. Nur ein klatschendes Geräusch war zu hören, als sie den Getöteten auf den Karren warfen.

Wieder einen Augenblick der Stille, dann das Knarren von Rädern.

Keiner von uns gab einen Laut, nur das Schlurfen unserer Füße war zu hören, als wir in die Baracke zurückgingen.

Ich bin schuld, ich bin ein Mörder! Ohne mich wäre es nicht geschehen! Und an meiner Stimme werden sie mich erkennen!

Der Gedanke traf mich wie ein Schlag:

Es war ja dunkel gewesen in der Baracke, als ich die verhängnisvollen Worte gesprochen hatte, keines der Kinder hatte mich gesehen, aber alle hatten mich gehört!

Sie werden Rache nehmen, wenn sie mich an meiner Stimme erkennen!, dachte ich erneut.

Oh, wenn sie meine Stimme erkennen! – Sie werden mich verraten für einen Napf voll Suppe oder einen Becher Wasser.

Keiner darf mehr meine Stimme hören, keiner – nur nicht mehr sprechen! Nur schweigen, schweigen. Ich bin ein Feigling! Ich bin ein Mörder! Ich habe den Neuen getötet. Ich habe Angst, entdeckt zu werden. Ich darf nie mehr sprechen! Ich werde ein Ausgestossener sein, und dies zu Recht. Ich habe ihn ausgeliefert! Ich habe Angst vor der Rache!

Ich wusste: Auch die Rache der Kinder konnte grausam sein.

Ich kroch ins Dunkel meiner Pritsche. Ich fühlte das Unwiderfliche meiner Tat und die Untilgbarkeit meiner Schuld.

Blitzschnell war die Erinnerung an mir vorbeigezogen. Ich schob das zerrissene Kopfkissen beiseite und überlegte. Im Haus war alles ruhig.

Kamen die beiden polnischen Neuankömmlinge, um mich zu suchen? Konnten sie mich überhaupt erkennen? Nein! Oder doch?

Wenn sie meine Stimme nicht hören, bin ich noch in Sicherheit. Aber ich darf nicht auffallen. Sie dürfen nicht erfahren, dass auch ich aus Polen komme, aus dem Lager, aus der Grossen Baracke. Niemand darf es erfahren!

Und ich entwarf viele Pläne, wie ich ihnen aus dem Wege gehen wollte.

Schon nach einigen Tagen aber reisten sie wieder weg. Ich atmete auf. Aber ich musste wachsam bleiben.

Die Strafe für das zerrissene Kopfkissen nahm ich ohne Widerspruch hin, es sollte niemand gefährliche Fragen stellen.

Die weiteren Tage und Wochen im Kinderheim waren ruhig. Ich sass meist allein, ich mochte die Spiele der anderen nicht spielen. So hatte ich viel Zeit nachzudenken.

Immer und immer wieder ging ich in Gedanken durch all meine Erinnerungen. Ich wollte nichts verlieren, nichts vergessen, denn ich wollte fliehen von hier, ich wollte zurück, irgendwie. Ich dachte, ich würde den Weg nur finden, wenn ich mich genau erinnerte, an jeden Ort, an jede Strasse, an jedes Haus und jede Baracke.

Dann verglich ich die Welt, aus der ich kam, mit der Welt, in die mich Frau Grosz gebracht hatte – Frau Grosz, die mich betrogen, heimlich verlassen, mich hierher ausgeliefert hatte. So sehr ich mich mühte, ich brachte diese Welten nicht zusammen. Vergeblich suchte ich nach einem Faden, an dem ich anknüpfen konnte.

Ich konnte der unerträglichen, fremden Gegenwart nur entfliehen, indem ich in die Welt und zu den Bildern meiner Vergangenheit zurückkehrte. Zwar war sie mir fast ebenso unerträglich, aber sie war mir vertraut, ich kannte wenigstens ihre Regeln.

Die Knochen

Es war schon Abend und es war bitter kalt in der Baracke. Ich lag auf meiner Pritsche – zu viert lagen wir da, eng, um uns zu wärmen. Fast zuvorderst waren wir, nahe am Eingang. Wir schliefen kaum, da näherten sich Schritte vor dem Tor, es öffnete sich, und eisiger Wind blies herein. Eine Gestalt war zu sehen. Hastig warf sie zwei schwere Bündel hinein. Das Tor wurde wieder geschlossen.

Es war nicht zu erkennen, wer die Bündel zu uns geworfen hatte, eine Uniformierte, eine Blockowa oder einfach eine Häftlingsfrau aus der Nachbarbaracke.

Nun lehnten die Bündel am Boden gegen unser Pritschenbrett. Vorsichtig blickte ich über den Rand hinab. Die Bündel bewegten sich, zwei Köpfe, zwei weisse Gesichter waren zu erkennen, riesige dunkle Augen. Winzige Kinder waren es, Zähne hatten sie schon, aber sprechen konnten sie nicht.

Sollen sie bei uns schlafen? Hier auf dem Boden? Noch nie habe ich so kleine Kinder von nahem gesehen!

Ich überlegte.

Die Pritschen waren übervoll.

Vielleicht morgen, da wird man ihnen einen Schlafplatz zuweisen, dachte ich, und ich beobachtete sie weiter.

Wieder bewegten sie sich. Sie hoben die dünnen Ärmchen aus den Lumpen und ich erschrak. Sie waren weiss wie ihre Gesichter, nur die Hände, besonders die Finger, die waren schwarz, und Nägel konnte ich keine erkennen. «Erfroren!» flüsterte Jankl neben mir.

Sachte stupsten wir sie an – sie reagierten nicht. Sie lutschten an den schwarzen Fingern, vielleicht um sie zu wärmen, so dachte ich, und ihr Blick aus grossen Augen schien starr in weiter Ferne irgend etwas zu suchen.

Ich erwachte, als es hell wurde. Ich arbeitete mich zum Rand der Pritsche vor und blickte hinunter: Sie waren noch da, genau so wie am Abend, als hätten sie sich nie bewegt. Ich lehnte mich weiter nach vorne, und zweifelte an dem, was ich sah: Beide hielten starr ihre Hände vor dem Gesicht, vor den glasierten, halb geöffneten Augen. Aber nein! Das waren doch keine richtigen Hände! Was ich sah, konnte ich mit nichts verbinden, das ich kannte.

Ihre Hände waren noch schwarz wie am Abend zuvor, aber die Finger! Diese Finger waren nun weiss, schneeweiss. Doch es waren keine richtigen Finger. Was ich sah, waren winzige weisse Stäbchen, wie zerbrochen, jedes in eine andere Richtung zeigend.

Aufgeregt zog ich Jankl am Arm.

«Was ist das? Jankl, schau, die Hände!» rief ich, und Jankl blickte lange über den Rand des Brettes.

«Knochen!» sagte er dann, «nur Knochen, so siehst du inwendig aus, auch du hast solche Kochen, überall, wo es hart ist. Sie halten dich zusammen, man darf sie nur nicht brechen.»

Ich befühlte meinen Körper, meine Hände, meine Arme, meine Knie. Ich betastete das Harte und ich konnte mir zum ersten Mal vorstellen, wie meine Knochen aussehen. Ich hatte das erhabene Gefühl, eine grosse Entdeckung gemacht zu haben.

«Aber, aber warum sind bei denen die Knochen draussen – mich hält doch Haut zusammen? Sind sie krank?» fragte ich, und ich wurde ängstlich.

Etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Jankl hatte mir noch nicht die ganze Wahrheit gesagt. Jankl kaute an seinen Lippen. «Sind sie krank?» wiederholte ich, und Jankl sagte: «Ja – die Krankheit heisst Hunger. Erfrorene Finger schmerzen nicht –

sie haben in der Nacht ihre Finger bis auf die Knochen abgenagt, aber jetzt sind sie tot.» Jankl hatte ruhig und leise gesprochen, aber zum ersten Male seit wir zusammen waren, hörte ich in seiner Stimme Trauer und Bitterkeit, und als ich ihn verwundert anblickte, sah ich, dass er weinte.

Jankl

Jankl war gut.

Jankl verdanke ich alles. Und wenn ich das sage, meine ich dies wörtlich! Jankl verdanke ich mein Leben.

Ein ganzes Buch sollte ich schreiben, ihn zu ehren, und nicht ein so jämmerlich kleines Kapitel. Ich schäme mich, denn zu wenig ist in meinem Gedächtnis geblieben.

Was unsere Freundschaft begründete, in der Grossen Baracke – auch das weiss ich nicht mehr.

Jankl war schon gross, zwölf vielleicht. Für mich war er schon erwachsen. Er war immer da, wenn ich ihn brauchte. Er beschützte mich, er gab mir Ratschläge, er lehrte mich vieles, er warnte mich vor Gefahr.

Er zeigte geduldig, wie man einen Knoten macht, und dass dies wichtig sei.

Als es kalt wurde, umwickelte er geübt meine nackten Füsse und Waden mit Stoffetzen. Keiner wusste, woher er die hatte. «Und nun mach den Knoten selber!» sagte er dann.

Es gelang erst nach vielen Versuchen, doch er blieb geduldig, zeigte es mir wieder und wieder.

Er erinnerte mich an Motti.

Jankl sprach nicht viel. Er wusste wohl, ich verstand ohnehin kaum seinen eigenartigen Dialekt. So unterrichtete er mich meist stumm, nur mit Gesten oder dem Blick seiner Augen.

Manchmal verschwand er für längere Zeit, und jedesmal wenn er zurückkehrte, nahm er mich zu meiner Schlafstelle und löste vorsichtig die Schnüre, mit denen er seine Hosenbeine um die Knöchel gebunden hatte. Und alsbald lagen die unglaublichs-ten Dinge zwischen seinen Füssen: Frische Kartoffelschalen,

manchmal sogar ein ganze oder eine halbe Kartoffel, manchmal ein riesiges Kohlblatt.

Er teilte alles sorgfältig, langsam und lautlos. Dann schob er mir jeweils eine Hälfte zu, wobei er mich anschaute, verschmitzt lächelte und nickte.

«Ich kenne alle Plätze!» sagte er einmal, und fuhr fort: «Nur nicht erwischen lassen, sonst...», und er machte mit den Händen eine schraubende Bewegung um seinen Hals und verdrehte die Augen.

Ich verstand.

Er lehrte mich, nicht alles sogleich zu essen, sondern, wenn immer möglich, das Essen über den ganzen Tag oder eine ganze Woche zu verteilen.

Er lehrte mich, die Vorräte zu verstecken und zu bewachen.

Er lehrte mich, den Uniformen auszuweichen und zeigte mir, welches die gefährlichsten seien.

Er lehrte mich, wenn nötig, im richtigen Augenblick davonzurrennen, doch nur auf sein Zeichen hin – und immer allein, nicht in die Richtung, in die alle liefen, und dabei nicht zu schreien wie die anderen Kinder.

Eines Tages aber kam Jankl nicht zurück.

Nach langem Warten sah ich draussen eine aufgeregte Menge von Kindern. Ich näherte mich langsam. Etwas musste geschehen sein, ich hatte Angst, doch die Neugier trieb mich näher. Die Kinder standen im Halbkreis, und ich sah, wie sie wild durcheinanderschrien – ja, ich sah es, aber zu meinem Erstaunen hörte ich keinen Laut – nur Totenstille.

Was ist geschehen, warum kann ich nichts hören? Wo sind meine Ohren – ich habe meine Ohren verloren!, dachte ich.

Ich ging noch näher.

In der Mitte des Halbkreises stand ein Erwachsener, hemdsär-

melig, aber Stiefel hatte er. Der Hemdsärmelige schien in äusserstem Zorn zu brüllen und zeigte auf einen Jungen am Rande des Halbkreises – und ich erkannte Jankl!

Panik ergriff mich, obgleich ich nicht wusste, woher Gefahr drohte.

Jankl renn, Jankl renn weg!, wollte ich schreien, doch kein Ton kam aus meinem Hals und kein Ton konnte mein Ohr erreichen.

Stumm und taub und wie erstarrt stand ich da und schaute nur hin:

Jankl stand aufrecht, die Füsse geschlossen, Arme und Hände gestreckt, fest an die Seiten gepresst, wie ein Soldat. Unbeweglich stand er, wie versteinert und dann – dann kippte er langsam nach vorn, steif, so wie er gestanden hatte, ohne einzuknicken, ohne die Arme zu heben, ohne den Fall zu bremsen. Lange, unendlich lange war der Sturz.

Als sein Gesicht aufschlug im Schlamm, der gewaltig spritzte, da entfernte sich der gestiefelte Hemdsärmelige, und die Kinder zerstreuten sich.

Jankl lag noch da, ruhig, ohne jede Bewegung.

Ich ging auf den Boden, kroch zu ihm hin, und ich sah sein Gesicht versinken im Schlamm, langsam, tiefer und tiefer, bis nur noch Ohren und Hinterkopf zu sehen waren. Ich wartete und starrte hin.

Warum atmest du nicht? Du muss doch atmen, und dann wird eine Blase aus dem Schlamm steigen und blubb machen, und dann musst du den Kopf heben, um wieder einzuatmen!, dachte ich angstvoll.

Ich wollte ihn berühren, ihn anfassen, an seinem Arm ziehen – ob ich es tat, ich weiss es nicht mehr.

Ich wartete und wartete – kein Blubb kam, nichts regte sich, die Ohren waren jetzt auch nicht mehr zu sehen, nur noch ein

kleiner Teil seines kahlgeschorenen Hinterkopfes ragte aus dem Schlamm.

Zwei grössere Kinder stiessen mich von hinten, ich blickte mich um. Sie redeten scheinbar aufgeregt auf mich ein, aber ich konnte noch immer nichts hören. Ich war taub. So packten sie mich unter den Armen und schleiften mich rücklings über den Platz.

Ich blickte Jankl nach, wie er immer kleiner wurde und schliesslich aussah wie jeder andere kleine Hügel zwischen den Schlammlachen. Und als ich in die Baracke gezogen wurde, konnte ich ihn schon nicht mehr erkennen.

Das Spiel

Ich weiss nicht mehr, wo es war und wann. Aber es war einer der wenigen Tage, an denen wir Kinder aus der Baracke ins Freie durften. Wir sprangen umher, einige krochen am Boden, andere lagen einfach da, wärmten sich an der Sonne. Dazwischen ein mächtiger, stiernackiger Kerl, der langsam seine Uniformjacke auszog. Noch nie hatte ich so dicke, starke Arme gesehen. Ich staunte.

Auf einmal sehe ich einen Gegenstand, den die Kinder in die Höhe werfen. Es sieht aus wie ein Ball, nur scheint das Ding viel schwerer zu sein – eine Holzkugel vielleicht. Ich sehe, sie rollt zwischen den Kindern durch, alle rennen, sie aufzuheben, und sie werfen sie erneut in die Höhe. Der Stiernackige schaut zu, seine nackten Arme verschränkt. Auch ich renne hinter der Kugel her, auch ich möchte einmal werfen.

Die Kugel rollt dem Stiernackigen vor die Füße.

Einen Augenblick erstarrt das Spiel, auch ich schaue gebannt. Was wird er tun?, denke ich.

Mit dem Stiefel stösst er die Kugel weg. Sie rollt zwischen den anderen hindurch, und nun schubst ein Mutiger sie dem Stiernackigen wieder hin, und er schubst die Kugel wieder zurück. Der Bann ist gebrochen.

Ja, er spielt mit uns! Und solange er spielt, wird er uns nichts tun!, so denke ich.

So geht es einige Male hin und her. Wir verlieren die Scheu, und auch ich nähere mich immer mehr dem Stiernackigen. Ich möchte auch die Kugel erwischen. Ich stehe mit einigen anderen schon ganz nahe bei ihm, und wir wollen die Kugel fangen.

Doch er ist schneller. Er hebt die Kugel in die Höhe. Wir strecken die Arme und hüpfen und springen. Doch keiner kann die Kugel erreichen.

Ich blicke den Knaben an, den kleinen, der neben mir hüpfte, wie er die Arme streckt und ruft:

«Mir, mir, gib mir!» und wie er seinen Kopf nach oben reckt, um die Kugel in der erhobenen Hand des Stiernackigen zu sehen.

Wie besessen ist der Kleine.

Da sehe ich den riesigen, dicken Arm, wie er noch weiter in die Höhe geht mit der Kugel. Ich sehe, wie er ausholt, der Arm, ich blicke in das plötzlich verzerrte Gesicht des Stiernackigen. Und ich sehe, wie der Arm niedersaust, mit mächtigem Schwung.

Ich höre ein eigenartiges Togg – und lautlos sinkt jemand neben mir zu Boden.

Entsetzt, ungläubig starre ich den Kleinen an.

Sein Gesicht liegt in der Sonne, es ist schneeweiss, kein Blut ist zu sehen – ich wundere mich. Aber seine Stirn ist eingedrückt, zeigt eine tiefe Höhlung-genau die Grösse der Kugel. Ich starre hin – noch immer kein Blut, aber ich weiss, der Kleine ist tot.

Eine rasende, verzweifelte Wut packt mich, ich kann nichts mehr denken.

Töte ihn! Töte ihn!, schreit es in mir, und ich sehe nahe über mir den gesenkten Arm des Stiernackigen und sein befriedigt grinsendes Gesicht.

Mach es wie die Hunde..., wie die Hunde! Töte ihn!, höre ich erneut eine laute Stimme in mir.

Ja, ja, denke ich, jetzt bin ich ein Hund, ein Wolf!

Ich strecke meine Hände und springe empor. Ich fasse den nackten Unterarm, reisse die Kiefer auf und beisse zu mit äusserster Kraft.

Noch mehr, noch tiefer! Du musst ihn töten!, denke ich, und meine Kiefer mahlen, was sie können.

Dann will ich loslassen, die Flucht ergreifen.

Ich öffne die Hände, will mich fallen lassen, aber meine Kiefer lösen sich nicht, sie sind wie verklemmt. Sie mahlen weiter, sie gehorchen mir nicht. So baumele ich an den Zähnen an diesem Arm, der mich hochhebt mit Wucht, und der wieder abwärts fährt, der mich davonträgt, begleitet von ohrenbetäubendem Gebrüll.

Blut und Speichel rinnen an mir herunter, und mein Magen beginnt sich zu drehen.

Meine Erinnerung erlischt, als ich hart mit dem Rücken gegen etwas stosse.

Wie ich davongekommen bin, weiss ich nicht mehr. Möglich, dass der Stiernackige mich schon tot wähnte, als ich endlich zu Boden fiel.

Karola

Karola war etwas älter als ich. Ich erkannte sie, als wir uns im Krakauer Kinderheim wieder begegneten. Vor ihr brauchte ich mich nicht zu fürchten.

Von irgendwoher kannten wir uns. Von irgendeiner der vielen Baracken vielleicht, wir wussten es nicht genau und wir sprachen nie darüber.

Wir blickten uns nur an und wir wussten genug.

Nur einmal fragte ich sie, was geschehen war, als sie mit ihrer Mutter weggeführt wurde, und so erzählte sie mir: Sie gingen schon in der Reihe derer, die aus den Baracken durchs Lager geführt wurden, Karola und ihre Mutter, von Uniformierten begleitet, ausgewählt zu sterben.

Der Weg war weit, die Kolonne kam nur stockend voran, an fremden Baracken vorbei, an Leichenhaufen, und wieder neuen Baracken und wieder Leichenhaufen.

Erneut musste die Kolonne stehenbleiben. Auch Karola und ihre Mutter standen still und warteten.

Sie standen neben einem Haufen aufgeschichteter Toter. Die SS-Männer patrouillierten ungeduldig hin und her. Und dann geschah das Unerhörte: Ein Uniformierter, ein junger Mensch, ging langsam auf die Mutter zu, musterte sie einen Moment, packte sie und warf sie mit einem kräftigen Schwung auf die Toten neben ihnen. Die Mutter hatte Karola fest an der Hand, und so wurde sie mitgerissen.

Da blieben sie liegen, reglos vor Angst, auf den kalten Leibern. Sie verstanden nicht, was geschehen war und weshalb, es ging so schnell. Aber sie verstanden, dass es nun einen Ausweg gab.

So blieben sie liegen, als falsche Tote, um nicht entdeckt zu werden, ohne sich zu bewegen, den ganzen Tag, bis in die

Nacht. In der Dunkelheit schlichen sie zurück und mischten sich wieder unter die noch Lebenden. Aber als falsche Lebende, gestrichen von den Listen, denn eigentlich sollten sie tot sein.

Es war schwer, denn weder als Tote noch als Lebende durften sie erkannt werden.

Später wurden Karola und ihre Mutter doch getrennt, und keiner wusste mehr vom anderen.

Jetzt suchte und fragte Karola überall.

Da waren wir nun zusammen in diesem Kinderheim in Krakow, zeitweise wenigstens. Ich weiss nicht mehr, ob ich dort auch wohnte, oder ob ich nur Tageskind war und dort nur zu Essen bekam und spielen durfte. Ich fürchtete mich vor den anderen Kindern, sie waren älter und spielten oft grausame und gefährliche Spiele. Sie ahmten die Uniformierten nach, sie übten offensichtlich das Erwachsensein.

Wenn das so ist, will ich nie erwachsen werden, dachte ich, und ich fand Schutz und Ruhe in Karolas Nähe.

Ich weiss nicht weshalb, aber nie wagte einer, sich ihr in böser Absicht zu nähern, nie war sie in Händel verstrickt, sie war unantastbar.

Viele Jahre später, wir waren schon erwachsen, haben wir uns wiedergetroffen, durch Zufall. Sie arbeitete als Übersetzerin, ich war Musiker geworden.

Karola hat auch ihre Mutter wiedergefunden und gemeinsam besuchten wir die schon alte Frau im Spital. Bald darauf starb sie.

Karola und ich trafen uns nun regelmässig. Wir sprachen oft und lange, wir sprachen über die Gegenwart und meinten doch unsere Vergangenheit.

Wir beide lebten unter den Lebenden, aber doch nicht richtig dazugehörend – Tote eigentlich, auf einem illegalen Urlaub, nur irrtümlich am Leben Gebliebene.

Wir liebten uns auch, unsere Liebe nährte sich aus unserer Traurigkeit. Stets aber war sie begleitet von der Angst, das zu berühren, was uns eigentlich verband.
Und so musste es kommen, dass wir uns wieder aus den Augen verloren.

Die Ratten

Ich sitze im regenaufgeweichten Lehm, nahe dem Barackentor und warte. Ich weiss nicht, worauf ich warte. Ich betrachte die kleinen Wasserrinnen. Zu beiden Seiten fliessen sie an mir vorbei, auf seltsam gewundenen Pfaden durch den Schlamm, und vor mir fliessen sie wieder zusammen, bilden eine grössere Rinne. Sie schillert in den eigenartigsten Farben. Hin und wieder tauche ich meinen Zeigefinger hinein und beobachte, wie die Farbstränge ihre Bahnen ändern und bunte Wirbel formen.

Die Zeit ist etwas ruhiger, jetzt, wo die meisten anderen Kinder nicht mehr da sind. Ich weiss nicht, wo sie sind. Ich weiss nicht mehr, wo ich war, als sie weggebracht wurden.

Ich vermisse sie! Warum bin ich nicht mit ihnen gegangen? Jetzt sind nur wenige Kinder in der Baracke, und es sind andere Kinder, grössere, kräftigere. Und ich glaube, es ist auch nicht mehr dieselbe Baracke.

Aber es ist doch derselbe Ort, dieselbe Umgebung, derselbe Gestank, derselbe Rauch in der Luft, der in den Augen brennt und sich ölig auf das Gesicht legt.

Noch immer steht dieselbe Fabrik oben am Hügel, ausserhalb des Zaunes, mit dem grossen Kamin, vielleicht etwas kleiner, etwas weiter weg, ich weiss es nicht.

Auf einmal sind viele Frauen da, Frauen, die nachts sterben, und dann kommen wieder andere, neue, und die sterben auch. Und jeden Morgen werden die Toten an der Ecke jeder Baracke hingeworfen von denen, die in der nächsten Nacht sterben werden.

Und jeden Morgen kommt der Karren, von grauen, zerlumpten Menschen gezogen, von Erwachsenen ohne klare Konturen.

Sind es Männer oder Frauen? Ich kann es nicht erkennen. Sie werfen die toten Frauen auf den Karren und gehen weiter. Aber heute ist der Karren nicht gekommen und auch gestern nicht. In wilden Verrenkungen liegen die Frauen noch immer da. Der Haufen ist höher als sonst. Sie liegen völlig nackt. Ich habe es ja gesehen, die Toten schenken ihre Kleider denen, die noch leben.

Die Blockowa, oder war es die Lagerserka, eilt an mir vorbei, ihre harten, hohen Stiefel spritzen mir den Schlamm ins Gesicht. Das tut sie immer, aber es ist nicht schlimm. Wir Kinder seien auch nur Dreck, sagt sie stets, da sei kein Unterschied. So sitze ich hier, und weil keine anderen Kinder da sind, spiele ich weiter mit dem Dreck. Ich wühle manchmal darin, damit das farbig schillernde Wasser Seen bildet, und ich warte und beobachte, wohin es überlaufen wird, um einen neuen farbigen Kanal zu bilden.

Manchmal blicke ich zu den toten Frauen hinüber. Ältere Kinder haben erzählt, dass die kleinen Kinder in den Bäuchen der Frauen wachsen, bevor sie geboren werden, und ich überlege: Alle sagen stets, ich sei klein. Das muss heißen, dass ich auch in so einem Bauch gewachsen bin. Ich denke an meine Mutter, ich denke an das eine Mal, als die graue Uniform mich zu einer Frau gebracht und gesagt hat:

«Du kannst deine Mutter sehen!»

Ob alle Mütter sterben müssen, wenn sie Kinder geboren haben?

So muss es wohl sein, sonst würden nicht immer neue Kinder zu uns kommen und jede Nacht neue Frauen sterben.

Ich blicke wieder hinüber.

Etwas weckt meine Aufmerksamkeit, doch der Leichenberg

liegt noch ruhig da, wie immer. Oder war da nicht doch eine Bewegung?

Seltsam, tote Frauen dürfen sich nicht bewegen!

Ich beobachte die Frau, die zuoberst liegt, über allen anderen. Leicht herunterhängend auf dem Rücken liegt sie, mit ausgebreiteten Armen, ihre Brüste hängen zur Seite, wie kleine Säcke über den Rippen, die alle weit abstehen. Ihr Bauch scheint gebläht.

Ob meine Mutter nun auch so liegt?

Es bewegt sich doch! Der Bauch bewegt sich! Ich wage nicht aufzustehen, und ich kann die Augen nicht mehr abwenden. Ungläubig staune ich. Auf den Knien rutsche ich vorsichtig näher. Was geht hier vor?

«Kinder bewegen sich im Bauch, dann weiss die Mutter, dass sie herauswollen», hat einmal ein älteres Mädchen in der Grossen Baracke gesagt, damals, als wir noch alle beisammen waren.

Will nun ein Kind aus diesem Bauch heraus? Wie ist das möglich? Die Frau ist tot!

Ich rutsche näher, ich will es wissen.

Nun sehe ich den ganzen Bauch: In einer grossen seitlichen Wunde bewegt sich etwas. Ich richte mich auf, um besser zu sehen. Ich recke meinen Kopf vor, und in diesem Augenblick öffnet sich blitzschnell die Wunde, die Bauchdecke hebt sich ab und eine riesige, blutverschmierte, glänzende Ratte huscht den Leichenberg hinab. Andere Ratten jagen aufgeschreckt aus dem Gewirr von Leibern und suchen das Weite.

Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen! Die toten Frauen gebären Ratten!

Die Ratten! Die Todfeinde der kleinen Kinder im Lager. Die Ratten, die uns des Nachts überfallen, die qualvolle, unheilbare Wunden beissen, Wunden, die niemand heilen kann, und durch die die Kinder lebendig verfaulen!

«Mutter, Mamele, meine Mamele, was hast du getan!» Ich reiße den Mund auf, ich will schreien, vor Schrecken, vor Angst, doch kein Ton kommt aus dem Hals. Etwas quetscht mir Kehle und Brust zusammen, und es gibt tief in mir ein Geräusch, ein Klirren und ein Knirschen, als ob etwas Zerbrechliches zertreten würde. Dann eine lange Stille.

Nach einer Weile versuche ich aufzustehen. Ich weiss nichts mehr. Ich habe alles vergessen. Ich bin mir selber ein Fremder. Wer bin ich? Was bin ich?

Ich betaste immer wieder meine Beine. Ich löse die Lumpen von meinen Waden und befühle die Haut. Ist es Haut, oder habe ich in Wirklichkeit ein graues Fell? Bin ich eine Ratte oder ein Mensch? Ich bin doch ein Kind! Aber – ein Menschenkind oder ein Rattenkind, oder kann man beides sein?

Noch immer knie ich im Schlamm und starre auf die Frauen, noch immer mit offenem Mund, und bringe die Kiefer nicht zusammen.

Alles löst sich auf in mir, alles scheint zu zerfliessen. Ich zerfließe in die bunten schlammigen Kanäle, die Lagerstrasse hinunter, irgendwohin, wo sie versickern, zusammen mit Blut und Kot.

Alle Zusammenhänge gehen mir verloren. Nichts ist mehr an seinem Platz. Nichts hat mehr Gültigkeit.

Ist es so, wenn man stirbt? Sterbe ich jetzt?

Nicht einmal Gefühle sind mehr da. Ich spüre nicht, ob ich atme, ich spüre den Hunger nicht mehr, nicht den Durst, den allgegenwärtigen.

Ich bin nur noch ein Auge, das starr und stumpfsinnig aufnimmt, ohne weiterzugeben, was es sieht.

Nur kalt ist mir.

Viele Jahre später war ich dabei, als mein erster Sohn geboren wurde.

Langsam wurde als erstes das Halbrund des Kinderkopfes sichtbar. Es war mir, als Erstlingsvater, nicht bewusst, wie viele dunkle Haare ein Neugeborenes schon haben kann. Auf dieses behaarte Halbrund war ich nicht gefasst. Ich konnte nur reglos hinstarren und hörte wieder, gleich einem Nachhall von früher, das Klirren und Knirschen in meiner Brust.

Ich muss wohl recht mitgenommen ausgesehen haben, als ich den Geburtssaal verliess. Ich schlich den langen Korridor entlang, vorbei am offenen Aufenthaltsraum der Schwestern, wo einige beim Kaffee sassen und mich neugierig musterten und kicherten.

Noch als ich ins Freie trat, klangen mir ihre unverhohlenen Kommentare in den Ohren:

Irgend etwas von Männern hatten sie verachtungsvoll gemurmelt und von Weichlingen, die nichts ertragen könnten.

Der Transport

Das morgendliche Stehen, Zählen und Rufen hatte länger gedauert als sonst. Ich weiss nicht mehr, wie es kam, da befand ich mich schon in einer Gruppe, die auf Transport ging – so hörte ich sagen.

Ängstlich ob der ungewohnten Veränderung des Tages stand ich alsbald in einem Wagen, so dicht gedrängt, dass keine Bewegung, kein Blick nach aussen möglich war. Ich weiss nicht einmal sicher, war es ein Lastwagen oder ein Eisenbahnwagen. Ein Taumel überkam mich, der mich kaum etwas erkennen liess. Irgendwann bin ich wohl eingeschlafen.

Meine Erinnerung hat nur das Ende der Fahrt aufbewahrt, und auch das nur lückenhaft, verwirrend, in zerbrochenen Bildern, schwer zu ordnen, zu viele Stücke fehlen.

Ein fürchterlicher Lärm schreckt mich auf, reisst mich jäh ins Bewusstsein zurück. Ich bin eingeklemmt zwischen Erwachsenen; ich werde gerüttelt, gestossen, geschoben. Sehen kann ich nichts. In den Lärm mischt sich ein anhaltendes übermächtiges Schreien und Brüllen wie aus tausend Kehlen.

Was ist geschehen? Ich kann nichts erkennen als nur Beine und Bäuche, die nicht wissen, dass ich hier unten stehe, dass ich nicht zerdrückt werden will, dass ich Luft brauche. Mit grösster Anstrengung bekomme ich die Arme nach oben, dass ich sie verschränken kann vor dem Gesicht. Meine spitzen Ellbogen tun ihre Wirkung. Ich kann ein wenig atmen.

Doch gleich wird der Druck wieder stärker. Die Menschen beginnen unaufhaltsam immer mehr sich zur Seite und über mich zu lehnen.

Wo sind wir? Sind wir noch im Wagen? Kippt der Wagen jetzt um und wir mit ihm?, denke ich.

Mir wird heiss. Der Druck wird unerträglich. Er lässt mich kaum noch atmen. Doch plötzlich atme ich keine Luft, ich atme Rauch, und der Rauch wird stärker.

Wo bin ich? Ich muss raus hier! Ist es der Wagen, der brennt? Ich erstickte! Irgendwo ist Feuer, wir verbrennen! Panik erfasst mich.

Warum sind die Menschen so verkeilt ineinander? Warum bewegen sie sich nicht? Warum merken sie nicht, dass wir verbrennen? Warum öffnet niemand den Wagen? Sind wir noch im Wagen? Tut doch etwas!

Nichts rührt sich, es ist plötzlich still geworden, der Lärm hat aufgehört, das Schreien ist verstummt. Erst jetzt merke ich, dass es nackte Beine, Rücken und Bäuche sind, in die ich eingeklemmt bin. Ich wundere mich.

Auf einmal vor mir ein Lichtschimmer, eine Öffnung, etwas Luft.

Dort geht es doch nach draussen! denke ich, und: Warum geht niemand raus? Warum macht keiner Platz? Ich will dort hinaus! Ich will nicht verbrennen!

Mit einer Wildheit und Kraft, die ich noch nie zuvor in mir gespürt habe, beginne ich zu strampeln und zu treten, mir Platz zu schaffen, und dann hole ich Atem, so tief, wie ich noch nie zuvor Atem geholt habe, dann schreie ich mit höchster Kraft, wie ich noch nie zuvor geschrien habe. In diesem Augenblick, wie eine Antwort auf meinen langgezogenen Schrei, bewegt sich etwas hinter mir. Zwei grosse, starke Hände packen mich unter den Armen. Sie werfen mich nach vorne, über die anderen hinweg, dorthin, wo das Licht ist, wo Luft ist. Ich kollere über die Reglosen hinweg, falle irgendwo hinunter.

Ich bin im Freien, ich sehe den Himmel!

Was ist geschehen? Liege ich schon lange hier?

Ich erwache wie aus einer Betäubung. Ich blicke mich um:
Hinter mir ein grosser, hoher Schatten, vielleicht der Wagen,
der uns herbrachte.

Vor mir eine steile Böschung, die sich mit einer geraden,
scharfen Kante sonnenbeschienen gegen den Himmel ab-
zeichnet. Ringsum liegen Menschen, viele Menschen, keiner
bewegt sich, keiner kann mir helfen, sie scheinen tot zu sein.
Warum sind sie so nackt? Die einen ganz, die anderen nur
halb. Wann haben sie sich denn ausgezogen? Und warum?
Hier draussen ist es doch nicht heiss!, denke ich und wundere
mich erneut.

Etwas Schreckliches ist geschehen, aber ich verstehe es nicht.
Ich will weg hier. Ich habe Angst. Ich will dort hinauf, wo die
Sonne scheint, heraus aus dem Schatten. Wieder blicke ich
hinauf.

Oben an der Kante bewegt sich etwas: Ich erkenne den Umriss
eines Menschen, der winkt und ruft. Dann läuft er hin und her.
Sein Winken wird heftiger.

Auch an der Böschung liegen Tote. Doch nun beginnt einer
sich zu bewegen, langsam erst und zaghaft! Dann rudert er
wild mit Armen und Beinen; er klettert empor zu dem, der
noch immer oben steht und winkt.

Wie ein Käfer an der Wand!, geht es mir durch den Kopf. Vor-
sichtig arbeite ich mich über die Leiber, dahin, wo die Bö-
schung beginnt. Ich will zu den beiden, die oben in der Sonne
stehen. Sie haben mich gesehen, sie rufen, sie schreien, und
jetzt winken beide, ich solle kommen, so schnell wie möglich.
Der Hang ist steil und erdig. An vereinzelt Grasbüscheln
versuche ich mich hochzuziehen, aber mehrmals rutsche ich
zurück. Die Büschel sind lose. Ich wundere mich, sie scheinen

gar nicht angewachsen zu sein. So muss ich mich an den Armen und Beinen der Toten festhaken, die am Abhang lehnen. Langsam arbeite ich mich wieder empor. Wenn sie nur halten und nicht mit mir zusammen hinunterstürzen wie die Grasbüschel!

Ich kämpfe gegen die Angst, gegen das Schwindelgefühl. Ich bin schon fast oben. Ich kann schon fast über die Kante sehen. Meine Beine zittern, sie schmerzen, ich schlottere, ich verliere das Gleichgewicht.

Schräg unter mir liegt ein grosser Mann, als sei er so gehängt worden an die Wand, wie ein Bild, und weiss leuchtet sein riesiger, nackter Bauch in der Sonne.

Nur er kann meinen Sturz aufhalten! Ich muss mit meinen blossen Füßen auf diesen Bauch treten. Aber ich will doch nicht! Ich werde ihm weh tun. Und wenn er ins Rutschen kommt, wenn er mit mir abstürzt? Er könnte mich erdrücken! So geht es mir blitzschnell durch den Kopf.

Und dann trete ich oder springe vielmehr auf diesen grossen, weissen Bauch. Mein Fuss sinkt, sinkt tief ein. Es wippt und schwankt wie auf einer Schaukel, aber der Tote fällt nicht. Ich beginne zu würgen, ich will erbrechen, ich kann nicht, mein Magen ist leer.

Mit letzter Kraft ziehe ich mich über die Kante der Böschung. Meine Hände finden Halt. Ich ziehe mich bäuchlings voran, bis nur noch meine Beine über dem Abgrund schweben.

Ich glaube, ich habe etwas Schlimmes getan. Ich habe einen Toten getreten. Er konnte sich nicht wehren. Kann ein Toter Schmerzen haben? Der Tote hat mich gerettet, und ich habe mich vor ihm geekelt!

Ich fühle mich schuldig. Kann ein Toter verzeihen?

Langsam erkenne ich, dass ich oben auf einem Bahndamm liege. Meine Hände halten sich an einem Gleisstrang fest.

Erschöpft warte ich; ich weiss nicht weiter. Ich fühle keine Kraft mehr.

Nach einer Weile drehe ich mich vorsichtig um und blicke zurück. Ich sehe die Toten, über die ich hinaufgeklettert bin. Wie angeklebt liegen sie am steilen Abhang.

Mein Blick geht weiter, zurück über die Mulde, zu der Stelle, wo ich von den grossen Händen hingeworfen wurde. Auch hier Tote. Ich kann sie nicht zählen, es sind zu viele. Kreuz und quer liegen sie. Noch immer ist Rauch in der Luft, meine Augen brennen, und es stinkt unerträglich.

Noch etwas weiter weg sehe ich undeutlich vielleicht drei Wagen. Etwas schräg stehen sie, etwas unordentlich, nicht in einer geraden Linie.

Wie kann das sein? Sind wir mit diesen Wagen gekommen? frage ich mich.

Warum stehen die Wagen dort unten in der Wiese und nicht hier oben auf dem Bahndamm, auf dem Gleise? Ich lege mich wieder auf den Gleisstrang.

Zu meiner Rechten rennen Menschen auf dem Damm, vier oder fünf sind es, einige sind schon weit weg, aber ich höre noch, wie sie schreien. Alle scheinen nur in diese Richtung zu laufen, als wüssten sie genau wohin. Sie machen Zeichen, schreien wieder, werfen die Arme in die Luft, zeigen drängend in die Richtung, in die sie laufen. Dann blicke ich nach links: Im ersten Moment sehe ich nur Rauch und Leere. Unmittelbar neben mir endet das Geleise, der Damm bricht abrupt ab, gleich einer Schanze. Meine Augen brennen und tränen. Ich blicke über die Kante in die Tiefe, ich blicke hinüber. Ich verstehe nicht, was ich durch die Rauchschwaden dort sehe – und ich verstehe es doch. Aber es ist mit nichts zu verbinden, was ich kenne, weder mit Bildern noch mit Worten.

Ich fühle nur, dass dies ein Ort ist, an dem alles endet, nicht nur der Damm und das Geleise.

Es ist der Ort, wo diese Welt aufhört, diese Welt zu sein.

Jemand schreit:

«Komm, steh auf! Komm! Weg hier! Schnell!»

Ich lege den Kopf auf meinen Arm und blicke auf die Schottersteine zwischen den Gleisen. Es ist mir egal, ich will nichts mehr hören.

Sollen sie schreien, sollen sie laufen! Nur mich lasst in Ruhe.

Ich will nicht mehr, ich will überhaupt nichts mehr!

Meine Beine sind wie abgestorben, ich fühle sie nicht. So kann ich ja ohnehin nicht laufen, ich will nirgendwohin laufen!

Mir ist, als würde ich nur noch aus Augen, Kopf und zwei Händen bestehen, die sich festklammern.

Nur schlafen will ich, tief schlafen und sonst nichts.

Einen Moment lang ist alles still.

Dann, plötzlich wieder Geschrei! Diesmal ganz nahe an meinem Ohr.

Einige Beine sehe ich, die mich umstellen. Eine Frau ist dabei. Sie bückt sich. Sie will, dass ich aufstehe, dass ich mitkomme, schnell, nach rechts, wo andere auf dem Bahndamm laufen und in der Ferne schon ganz klein erscheinen.

Zum ersten Mal weigere ich mich bewusst. Ich will nicht mehr gehorchen, nie mehr!

Ich schüttele den Kopf, ich weiss nicht, wo meine Beine sind, ich will doch schlafen, ich will Ruhe, ich will nicht mehr mitmachen, ich habe genug.

Das Stimmengewirr über mir lässt nicht nach.

Warum begreifen es die Erwachsenen nicht? Ich brauche sie nicht mehr! Es gibt keine Fragen mehr, ich weiss jetzt alles – ich habe über das Ende der Welt hinaus gesehen!

Die Frau schreit mich an, sie ist wütend, voller Angst und Ungeduld. Auch die andern brüllen, ich müsse laufen, mit ihnen, sofort, bevor es zu spät sei.

Die Frau bückt sich wieder, sie kreischt mich an, dass ich ihre Spucke spüre. Ich glaube, sie schlägt mir ins Gesicht, sie reißt mich hoch am Handgelenk. Grob ist sie und furchtbar zornig. So werde ich einfach mitgerissen, meine tauben Füße schleifen über die Schottersteine. Sie rennen los.

Ich kann nicht, ich weine vor Wut. Ich lasse mich fallen. Ich werde wieder hochgerissen, an beiden Handgelenken diesmal, und so werde ich mehr getragen, als dass ich selber laufe.

Lange hat der Marsch gedauert, sehr lange. In der Ebene zu meiner Rechten ging schon die Sonne unter wie ein Feuerball, der sich brennend und schmerzend in meine immer entzündeten Augen frass. Ich konnte kaum sehen, wohin ich trat.

Allmählich wurden die Schritte langsamer und gingen über in einen endlosen, monotonen Trott. Nur einmal wurde er unterbrochen, als zwei, drei Menschen von den Feldern gelaufen kamen. Eine Bauersfrau schwenkte uns einen Korb entgegen – und hier verlöscht mein Erinnern in einem langen, sehr langen, grauen Nebel.

Erst viel später, als es schon kalt wurde und der erste Schnee fiel, begann mein Bewusstsein wieder zu arbeiten. Nach und nach nur gewahrte ich meine Umgebung: Wieder war die Welt voller Baracken, wieder gab es eine Blockowa und eine Lager-serka. Häufiger aber waren es nun auch Männer, die uns bewachten. Männer, die stets brüllten und manchmal schlugen, manchmal auch andere Kinder wegholten, die sie nie zurückbrachten.

Zum ersten Mal aber wurde der Durst weniger schlimm als der Hunger, wenn ich unbemerkt etwas Schnee in den Mund schieben konnte.

Ein riesiges Gedränge herrschte, Rauch lag oft in der Luft; ein Geruch, den ich kannte. Ich hatte auch meine gewohnte Baracke wieder, so wie früher, aber es war seltsam, sie stand an einem anderen Ort!

Wer hat meine Baracke hergebracht? Und warum?

Sie stand nun nicht mehr an einem Abhang. Auch der riesige Kamin war nicht mehr zuoberst auf dem Hügel, wo die Baracken endeten, oben, beim grossen Zaun. Der Hügel war überhaupt nicht mehr da. Hier war alles flach, wie ein Teller.

Ja, und hier waren die Barackenstrassen unendlich lang. Viel länger, als ich sehen konnte! Vielleicht, nein sicher gehen sie bis ans Ende der Welt, bis an den Rand des Tellers, dachte ich, und keiner hier weiss, wie es dort ist.

«Wie ist es?» fragte ich prüfend einen grossen Knaben neben mir.

Ich wusste es!

Er wusste es nicht!

Er antwortete nicht, er blickte nur nach oben.

Das Versteck

Schon lange hatte ich jede Orientierung verloren. Schon lange war ich nicht mehr in Majdan-Lublin, in Majdanek. Die Baracken ringsum waren andere, sie wechselten immer wieder, und doch waren es immer dieselben, manchmal wechselte vielleicht auch der Ort, ich weiss es nicht mehr. Meine Baracke aber blieb, sie schien mir überallhin zu folgen.

Ausserhalb des grossen Zauns war nichts mehr, nur flache Felder und ein heller Wald, meist verschwommen im Nebel.

Immer wieder waren andere Kinder um mich her. Nur noch selten verstand ich ihre Sprache, noch weniger die der Erwachsenen. Alles schien sich aufzulösen, alles war verschwommen, unklar. Mein Verstand war zu klein; die ständigen Veränderungen verwirrten. Die Tage waren plötzlich ohne Ordnung, ohne den regelmässigen Ablauf von früher. Regeln waren kaum mehr zu erkennen. Einzelne Erinnerungsfetzen sind noch da, einem kurzen Aufleuchten gleich, ihr Sinn, ihre Bedeutung nebelhaft.

Eine Zeitlang durfte ich die Baracke nicht verlassen. Ich begriff nicht, weshalb. Wenn Zählappell war, und alle nach draussen eilten, da verbot man mir, hinauszugehen. Jedesmal wurde ich hastig ergriffen, jemand drückte mich in irgendeine Ecke, oder war es ein Loch? Eine Decke und ein Brett wurden über mich gelegt, und ich durfte mich nicht rühren. Ich sträubte mich, ich verstand das Verbot nicht, ich wollte nicht allein Zurückbleiben, ich hatte Angst, ich begann zu schreien. Eine Ohrfeige machte mich gefügig.

Und so ging das eine ganze Weile, Tag für Tag, am Morgen, am Abend: Die Bewohner der Baracke eilten hinaus, zwei Er-

wachsene blieben mit mir zurück, ich bekam meine Ohrfeige, die Decke und das Brett, dann rannten auch die beiden hinaus; ich konnte es am Klang ihrer Holzschuhe erkennen.

Ein anderes Mal nahm mich eine Gruppe von Frauen mit hinaus. Wir liefen durch ein Gewirr von fremden Baracken und vielen fremden Menschen.

Plötzlich befanden wir uns in einer Kolonne, wir mussten warten, und eine der Frauen bedeutete mir, mich an ihrem Bein festzuhalten. Dann bereitete sie ihren Rock über mich. So verharrten wir eine Weile, bis es endlich weiter ging.

Es dauerte lange und es war bitter kalt. Sie brachten mich endlich in einen Raum, der ganz anders war als die Räume, die ich kannte.

Der Raum war gross und hoch und hatte an einer Wand ein Fenster. An den drei anderen Wänden türmten sich, hoch hinauf bis zum Dach, riesige Haufen von Tüchern, Lumpen, Kleidern vielleicht. Gleich vor dem mittleren Haufen, dem Fenster gegenüber, stand ein Tisch.

Am Tisch standen zwei Frauen, barfuss. Die eine warf Kleider oder Lumpen von einem der Haufen auf den Tisch, die andere drehte sie hin und her und trug sie wieder weg. Ich wurde unter den Tisch an den Fuss des Kleiderberges geschoben. Hände griffen in den Berg, eine Höhlung entstand, ein Nest, und ich kroch hinein. Das war nun mein Zuhause. Ich genoss die Stille im Raum. Ich genoss den eigenartig seifigen Geruch und die ungewohnte Wärme. Nur drei oder vier Frauen waren tagsüber da, sie sprachen leise zueinander, sie waren freundlich und bedeuteten mir, dass ich nicht sprechen dürfe oder nach ihnen rufen, dass ich sicher sei, solange ich unter dem Berg in meiner Höhle bleibe.

Einmal am Tage durfte ich herauskriechen. An der Kante des Tisches, auf Augenhöhe, stand jedesmal ein Blechgeschirr bereit. Ich zog den Löffel aus meinen Kleidern und begann zu essen.

Dieser Löffel, mein einziger und wichtigster Besitz, den ich, zusammen mit einem Becher, seit langem an einer Kette unter dem Hemd trug.

Dann bereitete eine der Frauen ein Tuch unter dem Tisch, auf das ich meine Notdurft verrichten sollte. Dann kroch ich zurück in die wärmende Höhle, die Frau rollte das Tuch zusammen und brachte es weg. So wiederholte es sich jeden Tag, immer gleich. Waren es ein paar Tage, ein paar Wochen, ein Monat vielleicht oder mehr? Ich weiss es nicht.

Jedoch der letzte Tag in diesem Raum hat sich eingebrannt in mein Gedächtnis, in scharfen Konturen, unauslöschlich:

Die Frauen kamen wie immer kurz vor Tagesanbruch. Wie immer hörte ich ihr leises Sprechen, ihre Schritte, das Rauschen der Tücher und Kleider, die sie sortierten. Wie immer stand der Blechteller bereit und war das Tuch unter dem Tisch. Längst war ich wieder geborgen unter dem Stoffberg, da schreckten mich laute, harte Schritte, tiefes Männergebrüll und dazwischen entsetzte Aufschreie der Frauen. Ich kroch ein wenig vor und spähte durch die Tücher. Ich sah die Tischbeine, zwischen mir und dem Tisch einen Rocksäum, zwei nackte Waden und Füße. Vorsichtig blickte ich zwischen den Waden hindurch in den Raum.

Ins Männergebrüll und Stiefelgepolter mischte sich nun immer lauter ein helles Kreischen. Ich sah schwarze Stiefelpaare und nackte Beine hin und her rennen. Auf einmal verkümmerte das Kreischen zu einem leisen Wimmern, die Stiefel-

schritte wurden langsamer, bedrohlicher, der Lärm ebte ab – ich spähte und lauschte in höchster Anspannung.

Die Stiefel versammelten sich vor dem Kleiderberg an der rechten Wand. Einen Moment war es still, und dann hörte ich zu meinem masslosen Erstaunen schrilles Kindergeschrei. Mehrere Kinder mussten es sein, auch grosse Kinder.

Wieder begann das Rennen von Stiefeln und nackten Füßen. Ja – sind denn hier noch andere Kinder?, dachte ich staunend und konnte es nicht fassen. Ich hatte fest geglaubt, allein zu sein in diesem Versteck!

Zum Geschrei der Kinder, dem Kreischen der Frauen, und dem Gebrüll der Männer mengte sich nun ein lautes Gepolter und Getrappel, es füllte den ganzen Raum. Eine richtige Jagd schien im Gange zu sein. Ich hörte Schläge, schleifende Geräusche, die sich entfernten. Dann wurde es ruhiger. Ich rutschte noch weiter nach vorn, ich hob etwas mehr die Tücher vor meinem Gesicht und blickte zwischen den Tischbeinen hindurch und den nackten Waden, die noch immer da waren, nun aber etwas näher zu mir.

Ich sah den Raum, ich sah das gegenüberliegende, offene Fenster. Draussen, vor dem Fenster die Umrisse von Männern, welche Gewehre oder Stöcke durch die Luft schwangen. Drinnen, zu meiner Rechten, vor dem anderen Kleiderberg, noch immer einige Stiefelpaare.

Sich bückende Oberkörper von Uniformierten kamen in mein Blickfeld, Arme durchwühlten den Fuss des Kleiderberges schräg gegenüber.

Zwei kleine, zappelnde Bündel wurden von grossen Händen hervorgezogen; das Kreischen schwoll an, mischte sich mit dem wütenden Brüllen der Gestiefelten, dann – ein Schwung, und die Bündel flogen in grotesken Verrenkungen quer durch den Raum, als ob sie flattern wollten, auf das Fenster zu, zum Fenster hinaus.

Eine Sekunde der Stille – und in die Stille, von draussen her, zweimal das unverwechselbare Geräusch brechender Schädel. Die Waden vor mir bewegten sich, der nackte Fuss hob sich, legte sich auf mein Gesicht und drückte mich energisch zurück in meine Höhle. Der Fuss blieb so eine Weile; er drückte mir Mund und Nase zusammen. Ich rang nach Luft. Dann hob sich der Fuss und ich begann vorsichtig zu atmen. Ich hörte das verklingende Stapfen der Stiefel und das Tappen nackter Füsse, das sich langsam entfernte, bis es erstarb.

Totenstille herrschte jetzt. Der Sturm schien vorbei, so schnell, wie er gekommen war. Erst jetzt fühlte ich Angst. Lange, sehr lange wartete ich und lauschte. Der Raum schien verlassen.

Es musste schon später Nachmittag gewesen sein, als die Türe geöffnet wurde und leise Schritte sich näherten. Ich hörte Geflüster.

Die Lumpen über mir teilten sich, und Frauenarme griffen sachte nach mir. Ein Frauenkopf ohne Haare neigte sich herab, küsste mich, und ich wurde mit einem Lächeln und einem Seufzer aus meiner Höhle gehoben. Zwei weitere Frauen standen im Raum. Sie blickten mich ungläubig fragend an. Sie schüttelten langsam die kahlen Köpfe, machten «zi-z-z», aber auch sie lächelten.

Die grösste der Frauen begann nun auf mich einzureden, hastig und drängend. Ich verstand nur, dass wir so rasch wie möglich, so leise wie möglich und unbemerkt den Raum, diese Baracke, verlassen sollten, dass sie vorangehen würde, dass ich alles nachmachen sollte, und dass wir einzeln hinaus, am Haus, am Fenster vorbei, hinter die nächsten Baracken laufen sollten. Dort würde sie warten.

Hintereinander standen wir unter der Tür, die ins Freie führte

und lauschten. Die Grosse zuvorderst, die anderen hinter mir. Wir blickten hinaus und warteten. Es dämmerte, es war neblig und es regnete. Vereinzelt lag Schnee.

Die Grosse rannte los. Ich schob meinen Kopf vor, blickte nach links, ihr nach, der Wand entlang. Die Grosse war schon am Fenster vorbei, und gleich verschwand sie um die Ecke.

«Hob nischt kein Moire – jetzt – schnell!» flüsterte es drängelnd hinter mir.

Aber ich hatte Angst, grosse Angst. Ich krallte mich am Türrahmen fest. Da wurden meine Hände losgerissen und ich erhielt einen leichten Stoss.

Nun rannte auch ich, rannte so schnell ich konnte die Barackenwand entlang, in höchster Konzentration, in höchster Angst.

Nur nicht fallen, nur jetzt nicht stolpern! Hinfallen, das wäre schrecklich, dachte ich und starrte gebannt auf meinen Weg.

Etwas schien zu gefrieren in mir, alles gerann zur Zeitlupe, als ich es sah:

Am Boden, knapp an der Wand, da lagen sie noch, die beiden Bündel oder das, was von ihnen übrig war. Die Tücher waren aufgerollt, lagen zerrissen umher, dazwischen die Kleinen auf dem Rücken, Arme und Beine ausgebreitet, die Bäuche blaugeschwollen. Und da, eine rote Masse mit Schnee und Schlamm vermischt, wo einmal die Gesichtchen gewesen sein mussten.

Nichts mehr war zu erkennen, nur die Schädel waren aufgebrochen.

Eine gelbe, klebriggänzende Masse quoll daraus und war verspritzt an der Wand, am Boden, genau auf meinem vorgeschriebenen Weg. Mein Magen wollte sich drehen vor Ekel und Entsetzen.

Kann ich darüber springen, ohne in die gelbe Masse zu treten, ohne darauf auszugleiten und zu stürzen? Ich darf nicht stürzen. Wenn ich springe und stürze, ist alles aus. Eine Blockowa könnte mich hören, oder die Lagerserka – alles wäre verloren. Ich muss weiter – ich muss springen, ich muss!, so ging es mir durch den Kopf.

Ich kämpfte gegen das Einfrieren meiner Beine, und ich rannte gegen die Zeitlupe. Unendlich lange schien es zu dauern, bis ich über die Körper hinweg war, und ich fühlte mich allein. Wer sollte mir helfen?

Ich spürte kaum mehr meine Beine. Es war, als wären sie zu unförmigen Klumpen gefroren. Ich rannte und rannte, und es war, als wäre ich Stunden gerannt, als ich die Ecke erreichte und zwischen den nächsten Baracken, kaum sichtbar im Nebel, den Schatten der grossen Frau auf mich warten sah.

Dies Bild bin ich nie losgeworden, so wenig wie alle anderen. Immer wieder tauchten sie in mir auf, bis heute, dieses besonders.

Im Kinderheim in der Schweiz, da war auch ein Raum für Säuglinge und Kleinkinder. Zufällig bin ich einmal da hineingeraten. Und wie ich die Kleinen sah, kroch es erneut in mir hoch, langsam, von den Füßen her, hinauf über die Knie, in die Oberschenkel und gegen die Eingeweide, dieses stumpf machende, lähmende Einfrieren. Mühsam schlurfte ich hinaus. Ich habe den Raum nie mehr betreten. Noch heute spüre ich es, wo immer ich Kleinkinder sehe. Noch heute spüre ich, wie ich mich anspanne zum Sprung über die zwei Bündel. Ich sehe sie genau. Ich sehe, wie sie unter mir weggleiten, wenn ich mit meinen, zum Sprunge weit gespreizten Beinen über sie hinwegfliege, wie in einem verlangsamten Film. So furchtbar langsam, dass ich fürchte abzustürzen, mitten in sie hinein.

Und Vorwürfe mache ich mir oft und kann mich selber nicht verstehen, dass ich nichts spürte für die Kleinen damals. War ich denn, obgleich selbst noch ein Kind, doch schon so verroht, dass nichts in mir war, kein Mitleid, kein Erbarmen, nicht einmal Wut?

Nein, nichts war da, nichts als nur Ekel und die eigene, eisig kalte Angst!

Der Betrug

Wieder einmal, wie so oft zuvor, wurden täglich Kinder weggeholt. Wir waren nur noch ein kleines Grüppchen, zehn oder zwölf vielleicht.

Das Innere der Baracke war nun aufgeteilt in zwei Hälften. Die eine für uns, in der anderen waren Frauen, die manchmal wie Schatten aus dem Halbdunkel auftauchten, nach uns sahen und hinter aufgehängten Tüchern wieder in ihren Bereich verschwanden.

Viele Pritschen blieben leer; wir froren mehr als sonst. Ich begriff nicht, was vor sich ging. Ich verstand die verbliebenen Kinder nicht, ihre Sprachen waren mir fremd. Ich nahm sie kaum wahr – oder doch, an ein Kind kann ich mich genauer erinnern. Ich weiss nicht sicher, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war. Das Kind war vielleicht älter als ich, Kobo, Kola oder Kala wurde es gerufen, ich weiss es nicht mehr genau. Es schien der Liebling der anderen zu sein. Es fiel mir auf mit seinem runden Kopf auf dem zu langen, dünnen Hals. Es spielte gerne, machte Grimassen, und manchmal lachte es auch.

Eines Tages aber merkte ich, dass Kobo ebenso wie die anderen verschwunden war.

Warum bleibe ich allein zurück? Habe ich wieder etwas verpasst oder verschlafen? Warum bin ich immer der letzte, der begreift, was geschieht?, dachte ich, und es war mir schwer.

Ich fühlte nur Ratlosigkeit. Die ungewohnte Stille in der Baracke beunruhigte, alles um mich her schien sich aufzulösen in unerklärlicher Unordnung.

Ich sah Menschen Weggehen, ganze Haufen. Meist ungeordnet, nicht im Takt und in der gewohnten Kolonne. Meist zielbewusst und nicht wiederkehrend gingen sie vorbei, niemand

beachtete mich, und ich blickte ihnen nach, bis das Meer der Baracken sie verschluckte.

Verzweiflung machte sich breit.

Alle gehen irgendwohin, sie scheinen etwas zu wissen, was ich nicht weiss. Warum bin ich immer der Einzige, der nichts begreift? Warum sagt mir niemand etwas? Wo gehen diese vielen Menschen nur hin? Ich habe nirgendwohin zu gehen, ich habe Hunger und friere.

Nur drei oder vier Frauen blieben in meiner Baracke. Sie sprachen nicht; sie reichten mir nur hin und wieder stumm etwas zu essen.

Es gab keine Befehle, keine Ordnung, welche die Tage bestimmte wie früher, keinen Appell, niemand kümmerte sich. Die Blockowa schien verschwunden, keine Lagerserka kam mehr vorbei, auch die grossen Männer mit den schönen Uniformen blieben weg, die, welche sonst Kinder aussuchten und mitnahmen.

Mit einem Schlag spürte ich die Stille. Keine Befehle, kein Brüllen, kein Schreien, kein Stillstehen in der Reihe mehr am Morgen und am Abend; das unentwirrbare Stimmengebrause, das die Luft sonst erfüllt hatte, war verstummt. Ich blieb, wo ich war, und dämmerte die Tage dahin. Nur einmal schreckte ich auf aus meiner Stumpfheit. Irgendwo war Feuer, irgendwo waren Baracken niedergebrannt, aber ich kümmerte mich nicht lange. Gleichgültig döste ich weiter, ich war müde.

Glasklar aber erinnere ich mich an den einen Morgen: Draussen stand ich, in der Kälte. Ich wartete an der Ecke einer benachbarten Baracke und blickte auf die Lagerstrasse. Ich weiss nicht, worauf ich wartete, und weshalb ich in der Kälte stand. Ich scharrrte ein Loch in den Schneeboden, um im wärmeren Lehm zu stehen. Aus der Ferne hörte ich Schüsse, erst

viele, dann wurden es weniger. Die Schüsse kamen nicht näher, so legte sich meine Angst. Ich blieb stehen.

Wieder sah ich Menschen, die ich nie zuvor gesehen hatte. Selten in geordneter Reihe, meist als wirre, unüberschaubare Haufen zogen sie vorbei. Frauen waren es, manchmal waren auch Männer dabei, manchmal auch fremde grosse Kinder. Sie kamen alle aus derselben Richtung. Sie bogen vor mir in eine Querstrasse und verschwanden zwischen den Baracken am Horizont, am Ende der Welt.

Lange, den ganzen Morgen vielleicht, schaute ich frierend dem unerklärlichen Treiben zu, und ich sah auch, wie die Frauen meiner Baracke sich einer der Gruppen anschlossen und langsam aus meinem Blickfeld verschwanden. Sie gingen langsam durch die Barackenreihen auf die Drähte zu, auf den Zaun, dorthin, wo es verboten war.

Was wollen alle dort? Dort ist doch die Welt zu Ende, dort geht es nicht weiter, dachte ich.

Was sollte ich tun? Ich wartete, ohne eine Absicht, ohne zu wissen worauf. Und wieder kam eine Gruppe. Frauen waren es, ein paar Kinder, ein paar wenige Männer, und wie die anderen bogen sie vor mir ab. Ich schaute ihnen nach. Einige Sonnenstrahlen begannen zu wärmen.

Da plötzlich – die Gruppe steht still. Eine der Frauen dreht sich um, löst sich aus dem Knäuel, läuft den Weg zurück, sie schreit. Wild wirft sie die Arme in die Luft, dass ihre Lumpen verrutschen und ihre weisse Brust zu sehen ist. Doch sie merkt es nicht, sie fuchelt weiter und schreit und schreit, und ihre Stimme überschlägt sich:

«Binjamin», schreit sie, «Binjamin, oj Binjamin!», und weiter läuft sie in meine Richtung.

Gebannt schaue ich ihr zu. Was sie wohl hat? Ganz nahe ist sie schon.

«Binjamin – du?!» ruft sie wieder in höchster Erregung, und ihr Schreien klingt wie eine Frage.

Wie ein Schlag trifft es mich, als ich begreife: Sie ruft nach mir! Ja, ich – ich bin ja Benjamin, sie meint mich!

Ich habe schon fast vergessen, dass ich einen Namen habe.

Die Frau bückt sich zu mir, ich blicke in ein rundes Gesicht, das zu fragen scheint: Du hier?, und ungläubig starrt sie mich an.

«Benjamin, Benjamin!» keucht sie ununterbrochen, und sie drückt mich an sich, dass es schmerzt.

Was bedeutet das? Wer ist das?, denke ich.

Ich begreife nichts, begreife nur, dass ich ja Benjamin bin, dass sie mich meint, doch ich erkenne sie nicht, ich kann mich nicht erinnern.

«Komm mit, schnell, komm, bevor dich jemand hier sieht!» schluchzt sie und zieht mich im Laufschrift zu der Gruppe, die auf uns wartet.

Was ist denn los? Warum soll ich weg? Warum kann ich nicht hier stehen bleiben? Ich stehe doch schon den ganzen Morgen hier? Ich habe Hunger. Wird sie mir jetzt zu essen geben?

Ich bin zu müde, um zu fragen, ich lasse nur alles willenlos mit mir geschehen. Die Gestalten nehmen mich in ihre Mitte, als wir losziehen, so dass ich nur bruchstückhaft erkenne, wohin der Weg führt.

Wir gehen lange zwischen unbekanntem Baracken durch, wo ich noch nie zuvor gegangen bin. Kurz vor einer Querstrasse und einem Zwischenzaun ein offenes Tor; wir bleiben stehen. Verwundert betrachte ich neben einer Baracke eine Gruppe von Frauen, halb ausgezogen, fast nackt, die sich trotz der Kälte im Freien waschen. Sie stehen barfuss in einer grossen Pfütze von Wasser, Schnee und Morast, sie blicken uns schweigend nach.

Wir passieren nach kurzem Warten den Zwischenzaun und

sind auf einer noch grösseren Strasse. Ein Verdacht steigt in mir auf, als wir dem Aussenzaun immer näherkommen, dem Ende der Welt, wie die anderen Kinder sagen.

Erschreckt erkenne ich, dass wir nicht nach einer neuen Baracke oder nach Essen suchen, sondern dass wir tatsächlich nach draussen gehen sollen, jenseits des grossen Zauns, hinaus aus dieser Welt. Auf die andere Seite des Zauns, in die Felder, dorthin, wo nichts mehr ist, dorthin, wo die frühere Welt einmal war und schon lange untergegangen ist. Davon haben die grösseren Kinder doch stets erzählt. Aber wie kann man in eine Welt gehen, die untergegangen ist, die es nicht mehr gibt? Es gibt doch jenseits des Zauns nichts mehr! Dort ist alles zu Ende! Immer wieder denke ich das gleiche. Immer stärker wird die Angst:

Wir tun etwas, das unmöglich ist! Oder heisst dies etwa, dass wir dorthin gehen, um zu sterben? Tun wir jetzt das, was die Grossen «auf den Todesweg gehen» nannten? Trotz der Kälte schwitze ich.

Wir sind kurz vor dem Zaun, kurz vor den letzten Gebäuden. Ein Uniformierter steht neben der Strasse. Die Gruppe verlangsamt ihren Schritt. Wir gehen vorbei. Er tut nichts. Er schiesst nicht. Er brüllt nicht. Mit beiden Händen in den Hosentaschen dreht er sich um und glotzt uns nach.

Ich verstehe nicht, was in der Gruppe gesprochen wird, aber die Stimmen werden lauter und aufgeregter, als wir nach dem Zaun, nach dem Tor, schon über freies Feld gehen.

Todmüde bin ich, die Beine sind wieder stumpf und taub, als ob sie nicht zu mir gehörten, nur meine Knie schmerzen. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kennt, zieht mich unbarmherzig hinter sich her.

Wann darf ich denn endlich sterben? Warum quält sie mich so lange?

Ich spüre meine Füße nicht mehr. Ich stolpere. Ich falle hin. Ich liege mit dem Gesicht im Schnee. Ich schlage mit den Fäusten auf den gefrorenen Boden.

Hier ist nichts mehr, nichts, nur Felder und Nebel. Keine Baracken zum Schlafen, nichts mehr zu essen. Wir gehen ins Nichts. Jetzt ist alles vorbei, es gibt keine Welt mehr! Ich habe die Welt verlassen! Ich kann nicht mehr zurück, ich werde verhungern, dies ist das Ende. Ich will schlafen. Lasst mich endlich in Ruhe! Ich will nichts mehr zu essen, ich will keine Menschen mehr sehen. Ich will allein sein, ich will nur, dass alles zu Ende ist, ich will schlafen!

Erst Monate danach setzt mein Gedächtnis wieder ein, aber nur langsam, vernebelt. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, hatte mich bei sich behalten. Lange waren wir unterwegs, manchmal liefen wir, manchmal sassen wir auf einem Pferdewagen. Nach langer Zeit sind wir in eine kleine Stadt gekommen, oben auf einem Berg. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, hatte schon seit Tagen von Sandomierz erzählt, dass wir unbedingt dahin müssten – nur für ein paar Tage, wie sie sagte. Ich verstand, dass sie etwas mit Papieren erledigen wollte. Tagsüber schloss sie mich in der winzigen Dachkammer ein, die wir bewohnten. Am frühen Morgen schon ging sie weg, stets mit vielen bedruckten und beschriebenen Papieren in der Hand. Den ganzen Tag blieb sie weg.

Es war eine schöne Zeit. Stundenlang sass ich auf dem Fenstersims und schaute hinaus. Ich konnte weit hinunter sehen auf die Ebene unter dem Felsen von Sandomierz und auf den Fluss, der zwischen den Bäumen glitzerte. Es war schon Frühling, der Schnee war geschmolzen, und ich beobachtete die vielen Vögel, die über die Ebene und den Fluss unter mir dahinfliegen. Ich träumte, ich würde mit ihnen fliegen, frei und geräuschlos.

«Nun müssen wir nach Krakow zurück – alles ist erledigt», sagte sie eines Abends.

Nach Krakow? Zurück?, ich überlegte:

Waren wir nicht dort zuerst, nachdem wir den grossen Zaun durchschritten hatten?

Ich grübelte, ich war mir nicht sicher, ich wagte nicht zu fragen, nicht einmal versuchen wollte ich es; ich sprach ohnehin nicht.

Von der Reise nach Krakow ist nichts in meinem Gedächtnis geblieben. Den Weg vom Bahnhof zur Miodowa-Synagoge hingegen, den fand ich mit schlafwandlerischer Sicherheit, als ich zwanzig Jahre später zum ersten Mal wieder die Stadt besuchte.

Vor dieser Synagoge haben wir gewartet, immer wieder, mehrere Tage. Die unbekannte Frau, die meinen Namen kannte, wollte jemanden sprechen. Sie sagte, dass es wegen mir sei, dass sie mich hier abgeben werde.

Endlich öffnete sich die grosse Tür. Ein mächtiger Mann in einem langen schwarzen Mantel und mit einem grossen schwarzen Hut blickte lächelnd auf mich herunter. Die Frau sprach eifrig auf ihn ein. Ich verstand nur den Anfang ihrer Rede:

«Da bringe ich Ihnen den kleinen Wilkomirski, Benjamin Wilkomirski!»

Sie hielt mich bei den Schultern und schob mich vor, damit er mich besser betrachten konnte. Er nickte.

Ich war erstaunt und sehr stolz, dass ich nun zwei Namen hatte.

Derweil redete die Frau ununterbrochen. Das Gesicht des Reb-ben wurde ernst, lächelte zu mir, wurde wieder ernst. Ich begann ihm zu vertrauen, ich fühlte, dass er zu uns gehörte, zu den Barackenmenschen.

Er nahm mich an der Hand, führte mich in den Garten hinter der Synagoge, führte mich eine steinerne Treppe hoch an der

Rückseite des Hauses, zu einer Art Balkon oder Laube. Seine Hand war fest und gut, sie zerrte nicht, sie stiess nicht. Es war eine Hand, die sprechen konnte; sie tröstete, sie beruhigte und gab Sicherheit. Seit Mottis und Jankls Zeiten hatte ich keine solche Hand gespürt.

Auf dem Balkon sassen zwei ältere Männer, auch sie mit schwarzen Hüten, an einem Tisch. Sie hatten Papiere vor sich. Der Rebbe ging weg, die zwei Männer musterten mich.

Sie begannen Fragen zu stellen, viele Fragen, aber ich erinnere mich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, dass ich, ohne zu wissen wie, plötzlich zu reden begann, wie ich noch nie geredet hatte. Ich hörte mich reden, als ob jemand anderer in mir redete. Ich redete wie ein Wasserfall, aber ich weiss nicht mehr, was ich redete. Doch irgendwann war es genug, nur ein Würgen war noch in meinem Hals, ich schwieg – und es war wieder still in mir wie vorher.

Die zwei Männer erhoben sich schnell und gingen weg. Der eine kam wieder nach einer Weile, er sah verändert aus, von seinem Kinn tropfte noch Wasser glitzernd in seinen Bart und er war graugrün im Gesicht.

Geradeaus starrend, ohne mich anzuschauen, ohne ein weiteres Wort, führte er mich wieder über die steinerne Treppe, hinunter in den Garten.

«Warte vor dem Eingang, du wirst abgeholt», sagte der Rebbe, der mir unten schon entgegenkam. Er streichelte mir über Schulter und Rücken, was mich sehr beeindruckte, und verschwand.

Wo war die Frau, die meinen Namen kannte? – Sie war schon weg – ich habe sie nie wieder gesehen.

Wo man mich hinbrachte und wer – ich erinnere mich nicht mehr. Hier verschwimmt mir alles in einem dumpfen Dämmerlicht.

Manchmal war ich mit vielen Kindern zusammen, manchmal mit wenigen nur – wahrscheinlich wechselte ich immer wieder den Ort. Ich weiss noch, dass ich immer wieder weggelaufen bin, dass ich meine Baracke suchen wollte, wo ich hingehörte. Die Stadt, die anderen Menschen, die anderen Kinder versetzten mich in Schrecken. Immer quälender begannen unentwirrbare Fragen wie Säure mein Gehirn zu zerfressen, manchmal stiegen sie in meinen Kopf wie flüssiges Blei. Ich konnte die Fragen nicht aussprechen, sie verklebten mir Hals und Mund, sie trieben mein Herz an zu rasendem Schlag, dann drohte es wieder stillzustehen. Nichts brachte ich hervor, und so gab es auch keine Hoffnung auf Antwort:

Was sind dies für Menschen hier? Viele haben seltsame, andere Uniformen. Alle sind gut gekleidet, sie wohnen in ganzen Häusern, die warm sind und nicht in Ruinen oder in Baracken. Ich gehöre nicht zu ihnen.

Die Menschen, die in ganzen Häusern wohnen, die keine gestreiften Hemden tragen, die alles zum Essen haben, soviel sie wollen – das sind doch die, welche die anderen töten. Sie sind es, die ich fürchten muss, die mit den fetten Gesichtern, den starken Armen und Beinen, die mit den schrecklichen, grossen Händen, welche die Kinder irgendwann packen und wegbringen, um sie ins Feuer zu werfen, damit neue Kinder Platz haben.

Ich will nicht unter diesen Menschen wohnen. Was haben sie vor? Wo ist meine Baracke?

Ich kann kaum glauben, was die Erwachsenen und auch viele Kinder hier erzählen. Die Stadt sei nicht neu, sagen sie. Sie war schon immer da, auch in der Zeit, als ich in den Baracken war. Sie sei nicht untergegangen, die Stadt und die Welt ausserhalb des Zauns, wie man mir gesagt hat.

Manche Kinder sagen, sie seien nie in Baracken gewesen, sie hätten schon lange hier gewohnt. Viele sagen auch, sie hätten sich versteckt, ausserhalb des Zauns, an Orten, die auch nicht untergegangen sind.

Andere sagen, sie würden warten, bis sie abgeholt werden vom Tate, von ihrer Mamele, von ihren älteren Geschwistern.

Meine Mamele ist tot.

O Gott – ich habe doch irgendwann auch Brüder gehabt. Ich erinnere mich wieder. Wo sind sie? Meine Brüder werden mich herausholen aus dieser Stadt, wo die Mörder leben. Wo sind Motti und Daniel? Warum kommen sie nicht jetzt, bevor es zu spät ist?

Aber warum waren denn nicht alle von uns in den Baracken hinter dem grossen Zaun? Warum ich? Warum Jankl? Warum hat man mir gesagt, die Welt ausserhalb des Zauns sei untergegangen und in der Baracke zu leben sei immer noch besser, als ins Feuer geworfen zu werden? Warum wurden andere Kinder ins Feuer geworfen? Warum ich noch nicht? Haben sie mich vergessen? Oder warten sie noch? Was werden sie tun, wenn sie mich entdecken?

Warum gibt es sogar Kinder, die sagen, sie hätten sich nie verstecken müssen?

Irgend etwas stimmt hier nicht – man hat mich betrogen. Ja, sie haben mich alle betrogen. Ich hätte vielleicht gar nicht hinter dem grossen Zaun leben müssen. Vielleicht auch Jankl nicht; doch jetzt ist Jankl tot.

War denn alles umsonst?

Jetzt habe ich warme Kleider, warmes Essen. Das ist schön. Aber ich lebe unter den Betrügern und Mördern. Und die Erwachsenen – sie alle haben mich angelogen. Am besten ist, ihnen nicht mehr zuzuhören.

Auch Karola kann mir keine Antwort geben. Nur ihr würde ich

glauben. Aber sie weiss doch nur, was auch ich weiss. Soll ich nicht besser in die Baracke zurück, bevor jemand hier merkt, dass ich hier bin, in der Stadt, dass ich noch lebe? Aber wo ist meine Baracke? Man hat sie mir weggenommen. Hier sind nur steinerne Häuser – überall, und kein Tate, keine Mamele, kein Bruder holt mich hier weg! Wo soll ich hin, was soll ich tun?

Viele Jahre später habe ich einige der Strassen in Krakow wiedererkannt: in Kasimierz, der früheren Judenstadt, die Ulica Miodowa und die dortige Synagoge. Ebenso die Długa und die Paulinskastrasse, und ich erinnerte mich an das Haus an der Ulica Augustianska mit dem grossen Treppenhaus und den Turnstangen auf dem Spielplatz. Die Gesichter von Mischia und Olga nähern sich mir wieder, die mit uns spazierengingen. Ich erkannte auch die Ulica Jozefinska und die Limanowskiego, die seltsamerweise ganz woanders sind, nämlich in Podgorze, dem Quartier des Ghettos, das die Nazis auf der anderen Seite der Weichsel eingerichtet haben. Dort hatte ich gebettelt. Auch die Zamojskiego 3 8 taucht in mir auf – was war dort? Ein Neubau steht heute an dieser Stelle.

Ich erinnere mich, dass ich stets in den Strassen gebettelt habe, wenn ich wieder von irgendwo weggelaufen bin, und dass es schwierig war, denn die grösseren Kinder verteidigten grausam die besten Bettelplätze.

Auch erinnere ich mich an ein Purimfest, genauer nur ans Hamanschlagen: Viele Kinder sassen gedrängt an einem langen Tisch, bei Kerzenlicht. Ich schlug meinen Zweig so heftig und wollte nicht aufhören, bis zwei sanfte Hände von hinten meine Arme festhielten und eine Stimme beruhigend auf mich einsprach.

Dann einmal, ich glaube, es war schon kühler Herbst, die Er-

innerung an ein Haus, an fast leere Zimmer, eiserne Bettgestelle. Plötzlich kam eine grosse Unruhe im Haus auf. Kinder rannten zu den Fenstern und so auch ich. Wir lehnten über den Sims und blickten auf die Strasse hinunter. Ein Tosen und Rauschen quoll zu uns herauf von einer schwarzen Masse trampelnder und brüllender Menschen, die sich durch die Strasse wälzte. Sie schwingen Bretter und Stangen durch die Luft, und sie grölten wie Betrunkene. Irgendeine warnende Erinnerung tauchte in mir auf, ich kletterte vom Fenstersims und versteckte mich in der Ecke, hinter einer offenstehenden Türe. Ich hörte aufgeregte erwachsene Stimmen im Haus; jemand rief: «Sie erschlagen schon wieder Juden!»

Kurze Zeit darauf erschien Frau Grosz und fragte: «Möchtest du mitkommen? Ich werde sagen – auch du wirst sagen, du seist mein Sohn, so kann ich dich mitnehmen», und:
«Die Schweiz ist ein schönes Land!»

Der Verdacht

Schweisstriefend stand ich da, starrte auf die Geleise und wartete. Eine Kinderschwester aus dem schweizerischen Heim hatte mich hergebracht, an den Bahnhof der nahen Stadt. Sie hielt meinen Ärmel fest, damit ich nicht entwische.

Tage zuvor hatte es einen Riesenkrach im Heim gegeben. Eine fremde Frau war auf Besuch gekommen, hatte lange mit der Heimleiterin gesprochen, ein Doktor war auch dabei. Er hat mich untersucht, vieles auf Papier geschrieben, schliesslich genickt und gesagt:

«In ein paar Tagen wird diese Frau dich abholen, du wirst bei ihr wohnen, du bekommst nun Pflegeeltern!» Und dann, zur fremden Frau gewandt, sagte er:

«Und wie haben sie sich den Transport gedacht?», und die fremde Frau antwortete:

«Ich denke, wir nehmen die Eisenbahn...»

Weiter hörte ich nicht zu, ich begann zu schreien, zu brüllen. Ich sprang auf die fremde Frau zu, hämmerte in unsinniger Wut und Angst mit meinen Fäusten auf sie ein und rannte weg, bevor mich jemand fassen konnte. Eine wilde Jagd durch das Gebäude begann, und ich wurde überwältigt. Alles Beissen, Schlagen, Treten – es nutzte nichts, man hielt mich eisern fest. Es war das erste Mal, dass ich in diesem Heim Prügel bekam – für mein unglaubliches Benehmen, wie sie sagten.

«Nein! Kein Transport! Nein! Ich will nicht auf Transport!» kreischte ich verzweifelt,

«Ich will nach Hause, lasst mich nach Hause! Nur kein Transport!»

Viele redeten lange auf mich ein, aber ich verstand nicht, was sie sagten – ich wollte nichts verstehen. Sie würden mich oh-

nehin anlügen, dachte ich, so wie die graue Uniform, die mich damals vom Bauernhof weggebracht hatte.

Sie versuchten, dem Wort «Transport» andere Namen zu geben, aber ich liess mich nicht beirren. Ich kannte ja das Wort aus eigener Erfahrung und aus den Erzählungen vieler Kinder. Auf die Frage nach Eltern oder Geschwister, hatte ich immer wieder zur Antwort bekommen:

Sie sind auf Transport!

Und stets hiess das: Sie waren weg – für immer. Kaum einer kam zurück, der auf Transport war.

Ich musste erkennen, dass kein Entrinnen möglich war; mein Transport war schon «schriftlich», wie sie sagten.

Die Tage, die mir noch blieben, nahmen mir die letzte Hoffnung. Ich musste im Hause bleiben. Ständig wurde ich überwacht, man verschloss eilig Türen hinter mir und Türen vor mir – ich sollte nicht im letzten Moment entwischen.

Und nun stand ich an diesem Bahnhof einer Schweizer Kleinstadt und wartete auf meinen «Transport». Die Kinderschwester hielt mich nun am Handgelenk, denn ich machte Fäuste; ich wollte ihr die Hand nicht geben.

Der Zug fuhr ein, die fremde Frau stieg aus, an meinem Gelenk wechselte bloss die Hand, die es festhielt. Wir warteten, wortlos, ein anderer Zug kam, und wir fuhren an den Ort, wo die fremde Frau wohnte.

Es war ein grosses Haus, in einem grossen Garten, andere Kinder gab es nicht. Aber der Mann der fremden Frau war da. Er begrüsst mich mit einem etwas gequetschten Lächeln. Sonst schien niemand im Haus zu sein.

Es war schon Abend, ich bekam zu essen, alles unbekannte Dinge, überhaupt alles schien seltsam. Welch eigenartige Wanderungen das Essen machte: Erst war es in einer Pfanne, dann kam es in eine Schüssel, dann auf einen Teller, den man

auf einen anderen Teller stellte. Dies alles geschah mit drei verschiedenen Pfannen, drei Schüsseln und Tellern, dann noch ein Teller separat, dort durfte nur ungekochtes Gemüse sein – Salat soll ich essen, sagten sie, das sei gesund –, es schmeckte so sauer, dass es mir den Magen zusammenzog. Zum Schluss sass ich ratlos vor einer rotgelben Kugel, die man mir, wieder auf einem neuen Teller, hingestellt hatte. Warum immer neue Teller? Dies war schon der vierte!

«Magst du keine Orangen?» fragen sie, und ich zuckte die Achseln, ich wusste nicht, was sie meinten.

Der Mann nahm die Kugel, schälte sie und teilte sie in Schnitze. Beinahe wäre ich erstickt, als ich den Schnitz unzerkaut hinunterwürgte.

Dann war es Zeit zum Schlafen. Eine Türe wurde geöffnet.

«Dies ist dein Zimmer», sagten sie, und der Mann entfernte sich. Das Zimmer war riesengross, und der Gedanke machte Angst, hier allein, ohne andere Kinder neben mir zu schlafen. Ich legte mich aufs Bett.

«Nun musst du lernen, mir richtig gute Nacht zu sagen», sprach die fremde Frau.

«Was ist das?» fragte ich.

«Gute Nacht, Mutter – so musst du jetzt zu mir sagen!» antwortete sie.

«Nein, das sag ich nicht!» schrie ich entsetzt.

«Doch, ich bin jetzt deine Mutter.»

«Nein, nein – Tante!» rief ich.

«Nicht Tante, Mutter musst du zu mir sagen!»

Ihre Stimme wurde hart.

«Nein, nein, ich weiss, wer meine Mutter ist. Du bist nicht meine Mutter. Ich weiss, wo meine Mutter geblieben ist! Ich will zurück, ich will nach Hause!» brüllte ich, so laut ich konnte.

«Ich will dorthin, wo ich hergekommen bin!» Ich wagte nicht, den Ort auszusprechen, den ich dachte. Sie würde mich sonst wiederfinden.

«Das musst du jetzt vergessen! Vergessen, wie einen bösen Traum. Es war nur ein böser Traum», sagte sie immer wieder. «Du musst alles vergessen. Ich, ich bin jetzt deine Mutter!» Ich sprang auf und wollte meine Kleider wieder anziehen, vor allem die Schuhe. Nur hinaus, weg, fort von diesem schrecklichen Haus, dachte ich.

Aber sie vereitelte es, und unter grossem, wechselseitigem Geschrei entspann sich eine Art Ringkampf auf meinem Bett. Ich weinte und schrie, biss und kratzte und versuchte immer wieder, meine Kleider zu erreichen. Aber sie war stärker, sie hatte Ausdauer.

Irgendwann gab ich erschöpft auf und schluchzte und knurrte so etwas, was wie «Mutter» klang, und sie liess ab und löschte das Licht.

Ich weinte noch lange, ich holte Mutters Gesicht aus meinem Gedächtnis, wie sie da lag, wie sie vielleicht gelächelt hat, als sie mir das Brot gab.

Ich schämte mich, wie ich mich noch nie zuvor geschämt hatte. Ich hatte das Gefühl, ein grosser Verbrecher geworden zu sein, ein Verräter an meiner Mutter. Ich kam mir schmutzig und elend vor, und meine Haut begann wieder zu brennen und zu jucken.

Jetzt bin ich für immer ein schlechter Mensch, dachte ich. Niemand wird mich mehr wollen, keiner mich mögen. Was soll ich nur tun? Ich müsste Motti fragen oder Jankl, sie wüssten sicher Rat. Aber sie würden mich vielleicht weggagen. Einen Verräter will man nicht zum Freund. Ich werde nie zurückkehren können zu meinen Leuten, sie hätten so viele Gründe, an mir Rache zu nehmen. Keine Ausrede kann mehr das Schreck-

liche vertusehen, das ich heute getan habe, keine Entschuldigung es mildern.

Und hier? Hier kann ich nicht bleiben, hier wird es immer so weiter gehen – ich bin auf die falsche Seite geraten. Mit diesen Gedanken schlief ich ein, und wieder träumte ich den schrecklichen Traum von der toten Welt, dem schwarzen Himmel, dem Ungeziefer, das mich auffrisst und den Loren, die auf ihrem Schienenstrang den Berg hinauffahren und im braungelben Kiefer unter dem Stahlhelm verschwinden.

Am nächsten Tag führte die Frau mich durchs Haus und durch den grossen Garten. Sie erklärte mir, dass ich nicht in die Blumenbeete treten dürfe, dass ich auf dem Rasen nur gehen, aber nicht sitzen solle – Grasflecken seien so schwer zu waschen –, zum Sitzen sei die Gartenbank.

Sie zeigte mir die Obstbäume, und dass ich ja nicht auf die Idee käme, Früchte abzureissen. Überhaupt solle ich den neuen Kleidern Sorge tragen und nach dem Spielen immer die Schuhe ausziehen und die Hände waschen. Vieles sagte sie noch, aber ich weiss es nicht mehr.

Ja doch, den hohen Zaun zeigte sie mir auch, der den Garten umschloss. Ich solle nie versuchen, da hinüberzuklettern. Misstrauisch blickte ich sie an, doch nichts in ihrem Gesicht rührte sich.

Dann gingen wir wieder ins Haus, und sie wollte mir auch den Keller zeigen.

«Hier ist die Waschküche», sagte sie, «und hier der Trockenraum und da der Vorratskeller mit dem Obst.» Sie öffnete eine schwere Tür, eine schwache Lampe wurde eingeschaltet: Ich traute meinen Augen kaum. Da waren Holzgestelle! Und auf den Holzgestellen lagen Äpfel; die Holzgestelle aber glichen Holzgestellen, die ich kannte. Ich glaubte nicht mehr, was sie sagte.

Ohne die Äpfel sehen die Gestelle aus wie Pritschen, wie die Pritschen in der Baracke. Nur etwas kleiner, gerade recht für Kinder, dachte ich erschrocken, und:

Was geht hier vor? Irgend etwas stimmt da nicht. Sei auf der Hut!

Sie verschloss die Tür wieder.

«Und nun die Kohlenheizung. Wir machen auch warmes Wasser damit», sagte sie unbeteiligt.

Wieder öffnete sie eine Tür, eine noch schwerere. Wir gingen um einen Kohlehügel, und da stand sie:

Unter Heizung verstand ich bislang nur einen Herd, in welchem man kleine Holzscheite verbrennt, womit man kocht und wo man sich die Hände wärmen konnte. Doch hier stand ein riesiges, schwarzes, gusseisernes Ungetüm, viel höher als ich. Die Frau öffnete eine halbrunde Klappe, nahm die Schaufel, warf ein wenig Kohle hinein, ich konnte die Flammen sehen. Entsetzt starrte ich auf das Ungeheuer.

Also doch! Mein Verdacht war richtig. Ich bin in eine Falle geraten. Die Ofenklappe ist zwar kleiner als normal, aber für Kinder geht es. Ich weiss es, ich habe es gesehen, man kann auch mit Kindern heizen.

Holzpritschen für Kinder, Ofenklappen für Kinder – jetzt verstehe ich! Blitzschnell ging es mir durch den Kopf, blitzschnell rannte ich die Kellertreppe hoch in mein Zimmer.

Meine Gedanken überschlugen sich:

Ich hatte doch recht! Man will mich täuschen. Deshalb soll ich vergessen, was ich doch weiss.

Das Lager ist noch da. Alles ist da!, dachte ich.

Man braucht nur die Obstgestelle, die Pritschen, ins hölzerne Gartenhaus zu bringen, man braucht nur den gusseisernen Ofen mit der Kinderklappe auf den gepflasterten Vorplatz zu stellen – umzäunt ist der Garten schon –, und alles würde wie-

der sein wie früher. Nur dass ich diesmal allein sein werde, ganz allein.

Das Lager ist noch da, sie haben es nur versteckt. Sie würden es nach oben bringen, wenn ich ihnen nicht gehorche.

«Mamele, Motti, Jank! Was soll ich nur tun?» schrie ich ins Kissen, doch niemand antwortete.

Etliche Jahre später wurde die Kohleheizung durch einen kleinen, modernen Ölbrenner ersetzt, und ich atmete auf. Diese Gefahr schien nun gebannt, aber dennoch, zu trauen war den Leuten nicht.

Die Blockowa

Er muss unbedingt in die Schule, so bald wie möglich», sagten meine Pflegeeltern, und es begann eine schlimme Zeit.

In der Schule, da wurde schrecklich viel geredet, aber vom Leben hatte niemand eine Ahnung – vom Sterben noch weniger, auch die Lehrerin nicht. Alle lebten dahin, als ob sie ewig leben würden. Viele sagten auch, es habe keinen Krieg gegeben, sie wüssten von nichts.

Man sprach von Dingen und man lernte Dinge, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Meistens verstand ich gar nichts. Ich verstand zwar die meisten Wörter sehr bald, aber zusammen, als ganze Sätze ergaben sie mir keinen Sinn. Sie formten nichts, was ich mir vorstellen konnte. So dämmerte ich in der Klasse dahin, meist ohne zu begreifen, was um mich vorging. Die seltsamsten Probleme wurden da stundenlang verhandelt, und die Fragen, die gestellt wurden, schienen mir so unwirklich: Was kümmert es mich, wieviel Paar Schuhe ich kaufen kann mit soundsoviel Geld, wenn ein Paar soundsoviel kostet? Schuhe! Wer braucht so viele Schuhe? Ich habe nur zwei Füße! Und viele haben gar keine Schuhe, und dann nimmt man Lappen und bindet sie um. Oder man tauscht die Schuhe gegen Suppe oder einen Becher Wasser!

«Welche Schweizer Heldensagen kennt ihr?» fragte die Lehrerin.

Helden? Hatte sie Helden gesagt?

Irgendwo habe ich einmal den Satz aufgeschnappt: «Das sind die Helden des Deutschen Reiches.»

Gemeint waren die schwarzen Uniformen. Gibt es denn hier

auch Helden? Sind Helden nicht immer die, die töten?
«Schweizer Heldensagen?» fragt sie nochmals und zeigt auf mich.

Ich stehe auf, alle blicken zu mir.

Was soll ich nur sagen? Was will sie von mir?

Ich beginne zu schwitzen.

«Ich... ich weiss doch nicht, was diese Helden sagen, ... diese schweizischen ...»

Die Mädchen in den hinteren Bänken kichern, einige Knaben rufen «buhh».

Die Lehrerin schaut mich resigniert an, so wie sie mich immer anschaut, wenn sie meine Antworten nicht versteht, und dann entrollt sie ein grosses, buntes Wandbild. «Was ist hier zu sehen?» fragt sie wieder.

«Der Teil! Wilhelm Teil! Der Schuss!» tönt es von den Bänken.

«Nun? Was siehst du? Beschreibe das Bild», sagt die Lehrerin, noch immer zu mir gewandt.

Ich blicke entsetzt auf das Bild, auf diesen Mann, der offenbar Teil heisst, der offenbar ein Held ist, der eine merkwürdige Waffe hält und zielt. Er zielt auf ein Kind, und das Kind steht ahnungslos da!

Ich wende mich ab. Was hat das mit der Schule zu tun?, frage ich mich, warum zeigt sie mir dieses schreckliche Bild? In diesem Land, wo doch alle sagen, ich müsste es vergessen, es hätte dies nie gegeben, ich hätte nur geträumt. Aber scheinbar wissen sie es doch!

«Das Bild sollst du anschauen! Was siehst du?» sagt sie ungeduldig, und ich zwingt nochmals meine Augen, auf das Bild zu blicken.

«Ich sehe..., ich sehe einen SS-Mann...», sage ich zögernd.

«Und er schießt auf Kinder», füge ich schnell hinzu.

Brüllendes Gelächter im Schulzimmer.

«Ruhe!» ruft die Lehrerin, und wieder zu mir:

«Wie bitte? Was soll das sein?», und ich sehe, dass sie böse wird.

«Der... der...», ich beginne zu stottern.

Die Mädchen hinter mir kichern noch mehr. Sie kichern immer, wenn ich stottere.

«Der Held schießt auf Kinder..., aber...»

«Was aber?» ruft die Lehrerin heiser, «was soll das heissen?», und ihr Gesicht wird rot.

«...aber, ...aber es ist nicht normal...», sage ich und kämpfe gegen die Tränen.

«Wer oder was ist hier nicht normal?» schreit sie nun ausser sich.

Ich würge mit Gewalt den Klumpen in meiner Kehle hinunter und versuche, mich zu konzentrieren. Aber ich kann die Situation nicht deuten.

Was geht hier vor? Was bahnt sich hier an?, denke ich und will sie erst beobachten.

Ich blicke sie an, gerade ins Gesicht. Ich sehe die blitzenden Augen, den wutverzerrten Mund. Und jetzt weiss ich es, sie ist es, sie ist die Blockowa!

Da steht sie, breitbeinig, prall, die Hände in die Hüften gestemmt. Die Lehrerin ist eine Blockowa! Unsere Blockowa! Sie hat sich nur verkleidet, sie hat die Uniform abgelegt. Sie trägt jetzt einen roten Pullover, sie hat versucht, mich zu täuschen!

Ihr Kinder seid nur Dreck, hat sie immer gesagt. Wieso zwingt sie mich nun, dieses schreckliche Bild zu erklären? Sie kennt es doch längst. Sie weiss, was es bedeutet!

Ich nehme einen neuen Anlauf:

«Es ist nicht normal, weil... weil...» Ich stottere schon wieder.

«Weil was?» schreit es mir entgegen.

«Weil... unsere Blockowa hat gesagt: Kugeln sind zu schade für Kinder! und weil... weil... eigentlich nur die Erwachsenen werden erschossen ... oder sie gehen ins Gas. Die Kinder kommen ins Feuer oder werden von Hand getötet... meistens.»

«Wie!?» kreischt sie nun und scheint die Fassung zu verlieren.

«Wie?» wiederhole ich, «nun, mit den Händen eben... am Hals... wie bei den Hühnern...»

«Setz dich und hör auf mit dem Gefasel!» keucht sie.

Gefasel? Wieder so ein unverständliches Wort und offensichtlich kein gutes.

Und ich blicke hin zur Lehrerin Blockowa, wie sie breitbeinig da steht, die Hände noch immer in die Hüften gestützt. Sie bebt vor Wut.

Ich blicke hin zur Lehrerin Blockowa, wie sie vor der grossen schwarzen Wandtafel steht. Meine Augen beginnen zu brennen, und die grosse, schwarze Wandtafel zerfließt, wird immer grösser und kreist das ganze Schulzimmer ein, sie wird zum schwarzen Himmel am Horizont. Und die Lehrerin Blockowa steht in ihrem roten Pullover vor dem schwarzen Himmel. Der rote Pullover tropft von rotem Blut, das über alle Bänke fliesst.

Die rote Blockowa – die blutige Blockowa, schießt es mir durch den Kopf.

Oh, wie war sie gefürchtet, diese Blockowa, die uns damals beaufsichtigt hat, die einen trat mit ihren harten Stiefeln oder mit der Peitsche Bauch und Rücken mit blutigen Streifen «schmückte», wie sie es nannte. Die blutige Blockowa, die einem absichtlich das bisschen Suppe neben den Napf auf den Boden goss.

Diese Blockowa, die Kinder wegführte. Kinder, die sie als «Gommel» oder «Gammel-Dreck» beschimpfte und die sie nie wieder zurückbrachte.

«Gammel-Dreck» – was immer das heissen mochte, es bedeutete etwas Absolutes, etwas Unwiederbringliches, der Vorbote vom Ende. Und wir hatten viel «Gammel-Dreck».

Nun hat sie mich doch gefunden! Nun verhöhnt sie mich, indem ich das Bild ihres Helden beschreiben muss, ihres Helden, der auf Kinder schiesst.

Ich ahne es: Eines Tages wird es an die Schulzimmertür klopfen und der Teil, ihr Held, wird hereinkommen. Er wird die Blockowa freundlich begrüßen, und sie wird sagen:

«Schau, da ist er, ich habe ihn gefunden. Der da ist es! Er hat den Neuen angestiftet, und er hat Schuld an seinem Tod. Er ist es, der die gestohlenen Kartoffeln mit Jankl gegessen hat. Er ist es, der sich heimlich davongeschlichen hat. Ich überlasse nun dir den Rest», und dabei wird sie auf mich zeigen.

Und der Teil wird sich ebenso höflich bedanken bei der Blockowa, dann wird er mich durch die langen Gänge des Schulhauses und hinunter in den Hof führen und auf mich zielen.

Wieder blicke ich auf den blutig roten Pullover der Lehrerin Blockowa, und der Pullover wird langsam zu einem feurig roten Ball, zu jenem riesigen Feuer an diesem schwarzen Horizont oben am Hügel, hinter dem grossen Zaun, bei dem hohen rauchenden Kamin, wo einmal die Wandtafel war.

Die Klasse randaliert, alle schreien durcheinander. Die Mädchen lachen nun hell und höhnisch und tippen an die Stirne, die Knaben zeigen auf mich, machen Fäuste und rufen:

«Der spinnt doch, das gibt es gar nicht! Lügner! Er ist übergeschnappt, er ist verrückt, so ein Idiot!»

Die Blockowa hat Mühe, die Ruhe wieder herzustellen.

Die Blockowa erklärt: Der Tell schießt nicht auf Kinder, er schießt auf den Apfel auf dem Kopf des Kindes.

Ich schaue auf das Kind. Das Kind ist barfuss. Keine Schuhe, nicht einmal Lappen um die Füße hat das Kind, so arm ist es. Es wird ohnehin nicht mehr lange leben, denke ich, ohne Schuhe, ohne Lappen gegen die Kälte, gegen die Ratten. Die Füße werden ihm am Boden anfrieren beim Appell. Und was das Kind trägt: Nur ein langes Hemd, zusammengebunden mit einer Schnur um den Bauch, ärmellos, keine Hosen – nein – es wird nicht lange leben!

Und überhaupt: Ein SS-Mann schießt nicht auf Äpfel. So ein Blödsinn. Das ist nur wieder so eine gemeine Idee: Das Kind hat Hunger und es darf den Apfel nicht essen. Ein Kind, das gleich sterben wird, braucht keinen Apfel. Der Teil wird ihn essen, wenn er das Kind getötet hat.

Die Lehrerin Blockowa muss das wissen. Warum lügt sie uns an, und die anderen Kinder glauben ihr offensichtlich. Es ist nicht zu fassen! Ich glaube ihr kein Wort.

Die Stunde geht weiter, und ich verstehe nichts mehr von dem, was gesprochen wird. Ich begreife nur, dass alle mit Ehrfurcht und Bewunderung von ihm reden, dem Helden und SS-Mann Wilhelm Teil, der auf Kinder zielt.

Ein SS-Mann zielt nicht, ohne zu schießen. Ich hasse das Bild. Irgendwann werde ich es heimlich zerreißen.

Geschlagen hat mich die Lehrerin Blockowa nicht zur Strafe, das hat sie nach der Schule der Klasse überlassen. Wie ein Schwarm sind sie auf dem Heimweg über mich hergefallen – was hätte ich tun sollen, gegen so viele. Ich habe mich auf den Rand des Gehsteiges gesetzt und sie prügeln lassen.

Warum machen die Kinder gemeinsame Sache mit der Blockowa? – ich kann es nicht begreifen. Dies schmerzt mehr als die Prügel und macht mich traurig. Warum tun sie das?

Warum nur? Warum bekämpfen sie mich? Sie sind doch auch Kinder! Warum hilft mir keiner?

Und dann schweife ich ab mit meinen Gedanken, um mich zu retten, ich schwebe in die Höhe, über die Häuser und Dächer, hinweg über die böse Stadt, den Vögeln folgend, weit über endlose Birkenwälder, über Seen und Flüsse. Ich kreise um schneeweisse Wolken und fliege weiter über Hügel und Täler. Ich winke Motti zu, meinem ältesten Bruder, der auf einer sonnigen Wiese sein gebasteltes, wunderschönes Flugzeug in die Lüfte wirft. Motti winkt zurück.

Irgendwann merkte ich, dass die Schläge aufgehört hatten. Die Kinder hatten sich verzogen. Ich stand auf und ging nach Hause.

«Spät kommst du!» sagte meine Pflegemutter ärgerlich, und sie musterte missbilligend meine schmutzigen Kleider:

«Dass du es einfach nicht lassen kannst, dich immer zu prügeln!»

Ich zuckte mit den Schultern.

«Was hast du in der Schule gemacht?»

«Nichts Besonderes», antwortete ich, «nur gefaselt.»

Dann ging ich in mein Zimmer und verschloss die Tür.

Der Bettelbub

Ich war kaum einige Wochen in der Schule, da kündigte die Lehrerin einen Ausflug an. Ein Volksfest würde sein, wir dürften alle zusammen hingehen.

«Die Budenstadt werden wir besuchen», sagte sie noch. Viel konnte ich mir nicht vorstellen dabei. Was sollte eine Budenstadt sein, aber ich freute mich.

«Heute nachmittag gehen wir in die Stadt», sagte ich zuhause nur, ich wollte mir keine Blösse geben.

Ja, ich freute mich, zugleich aber fürchtete ich mich ein wenig. Es konnten ja unerwartete Dinge geschehen, auf die ich nicht gefasst sein würde, die mich verraten könnten. Trotz allem, was mir bisher an Missgeschicken in der Schule passiert war, noch keines der Kinder hatte Verdacht geschöpft. Keines hatte bisher eine Andeutung gemacht, dass ich möglicherweise zu jenen gehörte, die eigentlich kein Recht hätten, hier zu sein, dass ich zu denen gehören könnte, die kein Recht hätten, die Annehmlichkeiten ihres Lebens zu teilen.

Der Festplatz bot einen sinnenberaubenden Anblick. Noch nie hatte ich so viele Farben gesehen, und alles schien sich unaufhörlich in irgendeiner Richtung zu drehen und zu bewegen.

Kinder sassen auf bunten Pferden, auf rätselhaften Tieren, andere sassen in kleinen Kutschen, in roten Autos, in Schiffchen, und alle wirbelten im Kreise, sie lachten und winkten. Viele sassen auf kleinen Bänken, die von einem mächtigen Rad in die Höhe gehoben wurden und wieder hinunter schwebten. Dazwischen standen bunte Marktstände.

«Um fünf Uhr treffen wir uns wieder am Ausgang, dass mir ja niemand zu spät kommt!» rief die Lehrerin.

Die Klasse löste sich in einzelne Gruppen und Grüppchen auf, und sie zerstreuten sich in verschiedene Richtungen. Die Kinder schienen sich schon auszukennen, und sie hielten glänzende Münzen in den Händen und zeigten sie einander und verglichen ihren Wert.

Ich war unschlüssig. Wohin sollte ich gehen?

In gebührendem Abstand folgte ich schliesslich einigen Knaben, heimlich nur, sie sollten nicht merken, dass ich nicht wusste, wie man sich hier zu verhalten hatte. Ich wollte beobachten, was sie taten und wie sie es taten.

Es war nicht leicht ihnen zu folgen durch das Menschengewühl, doch bald blieben sie an einem der Stände stehen. Ich versteckte mich gegenüber, hinter einem schwarzen, metallenen Kübel auf drei Beinen, aus dem es dampfte und herrlich roch. Vorsichtig blickte ich auf die andere Seite – sie standen noch immer dort.

«Willst du eine heisse Kastanie?», fragte eine Männerstimme. Ich blickte den Mann nur an, und ich scheute mich zu fragen, was eine Kastanie sei.

Kauend und schmatzend hielt er mir eine braune, heisse Kugel hin.

«Danke», sagte ich und biss hinein.

Es knirschte und es war, als ob ich Holzfasern kauen würde. Dröhnend lachte der Mann und sagte:

«Solchen Hunger hast du, dass du sie nicht einmal schälen willst?», und ich schämte mich, als ich die Schalen auf den Boden spuckte.

Schnell spähte ich wieder auf die Seite gegenüber zu den anderen Knaben. Sie waren noch da. Sie standen jetzt zuvorderst an der Theke, mit Schrecken sah ich, dass einer ein Gewehr in der Hand hielt.

Oh! Gibt es denn hier Kindersoldaten? Bin ich da hinter etwas

gekommen, was man mir verheimlicht?, war mein erster Gedanke.

Die anderen sprachen eifrig auf den Schützen ein und zeigten auf etwas im Inneren der Bude. In der Bude stand eine bemalte Frau.

Oh nein! Will er die Frau erschiessen?, und schon hörte ich den Schuss.

Etwas dünn klang er, vielleicht, aber es war ein Schuss! Ich blickte hin, ich war erleichtert – die bemalte Frau stand noch immer dort.

Aus solcher Nähe trifft er nicht?, dachte ich, aber vielleicht wollte er ihr nur Angst einjagen. Ich hielt es aber doch für angeraten, meinen eigenen Weg zu suchen und der Gruppe nicht mehr zu folgen.

So lief ich lange umher, alleine, und ich bestaunte das laute Treiben. Herrlich, was es zu sehen und zu riechen gab. Es gab Stände mit wunderbaren Süßigkeiten und alles im Überfluss. Wie kam man an diese Dinge?

Ich beobachtete die Erwachsenen und die Kinder. Gegen die Münzen erhielten sie, was sie sich wünschten, und kauend gingen sie weiter.

Ich hatte keine Münzen – das war offensichtlich ihr Vorrecht, aber ich bekam Hunger. Die Leute nahmen so vieles mit von den Ständen.

Vielleicht wird jemand etwas übrig haben, dachte ich. Und ich erinnerte mich, wie es früher gewesen war: Es waren hungrige Tage damals, und ich sass an einer Strassenecke, auf den Stufen eines Eingangs, regengeschützt unter dem Vorsprung eines Balkons. Meine Hand ausgestreckt, meine Mütze vor meinen Füßen. So sass ich stundenlang, und manchmal erhielt ich eine Kartoffel, ein Stück Kohlrübe, oder jemand warf eine Zwiebel in den Hut; manchmal erhielt ich nur einen Fusstritt, oder jemand spuckte in meine Mütze.

Jäh und grob wurde ich vom Boden in die Höhe gerissen. Eine Faust zerrte an meinem Ohr.

«Was ist denn das für eine Schweinerei?» brüllte es über mir.
«Man bettelt doch nicht! Verboten ist das! Du spinnst wohl? Anzeigen sollte man dich!» dröhnte der Mann von der Bude nebenan.

Gelächter und Spotten ringsum. Einige Kinder meiner Klasse hatten mich entdeckt, sie grinsten höhnisch und böse.

Wo bin ich denn?, war mein erster Gedanke, und gleichzeitig erkannte ich meine Lage.

Hastig nahm ich mein Taschentuch, das noch immer vor mir am Boden lag. Ich hatte es vor meinen Füßen ausgebreitet, denn ich hatte keine Mütze. Hier tragen die Kinder keine Mützen.

Das Taschentuch war leer.

Wie lange ich da gesessen habe, am Boden, zwischen den Budden, zwischen vorbeischlendernden Beinen, ich weiss es nicht. Die Nachricht von meinem unerhörten Benehmen verbreitete sich bald im ganzen Schulhaus, auch meine Pflegeeltern erfuhren davon und sie waren empört: Ich hätte ihnen Schande gemacht, ich hätte wirklich nichts zu betteln, sie gäben mir schliesslich genug zu essen, ich hätte doch alles, was ich brauchte – was die Leute jetzt nur von ihnen hielten, es sei nicht auszudenken!

Noch viele Monate hörte ich, wo immer Schulkinder mich erspähten, ihren Spottgesang:

«Der Bettelbub, der Bettelbub, er hat noch immer nicht genug... der Bettelbub, der Bettelbub...»

Der Henker

Ich war vielleicht zehn Jahre alt oder zwölf, ich weiss es nicht mehr. Die Schulzeit hindurch wohnte ich bei meinen Pflegeeltern, und während der Schulferien ging ich jeweils zurück ins Heim. Jenen Winter aber wurde ich in ein Heim auf der Lenzerheide gebracht, und ich sah zum ersten Male die Schweizerberge im Schnee. Ein schönes Haus oberhalb des Dorfes, nahe dem Waldrand. Ein Heimleiter und zwei Frauen betreuten uns – wir waren etwa fünfzig Kinder.

Ich kannte keines der Kinder, ich war viel allein. Der Schnee lag hoch, und ich liebte es nicht, auf den Wegen zu spazieren, die der Heimleiter, den sie auch den Skilehrer nannten, in den Schnee pflügte und schaufelte. Ich liebte es, neben den Wegen und der Fahrstrasse durch den tiefen Schnee zu stapfen, unter den tief verschneiten Tannen hindurch. So war ich es gewohnt, und es gab mir ein vertrautes Gefühl.

Als ich an einem grau verhangenen Nachmittag wieder meine Kreise durch den Wald und durch die Stille zog, trat unvermittelt ein Mädchen hinter einem Baum hervor und blieb stumm einige Meter vor mir stehen und blickte mir direkt ins Gesicht. Sie war auch aus dem Kinderheim, ich hatte sie jedoch nur einmal flüchtig von hinten gesehen. Sie war in meinem Alter, ein schmales Gesicht. Sprachlos schaute ich sie an. Ich wagte nicht, mich zu bewegen und erwiderte gebannt ihren Blick. Ich sah ihre weit aufgerissenen Augen, und mit einem Schlage war mir klar: Diese Augen wussten alles, sie hatten alles gesehen, was auch meine Augen gesehen haben, diese Augen wussten unendlich viel mehr als alle anderen in diesem Land.

Es waren Augen, die ich kannte. Tausendfach hatte ich sie gesehen, im Lager und auch später. Es waren auch Karolas Augen. Mit diesen Augen hatten wir Kinder uns damals alles erzählt. Sie wusste es auch, ihr Blick grub sich in meine Augen bis ins Herz.

Wir standen immer noch da, regungslos.

«Ich gehe lieber ohne Weg durch den Schnee und durch den Wald... es ist schön», sagte ich. Sie nickte.

«Es ist ein wenig wie in der Heimat», sagte sie leise, und ich wusste: Sie dachte an die grossen Wälder, die wir so unendlich weit zurückgelassen hatten.

Langsam, wortlos, aber fest uns an den Händen haltend, zogen wir nochmals einen weiten Kreis um das Kinderheim, bevor wir eintraten.

Am nächsten Tag schien die Sonne, es war hell, und der Schnee glitzerte.

«Heute können wir alle einmal auf den Skilift – macht euch bereit!» verkündete der Heimleiter, den sie auch Skilehrer nannten.

Ich zuckte mit den Schultern – ich wusste nicht, was ein Skilift ist.

Man band mir hölzerne Bretter an die Füsse. Mit denen konnte man im Schnee leichter gehen. Alle Kinder versammelten sich in Zweierkolonne draussen vor dem Haus. Das Mädchen stand plötzlich neben mir. Auch ihr hatte man die Hölzer an die Füsse gebunden. Schweigend marschierten wir in der langen Reihe Seite an Seite. Hin und her laufend überwachte der Heimleiter die Schar.

Ich beobachtete ihn. Der Mann kam mir immer unheimlicher vor. Unter seiner langen Jacke schauten seltsame, feldgraue Hosen hervor, und die Füsse hatte er in eigenartig schwere Schuhe gesteckt.

«Irgend etwas stimmt hier nicht», dachte ich.

In angespanntem Schweigen lief ich neben dem Mädchen her. Je weiter wir durch den sonst so stillen Wald gingen, und je mehr wir uns der Talsohle näherten, desto deutlicher vernahmen wir ein unbekanntes Geräusch. Erst war es ein Summen, dann wurde es lauter und immer lauter, unheilvoll und drohend. Das donnernde Geräusch eines übermächtigen Motors erfüllte immer deutlicher die Luft und drohte alles im Lärm zu ersticken.

Unter den letzten Bäumen blieb ich in Todesangst stehen und blickte hinunter auf die Lichtung. Auch das Mädchen blieb stehen und suchte zitternd meine Hand. Die anderen Kinder drängten lachend an uns vorbei. Auf der Lichtung war ein kleines Haus zu erkennen, das auf einer Seite offen war. Ein riesiges eisernes Rad drehte sich darin wie eine gefühllose, unerbittliche Mühle. Das Rad bewegte zwei dicke eiserne Seile, die sich zum gegenüberliegenden Berghang zogen.

«Die Todesmaschine...», hörte ich mich sagen.

Mein Alptraum wird wahr, dachte ich.

«Ja...», sagte das Mädchen leise, «diesmal sind wir an der Reihe.» Sie weinte lautlos.

Wir blickten gebannt auf das tobende Ungeheuer.

Der Heimleiter! durchzuckte es mich.

Meine Angst vor ihm war nicht umsonst gewesen: Wir sahen am eisernen Seil hölzerne Doppelhaken herunterhängen. Wir sahen den Heimleiter, wie er mit einem Gehilfen immer zwei Kinder zusammen an den Haken befestigte. Und mit einem Ruck wurden die Kinder vom eisernen Seil am Berg gegenüber emporgezogen.

Meine Augen folgten den Seilen, und was ich durch die Tannenzweige erkennen konnte, war letzte Bestätigung für das grauensvolle Geschehen: Hoch oben war ein Haus in den Berg gebaut. Aber die Vorderseite des Hauses fehlte. Da war nur

ein riesiges, gähnendes schwarzes Loch, das durch das ganze Haus und in den Berg hinein führte – und darin verschwanden die eisernen Seile mit den Kindern an den Haken.

Das Mädchen folgte meinem Blick. Sie lehnte sich an mich, und ich spürte, wie sich ihre Finger in meinen Arm krallten. Ich drehte meinen Kopf zu ihr. Sie weinte nicht mehr. Ich blickte in ihre Augen, und ich sah die wohlbekannten Augen der Kinder, die nie wiederkehren.

«Das Grab ist drinnen im Berg», sagte sie langsam, und ich nickte.

«Gehen wir zusammen?»

Ich nickte wieder.

«Es hat uns eingeholt», sagte ich.

Der Heimleiter war also der Henker und er tat seine Arbeit schnell. Der Platz unten leerte sich. Wir klammerten uns aneinander, so fest es ging und langsam erreichten wir als letzte die Todesmaschine. Ein kurzes Glücksgefühl überkam mich. Es muss das sein, was die Menschen Liebe nennen, dachte ich. Wir waren die einzigen Kinder, welche die Wahrheit kannten, und wir konnten uns bedingungslos aufeinander verlassen, wir waren bereit, Hand in Hand, gemeinsam den Weg zu Ende zu gehen.

Der Henker stellte uns unter das eiserne Seil, und ich sah, wie von hinten der doppelte Holzhaken auf uns zu kam. Der Henker versuchte, uns den Haken unterzuschieben. Wir klammerten uns noch fester aneinander. Es gab einen gewaltigen Ruck, wir wurden nach vorne geworfen. Der Haken hielt nicht, er schien zu gross für uns zu sein. Der Haken rutschte hoch, schlug uns auf Rücken und Kopf und verschwand nach oben. Ich spürte eine Chance: Der nächste Haken näherte sich.

«Lass dich fallen!» zischte ich.

Wir lagen im Schnee und wieder schlug der Haken über den Rücken und verschwand. Der Henker begann schrecklich zu fluchen in einer Sprache, die ich nicht verstand. Halb auf den Knien, halb auf dem Bauch lagen wir im Schnee. Seitwärts schielend sah ich die schweren Schuhe des Henkers neben mir.

«Unten bleiben!» zischte ich erneut.

Das Mädchen reagierte schnell, so wie wir es gelernt hatten. Es drückte das Gesicht mit aller Kraft nach unten in den Schnee, verschränkte schützend die Arme hinter dem Kopf und spannte den Rücken. Ich tat dasselbe. So warteten wir auf die Schläge.

Es geschah nichts, nur die Todesmaschine schien doppelt hungrig zu brüllen. Ich fürchtete, dass das Mädchen den Kopf nicht lange genug unten halten konnte. Wenn man den Kopf zu früh hob, war die Gefahr, dass einen der Stiefel ins Gesicht traf, und das konnte einen so umwerfen, so dass man auf dem Rücken landete, Gesicht und Bauch waren dann einen Moment ungeschützt.

Noch immer geschah nichts.

Plötzlich hörten wir wieder das Fluchen des Henkers. Mit rohen Fäusten hob er uns in die Höhe und stellte uns unsanft auf den Boden. Wir sollten schleunigst zurück ins Kinderheim, schrie er uns an. Sein Gesicht war rot und seine kleinen gelben Augen blickten böse. Er nahm die Bretter von unseren Füßen, und wir rannten los. Wir hörten ihn noch rufen:

«Städter – Weichlinge – Angsthasen...»

Unter dem schützenden Dach der ersten Bäume hielten wir an und blickten zurück. Wir versuchten, das Geschehene zu begreifen. Der Platz unten war leer, nur die Todesmaschine brüllte. Das Mädchen hielt meine Hand umklammert, und wir starrten auf die hölzernen Doppelhaken, die leer den Berg hinunter schwebten.

«Siehst du – keiner kommt zurück...», flüsterte ich, «es ist noch nie einer zurückgekommen...»

«Nun sind sie wohl alle tot», sagte das Mädchen, «aber nur wir kennen das Geheimnis.»

Wir blickten uns an und wir wussten, dass wir es nie verraten würden.

Langsam gingen wir den Weg zurück durch den Wald. Plötzlich blieb sie stehen, und ich sah, dass sie weinte.

«Freust du dich nicht?» fragte ich, «ist es nicht besser zu leben, als tot zu sein?»

Sie blickte mich lange und traurig an.

«Nein», sagte sie, «beides ist schrecklich – ich werde morgen mit dem Auto abgeholt. Wir sehen uns nie wieder.» Traurigkeit erfasste mich und ich zweifelte, ob es eine gute Idee gewesen war, den Henker zu überlisten. Ich schämte mich. Ich war schuld, dass wir, anstatt zu sterben, nun eine Einsamkeit erfahren sollten, von der wir nicht wussten, wie wir sie ertragen sollten.

Mein Gott, was hatte ich getan?

Am nächsten Morgen wartete ich unter einem Baum, von dem aus ich den Fahrweg überblicken konnte, auf dem das Auto kommen und mit dem Mädchen wegfahren musste – auf dem Fahrweg, den der Henker vom Schnee freigeschaufelt hatte.

Die Scheiben des Wagens waren vereist, ich konnte nichts erkennen. Ich weiss nicht, ob das Mädchen mich gesehen hatte. Ich weiss nicht, ob sie mein Winken erwidert hatte. Ich hatte sie nicht einmal nach dem Namen gefragt.

Am Mittag schien wieder die Sonne, im Heim war alles ruhig. Auf der Sonnenterrasse sah ich den Henker, den sie den Skilehrer nannten, in seinem Liegestuhl. Von meinem Fenster blickte ich hinunter auf den Schlafenden, den Ahnungslosen! «Ich muss einen Weg finden, ihn zu töten!»

Die Geschichtsstunde

Ich war schon in einer der obersten Gymnasialklassen, und meine Schule hatte einen Geschichts- und Deutschlehrer, den ich hoch verehrte. Ein grosser, alter Mann mit buschigem, weissem Haar. Er hatte früher als Theaterdirektor und Regisseur in Deutschland gearbeitet. Er blieb so lange in Deutschland, bis ihn die Nationalsozialisten als unerwünschten Ausländer des Landes verwiesen. So hatte er ein eigenes Interesse, die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ausführlich mit uns Schülern zu besprechen.

Als wir das Nazisystem und den Zweiten Weltkrieg besprachen, sog ich jedes Wort von ihm auf, stellte unzählige Fragen, nahm jede Anregung entgegen, zusätzliche Bücher zu besorgen, die ich dann heimlich las. Meine Pflegeeltern durften nichts davon erfahren. Sie reagierten allergisch auf all diese Dinge, und das Thema war tabu.

Ich wollte alles wissen. Ich wollte alle Einzelheiten kennenlernen und Zusammenhänge begreifen. Ich hoffte Antworten zu finden auf die Bilder, mit denen mich mein unvollständiges Kindergedächtnis manche Nächte nicht schlafen liess oder mir schreckliche Alpträume bereitete. Ich wollte wissen, was andere Menschen damals erlebt hatten. Ich wollte vergleichen mit meinen eigenen frühesten Erinnerungen, die ich in mir trug. Ich wollte sie begreifen können mit meinem Verstand und sie einordnen in einen Zusammenhang, der Sinn gab. Doch je länger ich mich damit beschäftigte, je mehr ich lernte und erfuhr, desto mehr schien sich die Antwort nach einem Sinn des Geschehens zu entfernen. Es war zum Verzweifeln. Warum hatte gerade ich überlebt? Ich verdiente doch eigent-

lich nicht zu leben. Zuviel Schuld hatte ich auf mich geladen. Ich hatte den Neuen ausgeliefert, ich war verstrickt in das Geschehen um seinen Tod. Nur weil ich feige war, haben sie den Neuen getötet. Ich hätte ihn vielleicht doch retten können, und ich hatte es nicht getan!

Ich hatte meine Mutter verraten und sagte jetzt zu einer fremden Frau «Mutter».

Ich hatte die Suche nach meinen Brüdern aufgegeben aus Angst, die Wahrheit zu erfahren.

Ich war ein Fahnenflüchtiger und hatte meine Kameraden aus dem Waisenhaus in Krakow im Stich gelassen. Ich sass hier in der sicheren, satten Schweiz, hatte zu essen, hatte Kleider, während sie, im stalinistisch geprägten Polen, noch immer zu den Ausgestossenen gehörten.

Das schlechte Gewissen war mein täglicher Begleiter und die Angst, entdeckt zu werden.

Der Geschichtsunterricht half mir zu klären, doch zugleich steigerte er meine Verwirrung.

In einer der letzten Stunden zeigte unser Geschichtslehrer einen Dokumentarfilm über die Nazizeit und die Lager. Besonders die Lager!

Ich wagte kaum hinzusehen. Ich sass erstarrt. Ich fürchtete, mich zu verraten. Niemand sollte merken, aus welchem Dreck und Unrat ich herkam. Ich sah all die wohlbekanntesten Gestalten im Morast der Lagerstrassen, die Baracken, die Toten, die Verhungerten, die Uniformierten.

Aber dann kam etwas Unerwartetes, Unwirkliches, das ich nicht kannte: Der Kommentator erwähnte mit Pathos die Befreiung der Lager durch die Alliierten. Auf der Leinwand sah man das Konzentrationslager Mauthausen bei Linz.

Der Hof des Lagers war gefüllt mit Menschen, mit Häftlingen in ihren gestreiften Kleidern. Sie lachten und winkten. Auf al-

len Mauern ringsum konnte man sie sitzen sehen, und sie jubelten.

Und dann, der grosse Augenblick: Durch das Lagertor fuhr ein amerikanischer Panzer, darauf amerikanische Soldaten, die ebenfalls winkten. Der Jubel schien unbeschreiblich. Soldaten gingen zu den schwachen Häftlingen, die am Boden lagen. Sie wurden umarmt, getröstet, geküsst. Man sah, wie Essen verteilt wurde; Kranke wurden gepflegt, Verletzte verbunden. Und überall wieder und wieder die glücklichen Gesichter ob der erlebten Befreiung. «Befreiung!? Das ist nicht wahr! Nein, so ist es nicht gewesen! Das ist Betrug! So war es nicht!»

Ich hielt meine Hände auf den Mund gepresst, dass ich es nicht in die Klasse hinaus schrie.

Ich war bestürzt. Und doch, ich sah nichts als unbestechliche Dokumentaraufnahmen.

Verdammt noch mal! Wo wurde befreit? Wo war ich denn, als die anderen befreit wurden? Ich war doch da, und ich habe nichts gesehen! Wir wurden doch nicht befreit, und niemand hat uns Essen gebracht, und niemand hat uns gepflegt, gestreichelt wie im Film.

Wie war es denn, damals? Wir sind doch einfach weggelaufen, ohne Erlaubnis! Die Wachen hatten unseren Teil des Lagers als erste verlassen. Sie waren geflohen ohne ein Wort. Und die zurückblieben, hatten keine Munition mehr, auf uns zu schießen!

Und die Menschen ausserhalb des Lagers, auf dem Land, in der nahen Stadt – sie haben sich nicht gefreut, uns zu sehen. Sie haben uns beschimpft und gesagt:

«Geht, wo ihr hergekommen seid!... Wir haben geglaubt, Hitler hätte euch alle vergast! – Und jetzt hockt ihr schon wieder hier.»

Ja, diese Menschen waren auch auf der Seite der Uniformierten! Und sie haben mich angespuckt.

Ich suchte verzweifelt in meinen Erinnerungen. Aber da war nichts! Ich konnte mich an keine fröhliche Befreiung erinnern. Nicht einmal das Wort Befreiung hatte ich damals gehört, ich habe es nicht einmal gekannt.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, dass der Krieg zu Ende war.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, dass das Lager vorbei ist, endgültig, unbedingt.

Nein, keiner hatte mir damals gesagt, die alte Zeit mit ihren bösen Spielregeln wäre vorbei, und ich könne ohne Sorge und Gefahr in eine neue Zeit, in eine neue Welt mit neuen, friedlichen Spielregeln gehen. Auch später nicht.

Immer wieder hatten meine Pflegeeltern einfach gesagt: «Du musst jetzt alles vergessen. Du musst vergessen, wie man einen bösen Traum vergisst; du darfst nicht mehr daran denken. Alles war nur ein Traum.»

Ich konnte nicht begreifen, was sie von mir wirklich wollten. Und suchte ich das Vertrauen anderer Menschen, um mit ihnen davon zu sprechen, dann sagten sie gewöhnlich nach dem ersten Satz:

«Du spinnst!»

Wie kann ich vergessen, was ich weiss. Und wie kann ich vergessen, woran ich jeden Morgen denken muss, wenn ich aufwache, und woran ich jeden Abend denken muss, wenn ich zu Bett gehe und aus Angst vor den Alpträumen versuche, möglichst lange wach zu bleiben?

Wie können meine Narbe auf der Stirn und das höckerartige Überbein an meinem Hinterkopf nur die Folgen eines Traumes sein?

Nein, keiner hat mir offen gesagt: Ja, das Lager hat es gegeben, aber jetzt ist es vorbei. Es gibt noch eine andere Welt, und in dieser Welt darfst du leben!

Und so habe ich mir gesagt:

Gut, noch seid ihr die Stärkeren. Ich werde mich anpassen, ich werde eure Spielregeln lernen, ich werde eure Spiele spielen – aber ich werde sie nur spielen – ich will nie so sein wie ihr! Ihr, die ihr vorgebt, diese Spielregeln ernst zu nehmen! Ihr predigt Ehrlichkeit und ihr lügt, ihr predigt Offenheit und ihr verschweigt mir die Wahrheit.

Dass ich mitspiele, dass ich eure Regeln zu meinen machen soll, ist nur eine List von euch, mich weich zu kriegen, mich in falsche Sicherheit zu wiegen. Die wahren Regeln, wie man lebt und überlebt, die ich im Lager gelernt hatte, die Jankl mir beibrachte, die werdet ihr mich nicht vergessen machen.

Das gute Leben ist nur eine Falle. Das Lager ist noch da! Es ist nur versteckt und gut getarnt. Die Menschen haben ihre Uniformen ausgezogen und sich schön gekleidet, damit man sie nicht erkenne.

Aber höre genau hin, beobachte sie, wie sie ihre eigenen schönen Spielregeln missachten. Deute ihnen nur leise einmal an, dass es sein könnte, dass du ein Jud' bist und du wirst spüren: Es sind noch immer die gleichen Menschen – und ich bin sicher: Sie können noch immer töten, auch ohne Uniform.

Ich habe als Junge oft solche Selbstgespräche geführt. Und nun sah ich diesen unbestechlichen Dokumentarfilm über die Befreiung von Mauthausen und anderer Lager.

Wie betäubt ging ich nach Hause, warf meine Schulmappe hin und ging in den Garten.

Wie ich es oft tat, wenn ich ganz alleine etwas überdenken wollte, kletterte ich hoch hinauf auf eine der schönen alten Tannen und setzte mich bequem auf einen selbstgebastelten Hochsitz.

Fast die ganze Stadt konnte ich von hier überblicken. Das sanfte Wiegen des Wipfels beruhigte. Da oben war ich sicher.

Keiner würde mir folgen können. Ich konnte nachdenken.

Ich sah wieder die lachenden und erleichterten Gesichter der Befreiten aus dem Dokumentarfilm:

Gesetzt den Fall, der Film hat nicht gelogen, gesetzt den Fall, diese Gesichter haben nicht gelogen, wo war ich denn? Was hat man mir verheimlicht? Warum war ich nicht dabei? Ist da wirklich etwas geschehen, von dem ich nichts wusste?

Ich wurde immer unsicherer und ein schrecklicher Verdacht, gleich einem beissenden Schmerz, begann sich in mir emporzunagen. Er krallte sich in meinen Bauch, legte sich schwer auf meine Brust und kroch würgend in meinen Hals:

Vielleicht ist es wahr – ich habe meine eigene Befreiung verpasst.

Zu diesem Buch

Ich bin aufgewachsen und gross geworden in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die nicht zuhören wollte oder konnte. «Kinder haben kein Gedächtnis, Kinder vergessen schnell, du musst alles vergessen, alles war nur ein böser Traum» – so die stets wiederholten Worte, mit denen man mir meine Erinnerungen löschen, mich seit meiner Schulzeit zum Schweigen bringen wollte. So habe ich dann jahrzehntelang geschwiegen, aber mein Gedächtnis war nicht zu löschen. Nur selten versuchte ich zaghaft, wenigstens einen Bruchteil meiner Erinnerungen mit jemandem zu teilen, aber stets misslangen solche Versuche. Ein tippender Finger an die Stirn oder aggressive Gegenfragen liessen mich rasch verstummen und das Offenbarte wieder zurücknehmen. Wie einfach ist es doch, ein Kindergedächtnis zu verunsichern, ein Kind zum Schweigen zu bringen. Ich wollte meine Sicherheit wieder, und ich wollte nicht mehr schweigen. So begann ich zu schreiben.

Erst seit wenigen Jahren besteht die *Children of Holocaust Society in Warschau und in den USA*, seit wenigen Jahren erst gibt es die Organisation *Amcha* in Israel, und Historiker und Psychologen nehmen sich Fragen und Problemen überlebender Kinder der Shoa an. Mit vielen von ihnen, mit Historikern, Psychologen und Betroffenen, bin ich in Kontakt, mit einigen arbeite ich seit Jahren zusammen. Einige hundert überlebende Kinder der Shoa haben sich unterdessen schon gemeldet. Die meisten verbindet ein gemeinsames Schicksal auch im späteren Leben: Es sind «Kinder ohne Identität», ohne Gewissheit über ihre Herkunft, die Spuren sorgsam verwischt, unter falschem Namen lebend und oft auch mit falschen Papieren versehen. Sie wuchsen mit einer Pseudoidentität auf, die sie

jedoch in Osteuropa vor Diskriminierung, in Westeuropa vor dem Zurückschicken, vor der Staatenlosigkeit schützte. Auch ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. Das Dokument, das ich in Händen halte – ein behelfsmässiger Auszug, keine Geburtsurkunde –, gibt den 12. Februar 1941 als mein Geburtsdatum an. Aber dieses Datum stimmt weder mit meiner Lebensgeschichte noch mit meinen Erinnerungen überein. Ich habe rechtliche Schritte gegen diese verfügte Identität eingeleitet.

Die juristisch beglaubigte Wahrheit ist eine Sache, die eines Lebens eine andere. Jahrelang Forschung, viele Reisen zurück an die vermuteten Orte des Geschehens und unzählige Gespräche mit Spezialisten und Historikern haben mir geholfen, manche unerklärlichen Erinnerungsfetzen zu deuten, Orte und Menschen zu identifizieren, wiederzufinden und einen möglichen historischen Kontext wie auch eine mögliche, einigermassen logische Chronologie herzustellen.

Ihnen allen danke ich.

Ich schrieb diese Bruchstücke des Erinnerns, um mich selbst und meine früheste Vergangenheit zu erforschen, wahrscheinlich war es auch eine Suche nach Befreiung. Und ich schrieb in der Hoffnung, dass vielleicht Menschen in vergleichbarer Situation auch die nötige Unterstützung und Kraft finden, ihre traumatischen Kindheitserinnerungen endlich in Worte zu fassen und auszusprechen, um dann zu erfahren, dass es heute doch Menschen gibt, die sie ernst nehmen, die zuhören und verstehen wollen.

Sie sollen wissen, dass sie nicht ganz allein sind.

Juni 1995

B.W.



«Benjamin Wilkomirski» in der Pose des Holocaust-Überlebenden (Aufnahme aus den 90er Jahren). Heute ist er wieder «der Bruno». (Bild: Robin Matthews / Camera Press / Keystone)

Die Affäre Wilkomirski

Harald Merckelbach

«Aus einer Kindheit 1939-1948» – so untertitelte der Suhrkamp Verlag 1995 das Buch «Bruchstücke» von Benjamin Wilkomirski. Der Autor beschreibt darin seine fragmentarischen Erinnerungen an die Kindheit in zwei deutschen Konzentrationslagern. Die Veröffentlichung erregte Aufsehen im In- und Ausland; die Kritik nahm das Buch begeistert auf. Doch drei Jahre später wurde die wahre Identität Wilkomirskis aufgedeckt: Sein eigentlicher Name ist Bruno Dössekker und die Lager kennt er nur als Tourist. Die vermeintlichen Erinnerungen an den Holocaust sind Ergebnis einer suggestiven Psychotherapie.

Der Historiker Stefan Mächler zeichnet in seinem Buch «Der Fall Wilkomirski» Dössekkers Biografie nach. Seine falschen Erinnerungen an den Holocaust seien durch die Transformation von wirklichen traumatischen Erinnerungen an Schweizer Kinderheime entstanden, so Mächler.

Historisch ist diese Arbeit korrekt, auf psychologischem Gebiet unterlaufen Mächler allerdings einige Fehleinschätzungen. Zu diesem Schluss kommt im vorliegenden Aufsatz der Psychologe Harald Merckelbach. Er betrachtet den Fall Wilkomirski als Beispiel von *fantasy proneness*, der Neigung zu Fantasien und Tagträumen. Weiter befasst er sich kritisch mit der Frage, ob überhaupt ein reales Trauma als Substrat für Dössekkers adaptiertes Holocaust-Trauma angenommen werden muss.

Der Spätsommer des Jahres 1995 muss für Benjamin Wilkomirski eine einzige lange Gipfelerfahrung gewesen sein. Der deutsche Qualitätsverlag Suhrkamp hatte «Bruchstücke» veröffentlicht, ein Buch, in dem Wilkomirski beschreibt, wie er als Kind zwei deutsche Konzentrationslager überlebte. Das Werk erregte sofort nach Erscheinen grosses Aufsehen beim Publikum und bei den Rezensenten. Ausländische Verlage rissen sich um die Rechte, und innerhalb kürzester Zeit war «Bruchstücke» in neun verschiedenen Sprachen erschienen. Damit war Wilkomirskis Siegeszug jedoch noch nicht beendet: Neben einem Preis der Stadt Zürich wurde dem ehemaligen Klarinettenlehrer auch der renommierte Prix Memoire de la Shoah verliehen.

Wilkomirski trat in israelischen Dokumentarfilmen als jugendliches Opfer des Holocaust auf und beteiligte sich an Wohltätigkeitsempfängen des Holocaust Memorial Museum in Washington. Von prominenten Experten wurde er mit Lobpreisungen überhäuft, so etwa von Daniel Goldhagen, dem Autor des Standardwerks «Hitlers willige Vollstrecker» (1996), der Wilkomirskis Buch «ein kleines Meisterwerk» nannte. Andere Rezensenten verglichen es gar mit dem Tagebuch der Anne Frank – womit sich auch ein Teil der Faszination erklärt, die Wilkomirski auf das Publikum ausübte: Während Anne Frank dem Holocaust zum Opfer gefallen war, kam hier ein Überlebender zu Wort. Trotz der grauenhaften Szenen, die er beschrieb, hatte sein Buch in gewisser Sinne doch ein Happy End: Wilkomirski konnte seine Geschichte noch selbst erzählen. Und wie er es konnte!



Wilkomirski

«Ich bin kein Schriftsteller»

Im Anfangskapitel von «Bruchstücke» schreibt Wilkomirski: «Meine frühen Kindheits-erinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotografischen Gedächtnisses» (Wilkomirski 1995). Er sei kein Dichter oder Schriftsteller. «Ich kann nur versuchen, mit

Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen.» Der Leser bereitet sich also auf eine ungeschminkte Zeugenaussage vor. Und tatsächlich: Was folgt, ist ein Bericht über die Flucht aus dem Vorkriegs-Riga, über den Aufenthalt in den Kinderbaracken von Majdanek und Birkenau und das Leben bei herzlosen Stiefeltern in der Schweiz der 1950er-Jahre.

Wilkomirski schildert seine Erfahrungen in knappen, häufig in der Gegenwartsform gehaltenen Sätzen. Die grauenhafte Botschaft seines Werks bildet dabei einen starken Kontrast zu dem fast kindlichen Erzählstil – ein ideales Buch zum Vorlesen. Bei seinen Auftritten war es übrigens nie Wilkomirski selbst, der aus dem Buch vorlas: Er begnügte sich damit, auf seiner Klarinette eine jüdische Melodie zu spielen, das eigentliche Vorlesen wurde dann von einem Schauspieler besorgt.

Und dann waren da noch die vielen Interviews, die Wilkomirski den Journalisten gab. In einem davon wurde er gefragt, wie es ihm gelungen sei, jahrelang als braver Schweizer Bürger durchs Leben zu gehen. Wilkomirski: «Ich versuchte, ein guter Schauspieler zu werden und so exakt wie möglich zu imitieren, sodass niemand etwas von meiner wahren Identität bemerken würde» (SonntagsZeitung, 18.5.1997).

Nur als Tourist

Im Sommer 1998 nahm das Medieninteresse am Fall Wilkomirski eine unerwartete Wende. Der Schriftsteller Daniel Ganzfried behauptete in der Schweizer Weltwoche (27.8.1998), dass Wilkomirski die Konzentrationslager von Majdanek und Birkenau nicht als Insasse, sondern lediglich als Tourist kennen gelernt habe (Ganzfried 1998). Ganzfried war zu diesem Schluss gekommen, nachdem er in Schweizer Archiven entdeckt hatte, dass Wilkomirski um 1946 nicht – wie in seinem Buch behauptet – in Polen gewesen war, sondern als Bruno Dössecker in der Umgebung von Zürich gelebt hatte. Benjamin Wilkomirski hiess eigentlich Bruno Grosjean und war 1941 als uneheliches Kind einer gewissen Yvonne Grosjean zur Welt gekommen. Da die unverheiratete Mutter nicht in der Lage war, selbst für ihren Sohn zu sorgen, landete er nach einer Reihe von Zwischenaufenthalten in Pflegefamilien und Heimen schliesslich bei dem kinderlosen Ärzteehepaar Dössecker, dessen Namen er 1947 annahm. Ganzfried zeichnete Wilkomirski als einen mediengeilen Maniker und warf Verlagen wie Rezensenten gleichermaßen vor, sie hätten seine Geschichte kritiklos akzeptiert.

Ganzfrieds Entdeckung schlug ein wie eine Bombe. Revisionistische Historiker ergriffen

«Wilkomirski selbst hält bis zum heutigen Tag daran fest, dass er aus Riga stammt, die KZs überlebt hat»

die Gelegenheit laut zu verkünden, dass der Fall Wilkomirski wieder einmal zeige, wie unglauwbüchrig die Berichte von Holocaust-Opfern seien.¹ Doch es gab auch seriöse Journalisten, die Ganzfrieds Behauptungen sorgfältig überprüfen. Das beste Beispiel hierfür ist die Reportage von Philip

Gourevitch in The New Yorker (Gourevitch 1999). Gourevitch hatte ausführlich mit Ganzfried, aber auch mit Wilkomirski selbst und den Menschen aus seiner Umgebung gesprochen. Das Ergebnis war niederschmetternd: So hatte eine alte Schulfreundin Wilkomirski vor allem als einen verwöhnten Jungen und Lügenbold in Erinnerung. Sein Busenfreund Elitsur Bernstein erzählte, dass er 1979 Klarinettenunterricht bei Wilkomirski gehabt hatte. Damals habe sich dieser in einer tiefen persönlichen Krise befunden und über Alpträume und allerlei körperliche Leiden geklagt. Der Psychotherapeut Bernstein interpretierte Wilkomirskis Symptome als einen Ausdruck so genannter «Körpererinnerungen», d.h. primitiver und dadurch schwer zugänglicher Erinnerungen an ein Trauma. Er riet Wilkomirski, seine Alpträume niederzuschreiben, und als für die beiden Freunde erst einmal feststand, dass die unangenehmen Träume ihre Wurzeln im Holocaust hatten, besuchten sie gemeinsam eine Reihe von Konzentrationslagern.

Nach diesen Befunden war für den amerikanischen Journalisten Mark Pendergrast der Fall klar: Wilkomirski war durch Pseudoerinnerungen aus dem Takt geraten, falsche Erinnerungen, an die er selbst aufrichtig glaubte, die ihm letztlich aber von Bernstein und dessen Therapeutenkollegen nur eingeedet worden waren (Pendergrast 1999).

Wieder ein paar Schritte weiter

Ist Wilkomirski einfach nur ein Lügner, wie Ganzfried behauptet, oder ist er eine labile Existenz, die unter dem Einfluss einer aus dem Ruder gelaufenen Psychotherapie Fantasie und Wirklichkeit durcheinander warf, wie Pendergrast meint? Für Wilko-



Harald Merkelbach

geb. 1959, ist Professor für Psychologie und Rechtswissenschaft an der Universität Maastricht. Er veröffentlichte zahlreiche Artikel zu den Themen Phobien, Schizophrenie, Aggression und verzerrte Erinnerungen. Gelegentlich tritt er als Sachverständiger in Strafsachen auf. Gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen Hans Crombag verfasste er ein Buch über widerlangte Erinnerungen, «Missbrauch vergisst man nicht: Erinnern und verdrängen. Fehldiagnosen und Fehlurteile» (1997).

Anschrift: Department of Experimental Psychology, Faculty of Psychology, University of Maastricht, PO Box 616, 6200 MD, Maastricht, Niederlande

mirski selbst sind dies sinnlose Fragen: Er hält bis zum heutigen Tag daran fest, dass er aus Riga stammt, die KZs überlebt hat und die Schweizer Behörden ihn irgendetwas über die Geburtspapiere Bruno Grosjeans legitimiert haben; der wahre Bruno Grosjean sei nach Amerika ausgewandert. Im Übrigen stehe es jedermann frei, sein Buch als Fiktion zu lesen – so der Autor.

Der bekannten Zürcher Literaturagentur Liepmann, die «Bruchstücke» an Suhrkamp und weitere Verlage vermittelt hatte, wurde die Sache schliesslich zu bunt und sie beauftragte den Historiker Stefan Mächler, den Fall gründlich zu untersuchen. Mächler machte sich an die Arbeit, sprach mit Klassenkameraden, ehemaligen Lehrern, Freunden sowie Psychotherapeuten Wilkomirskis und wühlte sich durch meterdicke Archivbestände. Das Ergebnis war der 367-seitige Band «Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie» (Mächler 2000). Mächler bestätigt darin die Ergebnisse seiner Vorgänger Ganzfried und Gourevitch und kann sogar noch weiteres Belastungsmaterial präsentieren.

So erfuhr Mächler von ehemaligen Freunden Wilkomirskis, dass dieser sich erst spät für den Holocaust zu interessieren begonnen habe, wobei offenbar ein Dokumentarfilm über die Aufseher des KZs Majdanek sowie Jerzy Kosinskis Roman «Der bemalte Vogel» eine Schlüsselrolle gespielt hatten. Doch schon vor dieser Zeit hatte er bei seinen Freunden mit Lügengeschichten über eine angebliche tödliche Krankheit jegliche Glaubwürdigkeit verloren. Ferner entdeckte Mächler, dass Wilkomirski noch im Jahre 1981 erfolgreich versucht hatte, Anspruch auf das Erbe seiner inzwischen verstorbenen Mutter Yvonne Grosjean zu erheben. Bei genauer Betrachtung zeigte es sich ausserdem, dass eine Reihe von Details aus «Bruchstücke» nicht mit den historischen Fakten korrespondiert. Wilkomirski behauptet etwa, dass er und seine Familie an einem bestimmten, schnee-verhangenen Wintertag des Jahres 1941 mit dem Schiff aus Riga geflüchtet seien. Das wird jedoch

von Experten für sehr unwahrscheinlich gehalten. An dem von Wilkomirski bezeichneten Tag schien die Sonne, und ausserdem war die Rigauer Bucht zu dieser Zeit hermetisch abgeriegelt. Und so gibt es Dutzende von Details in Wilkomirskis Geschichte, die für Historiker nicht nachvollziehbar sind.

Mächler gelang auch die Aufklärung darüber, wie Wilkomirski zu seinem Namen kam. Im Jahre 1972 besuchte Bruno Dössekker, wie er zu diesem Zeitpunkt noch hiess, gemeinsam mit polnischen Freunden ein Konzert der Geigerin Wanda Wilkomirska. Seine Freunde machten ihn darauf aufmerksam, dass Bruno ihr verblüffend ähnlich sehe – ein Erlebnis, das den Grundstock für die späteren Fantasien Brunos bildete.

Die wohl ernüchterndsten Passagen in Mächlers Buch behandeln die Begegnungen zwischen Wilkomirski und Laura Grabowski. Nach einer kurzen Karriere als Autorin von Bü-

Blick für die «soziale Thermik», in die Wilkomirski geraten war: Ein mittelmässiger, depressiver Musiker mit einem ausgesprochenen Interesse für den Holocaust läuft per Zufall einem Psychotherapeuten über den Weg und wird von ihm ermuntert, seine Alpträume zu Papier zu bringen, da sie auf ein schwer zugängliches Trauma hindeuten. Gemeinsam besuchen sie Konzentrationslager, und allmählich wachsen sich die Notizen zu einem Buch aus, das Experten für authentisch halten. In psychologischen Kategorien lässt sich dies folgendermassen formulieren: Es gibt eine Wirkung (Depression), für die von einem Experten eine plausible Ur-

sache (Trauma) angeboten wird, und durch Besuche der Quelle des Traumas erhält die Ursache schliesslich Relief (Holocaust). Wenn dieses Relief jedoch erst einmal zu einem öffentlichen Dokument geworden ist, gibt es keinen Weg mehr zurück. In einem solchen Szenario trägt jede einzelne Zutat zur Entstehung von Pseudoerinnerungen bei.

Schauen wir uns dieses Szenario et-

was genauer an. Das tiefverwurzelte Bedürfnis des Menschen, sich nach Misserfolgen und Rückschlägen auf die Suche nach grossen Ursachen in der eigenen Biografie zu machen, ist gut dokumentiert und kann – sicher, wenn ein sogenannter Experte daran beteiligt ist – in der hartnäckigen Überzeugung münden, man müsse eine unglückliche Kindheit gehabt haben (Dawes 1994). Durch das Aufsuchen der Orte, an denen sich diese unglückliche Kindheit zugetragen haben soll, kann sich eine solche Überzeugung zu einer lebendigen Erinnerung entwickeln. Illustrativ hierfür sind die Fallstudien des britischen Rechtspsychologen Gudjonsson (1996) über unschuldig Verdächtige, die ein falsches Geständnis ablegen. Bei diesen Geständnissen spielte ein Besuch des Tatorts häufig eine Schlüsselrolle. Das Niederschreiben und Veröffentlichens der Pseudoerinnerungen manövriert den Betroffenen schliesslich in eine Situation, in der er sich – falls

«Die Wahrheit ist, dass Traumaopfer sehr viel zäher und widerstandsfähiger sind und ihre späteren Schilderungen eigener Erlebnisse eher beschreibend als fotografisch sind»

es noch Zweifel geben sollte – nicht mehr von diesen Erinnerungen distanzieren kann. Die sozialpsychologische Literatur zeigt, dass Menschen die unwiderstehliche Neigung haben, auf andere einen konsistenten Eindruck zu machen (Spanos 1996). Und das ist auch der Grund, weshalb das Schreiben über das, was früher geschehen sein könnte (der Fachausdruck heisst *journaling*) eine ziemlich riskante Form der Psychotherapie ist (Horselenberg et al. 2000). Kurz und gut: Wilkomirski wurde in psychologischer Hinsicht ein äusserst giftiger Cocktail serviert.

Fantasten

Nicht jeder, der sich in das oben skizzierte Szenario verstrickt, wird jedoch zu einem Wilkomirski werden. Denn hierzu bedarf es eines bestimmten Persönlichkeitstyps. Wer Näheres darüber erfahren will, tut gut daran, sich die Fälle näher anzuschauen, die dem Wilkomirski stark ähneln. Und genau hier verbirgt sich ein zweites Manko von Mächlers Buch, denn es erweckt zu Unrecht den Eindruck, dass der Fall Wilkomirski ziemlich einzigartig sei. Psychologen wissen es besser: Im Genre der erfundenen Holocaust-Erlebnisse findet sich beispielsweise der unappetitliche Fall der schwedischen Schriftstellerin Barbro Karlen, die glaubt, dass sie die Reinkarnation Anne Franks sei (Basler Zeitung, 22.11.2000). Auch Karlen gelangte nach einer tiefen persönlichen Krise zu dieser Einsicht, auch sie schrieb ein Buch (Karlen 1997) über ihre Pseudoerinnerungen, und auch sie steht vor vollen Vätern, um ihre Geschichte unters Volk zu bringen. Oder man nehme den Fall des Niederländers Friedrich Weinreb, der über seine Widerstandstaten während der deutschen Besatzung der Niederlande fantasierte (Grüter 1997).

Mächler hätte auch viel von der Lektüre des Standardwerks von Burkett und Witley (1998) über die Vietnam-Veteranen lernen können. Diese Autoren widmen ihre Aufmerksamkeit insbesondere dem Phänomen der *bogus vets*, der Pseudo-veteranen: Menschen, die behaupten, infolge ihrer Fronterfahrung in Vietnam unter einem posttraumatischen Stress-Syndrom zu leiden, tatsächlich aber niemals dort gewesen sind. Es handelt sich um Schwindler, «die ihre Lügen



Bücher

chern über Satanismus und rituellen Missbrauch begann Grabowski sich Ende der 90er-Jahre als Holocaust-Opfer zu Wort zu melden.⁵ In dieser Eigenschaft machte sie während eines Wohltätigkeitsempfangs die Bekanntschaft Wilkomirskis. Grabowski fiel Wilkomirski in die Arme, weil sie ihn aus Birkenau zu kennen glaubte («Er ist mein Benji!»). Auch Wilkomirski erkannte Grabowski, doch das Wiedersehen erwies sich im Nachhinein als äusserst peinlich, da Grabowski der Lüge überführt werden konnte: Sie hatte 1941 in Tacoma, im US-Bundesstaat Washington, das Licht der Welt erblickt.

Giftiger Cocktail

Mächlers Werk ist gründlich recherchiert und in seiner Schlussfolgerung eindeutig: Wilkomirski ist kein Holocaust-Opfer. Dennoch bleibt Mächlers Analyse in psychologischer Hinsicht etwas oberflächlich. So hat der Autor wenig

Zum Weiterlesen

Ganzfried, Daniel

... **alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie** Enttöhlung und Dokumentation eines literarischen Skandals

Herausgegeben im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums von Sebastian Heftl
Jüdische Verlagsanstalt, Berlin 2002, ISBN 3934658-29-6, € 12,90

Wahrheitswidrigen Veröffentlichungen entgegenzuarbeiten gehört explizit zu den Pflichten der nationalen PEN-Verbände, und so steht im Mittelpunkt dieser Anthologie die Kritik am Literaturskandal Wilkomirski. «Lügeschichten sind kein Werk der Vorstellungskraft, aus der die literarische Kunst der Fiktion schafft. Unwahre Geschichten beanspruchen die Stelle, die der Geschichte der Menschen gebührt. Ein Vergehen an und in der Literatur ist dies selbst dann, wenn ihm kein verbrecherischer Vorsatz, sondern Krankheit oder gar gute Absicht zugrunde liegt» (S. 13f.), konstatiert **Sebastian Heftl**, Generalsekretär des Deutschschweizer PEN-Zentrums, in seinem Vorwort. Dominierender Beitrag ist **Daniel Ganzfrieds** Erzählung «Die Holocaust-Travestie», macht sie doch mit ca. 140 Seiten etwa die Hälfte des Gesamtumfangs aus. Darin wird Dössekler/Wilkomirski der absichtlichen Täuschung beschuldigt. Seine Agentur und die Verantwortlichen beim Suhrkamp-Verlag hätten darüber hinaus die Ergebnisse von Ganzfrieds Recherche zur wahren Biografie des vorgeblichen Holocaust-Überlebenden bewusst ignoriert und damit die Irreführung der Leser in Kauf genommen. Im Umfeld der beginnenden Diskussion um die finanzielle und politische Verstrickung der Schweiz mit dem nationalsozialistischen Deutschland habe das Buch dann ein enormes Echo gefunden.

Im Kontext dieser Debatte sieht auch **Elisbeth Pulver** den Erfolg von «Bruchstücke»: eine Ansicht, die **Rafael Newman** um einen weiteren Aspekt ergänzt. Eine Identität als Schweizer Jude könne deshalb so wirkungsvoll konstruiert werden, weil die «Tradition» dieser Minder

so oft erzählt haben, dass ihre Geschichten für sie zur Realität werden». Nach einer ausführlichen Beschreibung der verschiedenen Spielarten des Pseudoveteranentums wissen Burkett und Whitley eine Eigenschaft zu benennen, die ty-

«Auf den vielen Kongressen, wo das Duo auftrat, kam von keinem der zuhörenden Psychotherapeuten der naheliegende Einwand, dass Wilkomirskis eigener Fall im Widerspruch zum gut dokumentierten Prinzip der kindlichen Amnesie steht»

heit nur ein einziges Thema umfasse, den Holocaust. Wem es in der Schweiz gelingt, diesen in seine eigene Geschichte einzubauen, dem wird leicht die jüdische Identität geglaubt, so Newman. In einem weiteren Beitrag versteht **Lorenz Jäger** den Fall als Lehrstück über die Rezeption trivialisierter Psychoanalyse vor dem Hintergrund einer «postmodernen Korrosion des Wahrheitsbegriffs» (S. 173).

Ergänzt wird der Band durch Interviews mit dem «Shoah»-Regisseur **Claude Lanzmann** und **Imre Kertész**, der die Holocaust-Thematik u.a. in seinem autobiografisch geprägten «Roman eines Schicksalslosen» aufgegriffen hat. Während Lanzmann «Bruchstücke» als «Angriff auf die Zeugenschaft schlechthin» (S. 202) kritisiert, billigt Kertész sowohl das Vorgehen Dösseklers / Wilkomirskis als auch seine Entlarvung durch Ganzfried, denn diese Situation rege Diskussionen über die Rezeption des Holocaust an. Zusätzlich enthält das Buch vier Artikel, die bereits in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden, darunter die Reportage von **Philipp Gourevitch** (siehe S. ## in diesem Heft) in deutscher Übersetzung.

Irene Diekmann, Julius H. Schoeps (Hrsg.)

Das Wilkomirski-Syndrom

Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein
Pendo Verlag, Zürich 2002, ISBN 3-85842-472-2, € 16,90

Unter dem Titel «Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder: Von der Sehnsucht Opfer sein zu wollen» (sic) veranstaltete das Potsdamer Moses Mendelssohn Zentrum im Mai 2001 eine Konferenz zur Problematik der falschen bzw. eingebildeten Erinnerung. Über den speziellen Fall hinaus wurden auch andere Aspekte des Phänomens behandelt. Die Veranstaltung war interdisziplinär angelegt: Historiker, Literaturwissenschaftler, Soziologen, Psychologen und Publizisten gehörten zu den Referenten. Dieser Band fasst die Vorträge zusammen und ergänzt sie durch Fallstudien. Im Folgenden werden einige Beiträge exemplarisch vorgestellt.

pisch für solche bogus vets zu sein scheint: «Viele sind gut darin, Menschen zu manipulieren, ausgezeichnete Geschichtenerzähler, die nicht auf den Mund gefallen sind. Sie leben oft mit Eltern oder mit Frauen zusammen, die ihre Geschichten ganz und gar akzeptieren.»

Was all die Karlsen, Weinrebs, Pseudoveteranen und Wilkomirskis miteinander verbindet, ist eine Eigenschaft, die in der psychologischen Literatur als *fantasy proneness*, als *Fantasie-Neigung*, bezeichnet wird. Der Begriff stammt ursprünglich von den ameri-

Während **Daniel Ganzfried** seine Vorwürfe gegen den Autor und den Kulturbetrieb vorträgt, nähert sich **Stefan Mächler** dem Phänomen von zwei verschiedenen Seiten. Sein Beitrag «Das Opfer Wilkomirski» erklärt dessen Erinnerungskonstrukt vor dem Hintergrund realer Ergebnisse in Waisenhäusern und Pflegefamilien, beeinflusst durch eine langjährige Beschäftigung mit der Holocaust-Thematik und verfestigt durch die zunächst affirmative Rezeption seines Buches. Gerade die anscheinenden Spuren verschiedener Quellen im Text seien als Genremerkmale angesehen worden und hätten damit für die Akzeptanz von «Bruchstücke» als Holocaust-Erinnerung gesorgt.

In seinem zweiten Aufsatz, «Aufhebung um Wilkomirski», untersucht Mächler mögliche Gründe für das enorme Aufsehen, das der Fall erregte. Der Holocaust gelte inzwischen als «letzte Meta-Erzählung» (S. 124) in einer ansonsten zunehmend relativistisch geprägten Welt. Damit sei er auch zur «Zivilreligion» (S. 117) geworden, mit den dazugehörigen Ritualen, Gebeten und Tabus. Gegen ein solches Tabu habe die Veröffentlichung von «Bruchstücke» verstossen.

Der Psychiater **Hans Stoffels** geht in seinem Beitrag auf das Phänomen der Pseudoerinnerung ein. Weiter stellt er ähnliche historische Fälle vor, die in der Geschichte der Psychiatrie als Pseudologie gedeutet wurden. Darüber hinaus diskutiert er die These des französischen Sozialphilosophen Pascal Bruckner, der zufolge ein gesellschaftlicher Trend zur «Viktimsierung» (S. 147) besteht, zur Annahme einer Opferidentität. Dies sei sehr attraktiv, denn aus dem Opfer-Sein lassen sich Ansprüche ableiten auf Wiedergutmachung, auf Trost und Zuwendung» (S. 174).

Einen literaturwissenschaftlichen Ansatz verfolgt **Eva Lezzi**. Sie untersucht, wie Wilkomirski/Dössekler den Leser von der Authentizität seines Textes überzeugt. Weiter betrachtet sie seine Verknüpfung von Szenen aus den Lagern mit solchen seines späteren Lebens in der Schweiz. Damit greift er das anheimelnde Image der Alpenrepublik an, so Lezzi, und gibt Anstoss zu einer Diskussion über deren Finanz- und Flüchtlingspolitik zur Zeit des Nationalsozialismus.

Inge Hüsgen

kanischen Psychologen Wilson und Barber (1983). In Tiefeninterviews hatten sie Personen befragt, die eine zwanghafte Neigung aufwiesen, völlig in ihren Tagträumen und Fantasien aufzugehen. Dabei entdeckten Wilson und Barber, dass solche Personen Virtuosen im Rollenspiel sind. Es handelt sich um einen Menschentyp, der etwa während einer Busfahrt den Mitreisenden weismacht, aus Alaska zu kommen und dabei mitreisend über das Leben der Eskimos zu erzählen weiss. Für Schauspielschulen und Filmakademien mag dieses Talent eine Empfehlung sein, doch sobald solche Fantasten vor Gericht oder in der Öffentlichkeit zu einer Zeugenaussage aufgefordert werden, sind die Komplikationen nicht abzusehen.

Die alten Schulfreunde Wilkomirskis, mit denen Mächler sprach, bestätigten, dass Wilkomirski schon von klein auf ein begnadeter Geschichtenerzähler war. So sagte einer von ihnen, er habe über eine blühende Phantasie verfügt, die

ihn sympathisch gemacht, allerdings auch zu vielen Erzählungen verleitet habe, die nicht mit der Realität vereinbar waren (Mächler 2000). Das eingangs wiedergegebene Zitat Wilkomirskis, wonach er versucht habe, ein guter Schauspieler zu sein, zeigt, dass er selbst zumindest ein rudimentäres Bewusstsein seiner Neigung zum Rollenspiel besitzt. Ist Wilkomirski deshalb ein Lügner oder glaubt er an seine eigenen Erfindungen? Wahrscheinlich ist er beides: Fantasten fangen als Lügner an, und indem sie andere überzeugen, überzeugen sie sich schliesslich selbst. Dieser Schlussfolgerung nähert sich auch Mächler, wenn er bemerkt: «Videoaufnahmen und Augenzeugenberichte von Wilkomirskis Auftritten erwecken den Eindruck, sein öffentliches Erzählen würde ihn euphorisieren» (Mächler 2000).

Fotografische Fragmente

Und nun zum letzten und ernstesten Vorwurf, der sich gegen Mächler erheben lässt. Bei der Beantwortung der Frage, wie es mit Wilkomirski soweit hatte kommen können, geht Mächler davon aus, dass Wilkomirski in seinen ersten Lebensjahren tatsächlich einem Trauma ausgesetzt war – der Aufenthalt in Kinderheimen und bei rohen Pflegeeltern sollte dafür gesorgt haben. Die amorphen und nonverbalen Erinnerungen an diese Zeit habe er später zu einer Holocaust-Geschichte transformiert, so Mächler. Dass «Bruchstücke» einen authentischen Eindruck auf das Publikum mache, rühre von der Tatsache her, dass hier ein traumatisierter Autor am Werk sei. Mächler scheint also anzunehmen, dass jugendliche Traumaopfer fragmentierte, jedoch an sich fotografische Erinnerungen an ihr Trauma bewahren und solche Erinnerungen später in psychiatrischen Symptomen eine Wiederauferstehung feiern. Die Wahrheit ist, dass Traumaopfer sehr viel zäher und widerstandsfähiger sind als Mächler vermutet (siehe hierzu Masten 2001) und ihre späteren Schilderungen eigener Erlebnisse eher beschreibend als fotografisch sind (siehe Merckelbach et al. 2002). Warum nimmt Mächler überhaupt an, dass Wilkomirski eine traumatische Vorgeschichte haben muss? Doch vor allem, weil Wilkomirski eine gescheiterte Existenz war. Hier tappt Mächler in dieselbe Falle, in die schon Wilkomirski geriet: Eine ins Auge fallende Wirkung (Erfolglosigkeit) muss auch eine grosse Ursache (Trauma) haben. Wie das oben erwähnte Zitat aus seinem Buch über «die exakten Bilder meines fotografischen Gedächtnisses» erkennen lässt, gründete Wilkomirski seine Suche nach dieser Ursache auf die Vorstellung, dass Trauma-Erinnerungen

fragmentarisch und fotografisch sind. Unter dem Geleitschutz dieses fragwürdigen Ausgangspunkts – den sich auch Mächler zu eigen macht – bekamen die Alpträume schliesslich das Format eines Holocausts.

Eine solche Geschichte authentisch wirkt, hat – abgesehen vom dramaturgischen Talent eines Wilkomirski – mit dem truth bias, der Neigung des Leserpublikums zur Gutgläubigkeit, zu tun. Denn wer eine Geschichte richtig begreifen will, muss zunächst einmal davon ausgehen, dass sie stimmt (Gilbert, Tafarodi und Malone 1993). Eine Geschichte begreifen bedeutet, sie erst einmal für wahr zu halten, und trotz grosser Anstrengungen kann selbst Mächler sich dem nicht völlig entziehen.

Kongresse

Mächler macht Fehler, wenn es um die psychologische Demontage Wilkomirskis geht. Andererseits ist auch von Seiten der Psychologen und Psychiatrer etwas Bescheidenheit angebracht: Das Duo Wilkomirski/ Bernstein gehörte schliesslich zu den Dauergästen auf ihren Kongressen. Dort hielten die beiden Vorträge darüber, wie Traumaopfer aus fragmentierten Erinnerungen wieder eine komplette Autobiographie zusammensetzen können, wenn ihnen dabei ein Therapeut zur Seite steht, der sie mit historischem Material füttert. Das Duo behauptete, Dutzende von Holocaust-Opfern auf diese Weise behandelt zu haben, und zwar mit grossem Erfolg.² Mächler zeigt in seinem Buch, dass die von Wilkomirski und Bernstein präsentierten Fallbeschreibungen gefälscht und die therapeutischen Erfolge erlogen waren. Doch was noch schlimmer ist: Auf den vielen Kongressen, wo das Duo auftrat, kam von keinem der zuhörenden Psychotherapeuten der naheliegende Einwand, dass Wilkomirskis eigener Fall im Widerspruch zum gut dokumentierten Prinzip der kindlichen Amnesie steht. Wilkomirski beschreibt in den buntesten Farben und Bildern, wie er als Zweijähriger aus Riga floh, aber Menschen haben nun einmal keine Erinnerungen – nicht einmal fragmentierte – an ihre ersten Lebensjahre (siehe Howe und Courage 1997). Wenn also Psychologen und Psychiatern solche handwerklichen Fehler unterlaufen, sollte man vorsichtig sein, einen Historiker wie Mächler für psychologische Fehlinterpretationen zu kritisieren. Denn immerhin hat er uns eine spannende und lesenswerte Rekonstruktion des Falles Wilkomirski geliefert, die die Forschung über Pseudoerinnerungen um eine interessante Variante bereichert.

Übersetzung: Gerd Busse. Dieser Artikel erschien erstmals in *Skepter* 13(4), 2000, S. ##

Anmerkungen

- Ein besonders perfides Beispiel ist Jürgen Graffs Beitrag «Die Demontage Wilkomirskis: Oder was Ganzfried vergessen hat», der sich unter www.eto.com/tel/wilko.htm herunterladen lässt (Zugriff am 5.9.2002).
- In den Jahren, in denen Grabowski sich noch als Opfer satanistisch-rituellen Missbrauchs sah, hiess sie Lauren Stratford, und unter diesem Namen publizierte sie auch «Satan's Underground» (Stratford 1988). Siehe hierzu Crombag und Merckelbach (1997).
- Noch im April 1999 nahm Wilkomirski den 7. Hayman Award for Holocaust and Genocide Study der American Orthopsychiatric Association (ORTHO) in Empfang.

Literatur

- Burkett, B.G., Whitley, G. (1998): *Stolen valor: How the Vietnam generation was robbed of its heroes and its history*. Verity Press, Dallas.
- Crombag, H.F.M., Merckelbach, H. L. G. (1997): *Missbrauch vergisst man nicht. Erinnerung und Verdrängen – Fehldiagnosen und Fehlurteile*. Verlag Gesundheit, Berlin.
- Dawes, R.M. (1994): *House of cards. Psychology and psychotherapy built on myth*. Free Press, New York.
- Ganzfried, D. (1998): *Die geliebte Holocaust-Biographie. Die Weltwoche*, 35, 27.9.1998, 45.
- Gilbert, D.T.; Tafarodi, R. W.; Malone, P. S. (1993): You can't not believe everything you read. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 221-233.
- Goldhagen, D. (1996): *Hitlers willige Vollstrecker*. Siedler Verlag, Berlin.
- Gourevitch, P. (1999): *The memory thief*. The New Yorker, 14.6.1999.
- Grieter, R. (1997): *Een fantast schrijft geschiedenis*. Balans, Leiden.
- Gudjonsson, G. (1996): *The psychology of interrogations, confessions and testimony*. Wiley, Chichester.
- Horselberg, R., Merckelbach, H., Muris, P., Rasin, E., Sijsemaar, M., Spaan, V. (2000): *Imagining fictitious childhood events: The role of individual differences in imagination inflation*. *Clinical Psychology & Psychotherapy*, 7, 128-137.
- Howe, M.L.; Courage, M.L. (1997): *The emergence and early development of autobiographical memory*. *Psychological Review*, 104, 499-523.
- Karlen, B. (1997): *... und die Wölfe heulten. Fragmente eines Lebens*. Perseus Verlag, Basel.
- Mächler, S. (2000): *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*. Pendo, Zürich.
- Masten, A.S. (2001): *Ordinary magic: Resilience processes in development*. *American Psychologist*, 56, 227-238.
- Merckelbach, H., Dekkers, T., Wessel, I., Roefs, A. (2002): *Amnesia, flashbacks, nightmares, and dissociation in aging concentration camp survivors*. *Behaviour Research and Therapy*, im Druck.
- Pendergast, M. (1999): *Recovered Memories and the Holocaust*. www.stonabtherapy.com/experts/fragments/fragments.htm (Zugriff am 5. 9. 2002)
- Spanos, N. (1996): *Multiple identities and false memories: A socio-cognitive perspective*. APA, Washington DC.
- Stratford, L. (1988): *Satan's Underground*. Harvest House Publishers, Eugene, Oregon.
- Wilkomirski, B. (1995): *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.
- Wilson, S.C., Barber, T. X. (1983): *The fantasy-prone personality: Implications for understanding imagery, hypnosis, and parapsychological phenomena*. In: Sheikh, A. A. (Hrsg.): *Imagery: Current theory, research, and application*. Wiley, Chichester.

Bruno Dössekker alias Benjamin Wilkomirski

Bruno Dössekker wurde am 12.02.1941 in Biel als Sohn von Yvonne Grosejean geboren. Nachdem diese verstorben war, kam Bruno in verschiedenen Pflegefamilien, ab März 1947 wurde er in das Kinderheim Sonnenhalde im Kurort Adelboden gebracht. Schon kurze Zeit später wurde er von dem Ehepaar Dössekker aus Zürich adoptiert. Bruno hatte gewiss keine gute Kindheit, ohne richtige Bezugsperson lebte er mit seinen Adoptiveltern auf einem Bauernhof und wurde des Öfteren von seiner Adoptivmutter vergewaltigt. Bruno häufte sich im Laufe der Jahre eine Büchersammlung zum Holocaust an und entwickelte sich zum «besessenen Rechercheur» (vgl. Mächler 2000). 1995 veröffentlichte er im zur Suhrkamp-Gruppe gehörenden, jüdischen Verlag, seine Autobiographie mit dem Titel «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948». Hier erzählt er unter dem Namen Benjamin Wilkomirskis aus der Ich-Perspektive über seine Zeit im Nationalsozialismus, wie er sich mit seinen Brüdern auf einem Bauernhof in Polen versteckte, doch letztendlich verhaftet und in verschiedene Konzentrationslager gebracht wurde. Glücklicherweise konnte er befreit werden und kam in einem Waisenhaus in Krakau unter, wo er in den 1950er Jahren von einem Ehepaar aus der Schweiz adoptiert wurde (vgl. Wilkomirski 1995).

Das alles klingt nach einer mitreissenden, emotionalen Geschichte; das Buch verkaufte sich über 67'000-mal und wurde in 12 Sprachen übersetzt. Bruno selbst erhielt drei bedeutende Preise für sein Werk und trat bei Gelegenheiten selbst als Zeitzeuge auf. Bei seinen öffentlichen Auftritten fügte er mündlich weitere Aussagen hinzu, wie beispielsweise die Namen der Konzentrationslager, in denen er gefangen gehalten wurde, oder auch den Fakt, dass er selber Opfer von Menschenversuchen wurde (vgl. Mächler 2000). 1998 jedoch geschah das Unerwartete: der Schweizer Autor Daniel Ganzfried sprach den ersten öffentlichen Verdacht aus, dass Benjamin Wilkomirski gar nicht existiere, sondern Bruno Dössekker sich als dieser ausbebe und seine Autobiographie demnach nicht der Wahrheit entspreche. Durch amtliche Dokumente und Zeugenbefragungen konnte diese Hypothese schliesslich für wahr befunden werden und so begann eine grosse und emotionale Debatte (vgl. Mächler 2000). Schnell stellte man sich die Frage, ob Bruno Dössekker ein eiskalter, systematisch vorgehender Fälscher sei oder ob es sich hier eher um Erinnerungsverfälschung handle. Dössekker Aussage gegenüber den Ungläubigen: «Wenn Leute diese Erinnerungen nicht anerkennen, ist es, als versuchten sie einen noch mal umzubringen» (De Winter 1998). Letzten Endes zog Suhrkamp, gefolgt von einigen ausländischen Lizenz-Verlagen, «Bruchstücke» vom Verkauf zurück.

Autobiographie oder Fiktion?

Reaktionen deutscher Leser auf den Fall «Benjamin Wilkomirski»

Von [Barbara Mahlmann-Bauer](#)  und [Waltraud Strickhausen](#) 

[Besprochene Bücher / Literaturhinweise](#)

Ein Artikel des Schweizer Schriftstellers Daniel Ganzfried in der ›Weltwoche‹ vom 27. August 1998 löste eine internationale Debatte über die Authentizität von Benjamin Wilkomirskis «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948» aus. (1) Die Fragen, die im September 1998 die Gemüter der Journalisten in

Deutschland, der Schweiz und den USA erregten, sind ein knappes halbes Jahr später noch nicht geklärt. Wilkomirski hält sich mit Stellungnahmen seitdem zurück.

Wilkomirskis Buch ist 1995 im renommierten ›Jüdischen Verlag‹ in einem Programm mit Martha Keils «Jüdisches Städtebild Wien», Salomon Maimons «Lebensgeschichte» (hg. von Zwi Batscha), Alejchem Scholems «Eisenbahngeschichten» und Gershom Scholems «Tagebüchern 1913-1917», also Klassikern jüdischer Literatur in deutscher Sprache, erschienen und war auch noch auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 1998 kommentarlos auf den Regalen des Suhrkamp-Verlages ausgestellt. Seit seinem Erscheinen rangiert Wilkomirskis Buch auf Bestsellerlisten. Es ist in zwölf Sprachen übersetzt worden, erzielte renommierte Preise und diente als Ausgangspunkt dreier Filme über das Schicksal des kleinen Benjamin.

Auf einer internationalen Tagung «Für ein Kind war das anders», die ich im Mai 1997 mit Guy Stern (Detroit) und Waltraud Strickhausen in Marburg organisierte, spielte Wilkomirskis Buch «Bruchstücke» eine besondere Rolle, hatten wir uns doch das Ziel gesetzt, künstlerische Repräsentationen traumatischer Erfahrungen jüdischer Kinder und Jugendlicher mit dem NS-Terror zu analysieren und über die Botschaft von Erinnerungsbüchern, Filmen und Denkmälern mit Überlebenden und Angehörigen der dritten Generation zu diskutieren. Zwei Referenten präsentierten Wilkomirskis «Bruchstücke» als Beispiel für einen Erinnerungstext, in dessen Struktur sich besonders sinnfällig der Ich-Verlust eines im Lager traumatisierten Jungen abbilde. Die beiden Vorträge über Wilkomirskis Erinnerungsbuch (2) lösten im Marburger Publikum eine bewegte Diskussion aus, die vor dem Hintergrund der gegenwärtigen öffentlichen Debatte um die Echtheit von Wilkomirskis Kindheitserinnerungen zu erneutem Nachdenken Anlass gibt. Es ist sicher kein Zufall, dass just nach diesen Referaten die Frage gestellt wurde, ob und wieso es denn sinnvoll sei, ausführlich Szenen unvorstellbarer Brutalität öffentlich zu zitieren, zumal in Anwesenheit von Betroffenen. Es bestand nämlich Einigkeit unter den Kennern der «Bruchstücke», dass dieses Buch alle anderen hinsichtlich der Drastik und Häufigkeit der Gewaltdarstellungen übertreffe. Freilich gingen im Mai 1997 noch alle Leser aufgrund der Erklärungen des Autors Wilkomirski am Anfang und Ende des Buches davon aus, dass die «Bruchstücke» von den authentischen Erfahrungen eines Lagerkindes handelten. Gerade im Lichte der späteren Enthüllungen von Daniel Ganzfried, welche die Schweizer Biographie des Autors Bruno Doessekker alias Benjamin Wilkomirski aufgezeigt und so die Echtheit seiner «Bruchstücke» als autobiographischen Text in Frage gestellt haben (3), ist unser Marburger Erfahrungsaustausch über die Art und Weise, wie die «Bruchstücke» gelesen und bewertet wurden, interessant. Einige Zuhörer erklärten, sie hätten das Buch nicht am Stück lesen können und hätten es weggelegt. Ein Tagungsteilnehmer stellte fest, dass es nur in Deutschland Menschen gebe, die immer wieder von brutalen Schilderungen fasziniert seien. Der Verdacht liege nahe, sie gäben sich ungestört der Lust am Grauenhaften hin, wobei sie die moraldidaktische Erklärung vorschöben, dass ihre Beschäftigung mit dem Thema doch der Abschreckung dienen solle. Ein Zeitzeuge empfand die zitierten Bilder des Grauens als provo-

zierend und irritierend zugleich. Einerseits komme eine drastische Schilderung der Lagereindrücke dem Wunsch der Überlebenden nach wahrheitsgetreuer Aufklärung entgegen, andererseits ertrügen sie es nicht, erneut mit den Szenen des Grauens konfrontiert zu werden.

Grausame Lagerszenen öffentlich zu zitieren, hielt auch der Nestor der Traumaforschung, Hans Keilson, (4) für eine zu starke Zumutung. Sie sollten besser in einer Therapie mit dem Analytiker durchgesprochen werden. (5) Ausserdem sei es eine Illusion zu glauben, dass die an Zeugnissen der Brutalität überreiche Schilderung des erwachsenen Autors die Eigenart seines kindlichen Erlebens getreu wiedergeben könne. Bei der privaten Lektüre bestehe immerhin die Möglichkeit, das Buch wegzulegen und mit den eigenen Emotionen allein zu sein. Cordelia Edvardson widersprach Hans Keilson: Es gebe keinen Grund, die deutschen Leser zu schonen. Sie müssten alles erfahren, auch und gerade in der Öffentlichkeit. Die Schilderung unvorstellbarer Grausamkeiten des Lageralltags reiche zur Aufklärung allerdings nicht aus, sondern ihr müsse – zumal in der Schule – die Analyse der Bedingungen folgen, die in Deutschland zur Errichtung der Konzentrationslager und zum Genozid führten. (6) Ich gab zu bedenken, dass es Aufgabe des Wissenschaftlers sei, Wilkomirskis «Bruchstücke» als ein Fallbeispiel unter anderen für ein traumatisiertes Kind zu analysieren, dessen Ich-Entwicklung durch die Lager-Eindrücke erheblich geschädigt worden sei und dessen spätere Orientierungsschwierigkeiten erklärt werden müssten. Eine Verlesung mehrerer Passagen, welche die Anlässe zur Depersonalisierung und Entgrenzung drastisch vorführten, erschiene mir jedoch als kollektive Bussübung im Rahmen einer Tagung zusammen mit Überlebenden unpassend. Lehrerinnen wandten ein, aus ihrer Erfahrung gewinne eine solche Rhetorik des Grauens Schüler und Schülerinnen nicht für das Thema. Vielmehr sähen sie die Gefahr, dass Schüler die Gewalt-Szenen des «man-made disaster» in den Todeslagern in ein fragwürdiges Lernprogramm aufnehmen könnten, brutale Bilder aushalten und dabei «cool bleiben» zu wollen. Binjamin Wilkomirskis «Bruchstücke» sei kein Jugendbuch und für die Klassenlektüre in der Mittelstufe sicher ungeeignet. Empathie sei eine Voraussetzung dafür, das Thema «Holocaust» anhand von Zeitzeugen-Dokumenten im Unterricht zu diskutieren und müsse nicht extra durch besonders drastische Schilderungen des Lageralltags erzeugt werden.

Solche Skrupel plagten allerdings nicht alle Deutsch- und Geschichtslehrer. Als die Frage der Authentizität von Wilkomirskis Überlebensbericht im September/Oktober zum Medienereignis avancierte, fragten Fernsehjournalisten auch Schüler, die eine Lesung Wilkomirskis miterlebt hatten, nach ihrer Meinung. Sie hatten, überwältigt von der Anwesenheit eines solchen Zeitzeugens, nicht an der Echtheit seiner Geschichte gezweifelt. Nicht nur sie, sondern auch Lehrer, Psychologen und Wissenschaftler hatten die «Bruchstücke» als Fallbeispiel einer lebenslangen Desorientierung gelesen, die als Folge unvorstellbar grausamer Kindheitseindrücke leicht erklärbar erschienen. Auf Wunsch unseres Berliner Verlegers, mit dem wir die Publikation der Marburger Tagungsreferate vereinbart hatten, verfasste ich mit Waltraud Strickhausen eine Stellungnahme

zum Fall Wilkomirski. (7) In erweiterter Form stelle ich unsere Erklärung hier den Lesern von «literaturkritik.de» zur Diskussion.

Daniel Ganzfrieds Nachforschungen

Nach einem «mehr als siebenstündigen Gespräch mit dem Autor», das für ihn allerdings viele Fragen offen gelassen hatte, stellte Ganzfried in Schweizer Archiven Recherchen zu einzelnen ungeklärten Aspekten von Wilkomirskis Lebenslauf an. Er trat 1995 selbst mit «Der Absender», einem Roman über die Folgen der Shoah aus der Sicht der zweiten Generation, an die Öffentlichkeit. (8) Sie brachten ihn zur Überzeugung, dass dieser die Geschichte seines Überlebens in nationalsozialistischen Konzentrationslagern frei erfunden habe. Wilkomirski, mit bürgerlichem Namen Bruno Doessekker, sei – so das Ergebnis von Ganzfrieds Nachforschungen – in Wirklichkeit das uneheliche Kind einer Schweizerin namens Yvonne Berthe Grosjean, am 12. Februar 1941 in Biel geboren, das nach anfänglichem Aufenthalt in einem Kinderheim dem Zürcher Ärzte-Ehepaar Doessekker in Pflege gegeben und 1957 von ihm adoptiert worden sei. Nach dem Tod von Yvonne Berthe Grosjean fiel ihr Erbe an Bruno. Alle vorhandenen Dokumente deuten, nach Ganzfrieds Auffassung, auf eine nahtlose Schweizer Biographie hin. Benjamin Wilkomirski sei das «Produkt eines kreativen Aktes von Bruno Doessekker» (9); der sei indes im Wohlstand und ohne besondere Schulprobleme gross geworden.

Am 3. September 1998 erklärte Ganzfried der ›Weltwoche‹ in einem Interview: «Der Faktengehalt unserer Recherche ist noch von niemandem explizit angezweifelt worden, am wenigsten von Wilkomirski selber. Er stellt ihnen nur seine Erinnerungen gegenüber und verweist im Übrigen darauf, dass ihm ja niemand Glauben schenken muss. Dem Lesenden sei immer freigestanden, sein Buch entweder als Literatur (sic!) oder als persönliches Dokument zu verstehen. Das ist nun wahrscheinlich der einzig wahre Satz, den der Mann in diesem Zusammenhang je geäussert hat.» (10)

Den Lesern, die bereitwillig die «Bruchstücke» für eine authentische Überlebensgeschichte gehalten hätten, ohne aufgrund historischer Ungereimtheiten Verdacht zu schöpfen, wirft Ganzfried «mangelnde Zivilcourage» vor: «Verlag, Feuilleton, Fernsehen und Radio haben in einer verhängnisvollen Tateinheit diese Verantwortung [für die kommenden Generationen, sich richtig zu erinnern] im Falle Wilkomirski aufs grösste verletzt und mitgeholfen, das Publikum zu täuschen. Ihre Schludrigkeit, die nahezu vollkommene Absenz von Zivilcourage im Kulturbetrieb unserer Tage, hat mit verursacht, dass Auschwitz einmal mehr zur Glaubensfrage verkommt» (11) (ebd.).

Die Recherchen Daniel Ganzfrieds zur Schweizer Biographie des Autors der «Bruchstücke» – Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker – und die nachfolgende journalistische Kontroverse haben allerdings bis dato noch keine Gewissheit erbracht. Wir schliessen uns daher nicht Ganzfrieds Verurteilungen an, die davon ausgehen, dass Doessekker und Wilkomirski nicht dieselben seien, sondern dass der Autor sich eine Lagerbiographie geliehen oder fälschlich an-

gemaasst habe. Denn solange nicht erwiesen ist, ob Bruno Doessekker – entgegen den Annahmen Ganzfrieds – nicht doch eines jener jüdischen Kinder ohne Identität ist, über deren Schicksal in der Schweiz und anderswo man bisher wenig weiss, ist es unangemessen, ein Glaubensbekenntnis für oder gegen den Autor oder gar ein moralisches Werturteil über ihn und sein Buch zu fällen. Der Autor eines Wilkomirski-Films «Das gute Leben ist nur eine Falle» (3Sat 1997) wirft Ganzfried Einseitigkeit vor: «Warum sollte Binjamin Wilkomirski nicht ein jüdisches Flüchtlingskind gewesen sein, ohne amtliche Papiere, dem eine in sich stimmige Schweizer Identität verpasst wurde, damit es hier ein «normales» Leben führen kann? Alle von Ganzfried angeführten «Beweise» (Geburtsurkunde, Einschulung usw.) zeigen nur, dass es für einen Bruno Grosjean, geboren 1941 in Biel, eine lückenlose amtliche Schweizer Laufbahn gibt. Sie widerlegen aber nicht, dass es von einem bestimmten Moment weg, zum Beispiel nach dem (möglichen) Tod von Bruno Grosjean im Kinderheim, ein Lagerkind gewesen sein könnte, das unter diesem Namen weiterlebte.» (12) Auch Hans Saner gibt zu bedenken, es könnte sein, «dass Binjamin Wilkomirski – selbst wenn er objektiv im Unrecht wäre – subjektiv dennoch glaubt, was er sagt. Er hätte sich dann eine Identität zgedacht, die er als fiktive auch geworden ist.» (13) Schliesslich habe sein Verleger ja zugegeben, «dass Teile der «Bruchstücke» nach der Methode der «wiedergewonnenen Erinnerungen» in psychotherapeutischen Sitzungen zustande gekommen» seien. Jean Picard, Mitglied der Unabhängigen Expertenkommission «Schweiz – Zweiter Weltkrieg», verweist auf Hunderte jüdischer Kinder, die «während des Zweiten Weltkriegs aus den Niederlanden, aus Belgien und Frankreich «illegal» in die Schweiz gelangt seien. «Ab 1942/43 wurden sie durch Hilfsorganisationen einzeln oder in Gruppen eingeschuggelt. Sie lebten in Kinderheimen, in Jugendlagern oder bei Pflegefamilien, die sich ohne Entschädigung an Freiplatzaktionen beteiligten.» (14)

Wir stimmen also mit Eric Bergkraut und Hans Saner, ferner mit Jean Picard, Lorenz Jäger und Ruth Klüger (15) in der Forderung überein, dass das Schicksal der jüdischen Kinder ohne Identität, die nach dem 8. Mai 1945 in der Schweiz und anderswo eine neue Identität erhielten, der historischen Klärung bedarf und dass insbesondere untersucht werden muss, ob Bruno Doessekker alias B. Wilkomirski ein solcher Fall ist, wie es seine Erinnerungsbruchstücke suggerieren.

Der Fall «Wilkomirski» interessiert uns vor allem als Phänomen, das über die merkwürdigen Gesetze der Rezeption von Shoah-Erinnerungsbüchern Aufschluss gibt. Drei Fragen sind in diesem Zusammenhang von Belang.

1.) Welche Folgen haben Ganzfrieds Enthüllungen über Doessekkers Schweizer Biographie für künftige Versuche, die Erinnerungsdokumente überlebender Opfer des Nazi-Terrors aus interdisziplinärer Perspektive zu analysieren?

Verständlich ist der Wunsch der Überlebenden, die von ihren Leiden unter dem Nazi-Terror Zeugnis abgelegt haben, dass doch darüber deutsche Wissenschaftler, Lehrer und Künstler anders reden sollten als über fiktionale Texte, die gewöhnlich zu einer literar-ästhetischen Wertung herausforderten. Wäre es

wahr, dass Doessekker sich die Rolle des jüdischen Lagerkinds angemasst hätte, hätte er die Leser getäuscht und die jüdischen Zeitzeugen verletzt. Die Leser hätten von nun an einen Grund, künftigen Erinnerungsbüchern Überlebender mit Skepsis und Misstrauen zu begegnen. Sie könnten sich dem Angebot des autobiographischen Paktes mit dem Argument verweigern, zuerst müssten sie anhand der historischen Fakten und des Stils die beanspruchte Authentizität überprüfen. Ihr Zugang zu Zeugnissen Überlebender unterschiede sich dann nicht mehr von den üblichen kritischen Standards eines Historikers oder Literaturwissenschaftlers. Ein solches Leseverhalten wäre für die Zeitzeugen ein Affront und würde den von ihnen gewünschten Dialog erheblich erschweren. «Misstrauen wurde dort gesät, wo es gerade darauf ankommen würde, Glaubwürdigkeit zu vermitteln. [...] Die Zeugnisse der Überlebenden gelten nicht mehr als Zeugnisse, sondern nur noch als Texte, die man nach literarischen Kriterien prüft». (16) Wäre es wahr, dass sich Doessekker in die Rolle des Holocaust-Opfers hineingesteigert hätte, weil vor allem dessen Leiden gesellschaftlich anerkannt werde, würde sich einmal mehr bestätigen, dass der Holocaust als Metapher für alle möglichen Formen individueller Verfolgung und Unterdrückung Geltung hat und dabei die Singularität dieses Zivilisationsbruchs nivelliert zu werden droht: «Seien es die «Hühner-KZs» von denen Tierschützer jammern, sei es der «atomare Holocaust» zu Zeiten der Nachrüstung, seien es Bosnier in Berlin, die Asyl wollen und das damit unterstreichen, dass sie sich gelbe Sterne anheften ... Insofern ist «Binjamin Wilkomirski» nur die brutale Karikatur eines allgemeingesellschaftlichen Zustands.» (17)

Die Kontroverse um den Fall Wilkomirski bekräftigt zudem die Einsicht, dass «Erinnerung auch immer Konstruktion ist», zumal eine späte Erinnerung, in die indirekt die früher publizierten Zeugnisse von Überlebenden mitverwoben sind. Volkhard Knigges Verdacht, dass die «Bruchstücke» nicht wirklich erlebt sein könnten, wurde besonders durch den Umstand geweckt, dass sie rhetorisch genau den Anforderungen genügten, die kundige Leser an eine »gute« Holocaust-Geschichte stellen würden. (18) Die «Bruchstücke» gehorchten demnach als typisches Spätzeiterzeugnis einer Überbietungsrhetorik. Allerdings billigt Volkhard Knigge heutigen Sechzehnjährigen das Recht zu, die Historiker nach Beweisen für Zeugenaussagen zu fragen. Eine zuverlässigere Möglichkeit, den Wahrheitsgehalt von Erinnerungen zu prüfen, bestünde darin, sie nicht nur mit anderen Gedächtnisdokumenten, sondern mit archäologisch rekonstruierten Fakten zu vergleichen.

2.) Wie ist die breite Resonanz der «Bruchstücke» nicht nur im deutschen Sprachgebiet zu erklären und welche Schlüsse sind aus dem Bestsellererfolg der «Bruchstücke» auf das Geschichtsbewusstsein des deutschen Publikums zu ziehen?

Wilkomirskis Text lieferte den Stoff für drei Filme und ein Theaterstück, sein Autor wurde zu zahlreichen Lesungen und Vorträgen eingeladen und trat mit seinem Verleger oder seinem Therapeuten zusammen auf.

Versuchen wir zuerst, die Erfolgsgründe in Wilkomirskis Text selbst zu finden. Die «Fakten» der Verfolgung und Vernichtung der Juden sind längst bekannt und Gegenstand des Schulunterrichts. Details des Lageralltags, die andauernde Todesgefahr und das Funktionssystem des Terrors glauben wir aus den berühmten Schilderungen von Primo Levi bis Ruth Klüger zu kennen. Gleichwohl oder gerade deswegen wecken neue Publikationen von Erinnerungsbüchern hohe Erwartungen beim deutschen Lesepublikum, das durch Mediendebatten über das Berliner Mahnmal oder über die Notwendigkeit eines deutschen Holocaust-Museums sowie durch die Diskussionen über Goldhagens Buch für Nervenpunkte und Tabuzonen des Holocaust-Diskurses äusserst sensibel geworden ist. Das Ungewöhnliche und Neuartige an Wilkomirskis «Bruchstücken» ist die Perspektive des Kleinkindes auf die Phänomene seiner Umwelt, die es erst allmählich zu interpretieren und in Sinnzusammenhängen zu ordnen lernt und die es in diesem Fall, da es sich um eine brutale und unmenschliche Welt handelt, in einer Weise deutet, die der Logik und den Regeln des zivilisierten menschlichen Zusammenlebens zuwiderläuft. Diese Erzählperspektive, die allerdings an manchen Stellen überzogen scheint und in der sich die Bewusstseinslagen des Kindes und des sie zurückrufenden Erwachsenen-Ichs mitunter merkwürdig zu überlagern scheinen, macht die besondere Faszination des Textes aus. Welcher Erwachsene hat noch nie in seinem Gedächtnis nach Spuren aus jener frühesten Phase der eigenen Existenz gesucht, die sich der bewussten Erinnerung weitgehend entzieht? Hier werden solche scheinbar authentische Spuren präsentiert. Der «fremde Blick» des Kindes stellt überdies die selbstverständlichen Koordinaten unseres Welt- und Alltagsbewusstseins in Frage und rührt damit an die insgeheimen Unsicherheiten und Zweifel des Lesers, ob denn Realität tatsächlich das ist, was er dafür zu halten gelernt hat. Die narrative Strategie, das «Kind selbst» sprechen zu lassen, appelliert darüber hinaus an menschliche Urinstinkte und ruft eine verstärkte Empathie mit dem Protagonisten hervor. Diese ist vermutlich mitverantwortlich für die «Urteilsunfähigkeit», die Ganzfried den Rezipienten von Wilkomirskis Buch unterstellt.

Fragen wir nun nach der Rezeptionshaltung, den Bildungsvoraussetzungen und den Erwartungen deutscher Leser, um die Bestsellerwirkung der «Bruchstücke» zu erklären: Den Vorwürfen an den Verleger, die Kritiker und die Leser der «Bruchstücke», sie alle seien unkritisch auf eine Fälschung hereingefallen, haben sich mehrere deutsche Journalisten angeschlossen. Der Umstand, dass eine individuelle Überlebensgeschichte leichter zu lesen sei als eine komplexe abstrakte historische Darstellung, und die Neigung deutscher Leser, durch die Identifikation mit den Opfern belastende Fragen nach der Schuld ihrer Vorfahren wegzuschieben, dürften für den Bestsellererfolg der «Bruchstücke» wahrscheinlich mitverantwortlich sein. Im Anschluss an Ganzfried mutmasste Andreas Breitenstein in der »Neuen Zürcher Zeitung«, dass die Demonstration von Betroffenheit und die Bereitschaft, dem pauschalen Verschwörungsvorwurf, den Wilkomirski an die Schweizer Behörden gleichsam stellvertretend für alle, die am Leiden der Lagerkinder eine Mitverantwortung trügen, vorbehaltlos zuzustimmen, der bequemen moralischen Entlastung diene. (19) «Denkfaul» sei die Kritik und «naiv» die Öffentlichkeit insgesamt, die Wilkomirski erfolgreich

düpiert habe. «Schwächen» einer KZ-Erinnerung wie z.B. «das oft übersteigerte Pathos», würde «eine politisch überkorrekte Kritik» kaum zu benennen wagen (ebd.). Diese Art der wohlfeilen Trauerarbeit – «reflexhafte Angerührtheit» – sei, so die Meinung von Jörg Lau, eine besonders subtile Form der Abwehr. (20) Ein «in falscher Pietät erstarrter Kulturbetrieb, der es als Zeichen guten Willens missversteht, bei einem heiklen Thema nicht so viele Fragen zu stellen,» habe Wilkomirski darin unterstützt, «das Andenken der wahren Opfer» zu missbrauchen. (21) Mit brutalen Geschichten dieser Machart, welche die Unmenschlichkeit der Täter und Mitläufer in die Welt hinausschrien, werde in Deutschland ein blühender «Ablasshandel» betrieben. (22) «Die statistische Wahrheit hat noch jeden überfordert. Aber solange dem Menschen die Wahrheit noch nicht zumutbar ist, braucht er offenbar solche unwirklichen Geschichten wie die des gepeinigten Kindes Benjamin Wilkomirski» (ebd.).

Die Überlebensgeschichte eines jüdischen Jungen konnte zum Kassenschlager des «Kulturbetriebes» werden, weil sie den Wunsch nach Aufarbeitung der historischen Schuld scheinbar wohlfeiler bedient als historische Darstellungen eines komplizierten Funktionssystems, das auf die völlige Entmenschlichung der Opfer und die radikale Ausschaltung natürlicher Tötungshemmungen bei seinen Erfüllungsgehilfen zielte. Der Umstand, dass ein wehrloses Kind ein Höchstmass an Brutalität überlebte, mag auf manche Leser so beruhigend wirken wie Märchen, in denen ja auch wunschgemäß die ausgleichende Gerechtigkeit am Ende wieder hergestellt wird. Der Verdacht liegt nahe, dass Angehörige des Kulturbetriebs in der Vermarktung dieser an Dramatik anderen Erzählungen überlegenen Überlebensgeschichte eine kommerzielle Chance sahen. «In fact, all publishers of the book are still supporting Mr. Wilkomirski's account, largely because of assurances from Suhrkamp. So too are groups like the United States Holocaust Memorial Museum and the New York-based Jewish Book Council, which discussed its award for the book at a recent board meeting and decided to take no action and adopt a ›no comment‹ policy.» (23)

Damit kommen wir zu den besonderen Rezeptionsbedingungen, welche die Leser dazu disponierten, sich die «Bruchstücke» zu kaufen. Hier offenbart sich ein Dilemma, das bis zu einem gewissen Grade kaum lösbar erscheint. Das Recht der Überlebenden, dem eigenen Leiden und dem der Millionen von Menschen, die nicht überlebt haben, Gehör zu verschaffen, ist unbestreitbar. Ebenso haben die Nachgeborenen das Recht und die Pflicht, sich mit den Ereignissen der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die Herstellung eines öffentlichen Bewusstseins für diese Geschichte ist jedoch zwangsläufig auch mit kommerziellen Erwägungen von Seiten der Verlage und Redaktionen verknüpft, bei denen eine «Vermarktung» des Holocaust oder eine höhere Stufe der Verdrängung der schwer zu verarbeitenden Fakten durch eine unangemessene Form der Aneignung – nämlich vorschnelle Identifikation mit den Opfern – von vorneherein nicht völlig auszuschliessen ist. Umso mehr bedarf es, wie Ganzfried zurecht anmahnt, angesichts des Faktums Auschwitz eines besonderen Verantwortungsbewusstseins, das ein Verschwimmen von Faktizität und Fiktion nicht zulässt. Zudem wäre eine permanente Selbstreflexion der Leser zu wünschen, die sich

über ihre Motive, sich mit den Greuelszenen der «Bruchstücke» auseinanderzusetzen, Rechenschaft geben müssten.

Die Empfänglichkeit und Beeindruckbarkeit heutiger Leser, aber auch ihre Scheu, mit Zeitzeugenberichten nach ähnlichen ästhetischen Kriterien ins Gericht zu gehen wie mit dichterischen Texten anderer Autoren, ist mit den besonderen Entstehungsbedingungen einer Erinnerungs- und Gedenkkultur zu erklären, welche endlich die Defizite der Dialogkultur zwischen der ersten Generation der Täter und Mitläufer und ihren Kindern kompensieren soll. Einige dieser Entstehungsfaktoren möchten wir erwähnen, um zur Diskussion darüber anzuregen, inwiefern das Auftauchen eines Bestsellers wie der «Bruchstücke» denn nach Jörg Lau tatsächlich unvermeidlich gewesen sei.

a.) James E. Young hat den Verfassern und Lesern von Holocaust-Memoirenbüchern die Problematik vor Augen geführt, bei der sprachlichen Rekonstruktion von persönlichen Erinnerungen zwischen facts und fiction zu unterscheiden. (24) Gewachsen ist seitdem die Sensibilität für die Rhetorizität, mithin für die Konstruiertheit von Erinnerungsmanifesten, die den Anspruch der Autoren vermitteln wollen, authentische, einmalige, aber nicht nachvollziehbare Erfahrungen darzulegen. Gabriele Rosenthal und Dan Bar-On haben die Hermeneutik beschrieben, die nötig sei, um den Realitätsgehalt der Erzählungen von Zeitzeugen, die unter einem Trauma leiden, zu eruieren. Dabei haben sie auf die Unschärfe hingewiesen, die für den Analytiker ebenso wie für das Subjekt des Erlebten im Grenzbereich zwischen Erlebtem und Erinnerungem waltet. (25) Hayden Whites geschichtstheoretische Beobachtungen sind inzwischen Lektürestoff für historische und auch literaturwissenschaftliche Proseminare.

b.) Die schon älteren Ergebnisse amerikanischer Psychiater und Psychoanalytiker aufgrund ihrer Therapie-Erfahrungen mit traumatisierten Überlebenden der Todeslager sind im Erscheinungsjahr von Wilkomirskis «Bruchstücken» dem deutschen Lesepublikum erstmals in deutscher Sprache präsentiert worden. Unter dem Titel «Kinder der Opfer – Kinder der Täter» werden in den Fallbeschreibungen von Judith und Milton Kestenberg und anderen die Symptome der Überlebenden analysiert und Therapien geschildert. (26) Die Überlebenden der Shoah werden inzwischen auch von israelischen Psychoanalytikern sowie von Keilson und denen, die ihm folgen, als eine Gruppe von Patienten, die in früher Kindheit traumatisiert wurden, neben anderen Gruppen von Kindern und Jugendlichen wahrgenommen, die durch das Miterleben von Terrorakten, in denen Unbeteiligte getötet werden, durch die Beteiligung an Militäreinsätzen oder den täglichen Umgang mit Waffen traumatisch vorbelastet sind (27); eine weitere Gruppe von Opfern eines für sie unfassbaren Verhaltens, das traumatische Spuren hinterlassen muss, hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gezogen, die der sexuell missbrauchten Kinder. «Depersonalization» und «post traumatic stress disorder» sind inzwischen gängige klinische Bezeichnungen für typische Defekte dieser Patientengruppe. Die Orientierungsschwierigkeiten des etwa neunjährigen Jungen Benjamin noch mehrere Jahre nach der Befreiung kann auch Laien leicht durch vergleichbare Fälle von «post traumatic stress disorder» plausibel gemacht werden. Das lückenlose

Weltbild des Jungen Benjamin, der alle neuen Begebenheiten gemäss dem, was er im Lager gelernt hat, in einen totalen Bedrohungs- und Vernichtungszusammenhang integriert, muss einem Leser, der die psychoanalytischen Neuerscheinungen zum Thema «Holocaust-Opfer» und die Diskussionen in den Medien kennt, geradezu wie ein Lehrbuchfall eines traumatisierten Patienten vorkommen. Wiederum weist die Lückenlosigkeit des Wahnsystems Binjamins, in dem auch noch die Skilifhaken und die Holzgestelle für die Winteräpfel scheinbar schlüssig gedeutet werden, auf die Überbietungsrhetorik hin, die uns typisch für die «Bruchstücke» als spätes Glied in der Kette der jüngsten Holocaust-Memoiren zu sein scheint.

c.) Die jahrelange Diskussion über angemessene Weisen des Gedenkens an die Opfer der Shoah und den Sinn von Monumenten als kollektiven Symbolen ist inzwischen von Zeitzeugen und Historikern kontrovers kommentiert worden. Entsprechend gross ist auch die intellektuelle Unsicherheit bei den Vertretern verschiedener Generationen im Umgang mit den Aussagen und Dokumenten Überlebender. Die Haltung, die die Rezipienten trotz ihrer verschiedenen Ansichten am ehesten miteinander verbindet, ist die der kollektiven Anteilnahme. In diese Phase fiel die Publikation der «Bruchstücke» – und die Resonanz war in dieser Szenerie der Memorialdiskurse nicht wirklich unvermeidbar, vielleicht aber von Verlegern erwünscht und sogar gesteuert.

d.) Die grosse Beachtung, die Goldhagens Buch «Hitlers willige Vollstrecker» beim deutschen Lesepublikum fand, und die geschichtstheoretische Debatte über die Funktion und den Sinn rhetorischer Mittel, die zur Identifikation mit den Opfern bzw. zur Entrüstung über die «willigen Vollstrecker» einladen, beeinflussten sicher auch die Aufnahmebereitschaft für Wilkomirskis «Bruchstücke». (28) Sander Gilman zog die Bilanz, dass besonders Angehörige der dritten Generation Goldhagens Buch als gültige Darstellung der Geschichte deutscher Verbrechen an den Juden und anderen Minoritäten akzeptiert hätten. (29) Goldhagens Methode ist die des Kulturanthropologen. Er betrachtet «Hitlers willige Vollstrecker» aus der Perspektive der Opfer und stellt eben die Fragen nach dem Grund für sinnlose Grausamkeit, die auch viele Überlebende der Shoah in ihren Erinnerungsberichten variieren. Goldhagen interessiert sich weniger für das, was geschehen ist, da es ohnehin ausreichend erforscht sei, als vielmehr für die mentalen Bedingungen, unter denen sich Deutsche dazu entschlossen, mitzumachen und Unschuldige zu quälen, sowie dafür, wie diese Greuelthaten von anderen wahrgenommen wurden. Er verlagerte die Aufmerksamkeit von den wichtigsten politischen Entscheidungsträgern des Nazi-Terrors auf die Mentalitäten Tausender, auf deren Vorhandensein als Ergebnis einer langfristigen Konditionierung nur ex post geschlossen werden könne. Wer seine Rekonstruktion von Mentalitäten im Sinne von Wertungs- und Handlungsstereotypen, die durch den Antisemitismus langfristig konditioniert worden seien, als historische Erklärung für eine Disposition Tausender zum Genozid akzeptiert, wird auch dazu motiviert sein, Wilkomirskis «Erinnerungsbruchstücke» als legitime, glaubwürdige Perspektive eines traumatisierten Opfers auf die Vernichtungslogik des «univers concentrationnaire» (D. Rousset) zu lesen.

3.) Wie ist es möglich, dass auch Wissenschaftler Wilkomirskis Buch als authentisches Zeugnis ernst nahmen, obwohl der Text historische Ungereimtheiten enthält?

Wissenschaftliche Stellungnahmen zu Wilkomirskis Text wurden in der Mediendiskussion nicht eigens berücksichtigt. Die Frage ist, ob das pauschale Bild des leichtgläubigen, mitleidssüchtigen und historisch ungebildeten deutschen Wilkomirski-Lesers, das einige Journalisten im Anschluss an Ganzfried entwarfen, auch auf eine akademisch gebildete Leserschaft oder gar auf wissenschaftliche Leser zutrifft. Die Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger, die mit den Methoden der Diskursanalyse und Dekonstruktion von Texten vertraut ist, nimmt die Leser in Schutz, denen keine Zweifel an der Authentizität von Wilkomirskis Buch gekommen seien. «Der Grund jedoch, warum so viele Leser, die von den «Bruchstücken» beeindruckt waren, sich jetzt fragen, wo sie ihren kritischen Verstand hingetan hatten, ist der, dass wir mit vollem Recht ein Buch anders lesen, das wir als Geschichte betrachten, als eines, das uns als Fiktion vorgesetzt wird.» (30) Die Annahme, dass man einen autobiographischen Text vor sich habe, führt tatsächlich zu einem anderen ästhetischen Werturteil als das Wissen, ein Autor habe aufgrund seiner historischen Recherchen einen zeitgeschichtlichen Roman geschrieben, oder gar die Anschuldigung, dieser Autor habe sich den Status des Zeitzeugen nur angemasst. Zum «autobiographische[n] Pakt» gehört die Versicherung, dass der Autor zugleich der Ich-Erzähler und dass das in der ersten Person Geschilderte mit dem Erleben des Autors identisch sei. (31) Nun gibt es aber in der Tradition der Autobiographie bestimmte Wendungen und Sprechakte, in denen der «autobiographische Pakt» den Lesern angetragen wird. Der Autor der «Bruchstücke» erklärt zum Beispiel im ersten Kapitel, er sei kein Dichter, sondern versuche lediglich, «mit Worten das Erlebte, das Gesehene so exakt wie möglich abzuzeichnen – so genau, wie es eben mein Kindheitsgedächtnis aufbewahrt hat». (32) Damit wehrt der Autor den Verdacht ab, seine mit so vielen zuvor nie geschilderten Details angereicherte Geschichte sei etwa eine Erfindung oder Übertreibung. In einem Nachwort, zu dem der Suhrkamp-Verlag Wilkomirski aufgrund von Bedenken gegenüber seiner Glaubwürdigkeit als vermeintlichen Zeitzeugen genötigt hatte, bekräftigte dieser, dass er aufgrund eigener Recherchen und Reisen zu den möglichen Stätten seiner Kindheit allmählich die Bilder in seinem Gedächtnis habe konkreten Schauplätzen zuordnen und seine Kindheitseindrücke in einen historisch verbürgten Kausalzusammenhang einbetten können. Sein Dank gelte all jenen, die ihm auf diese Weise zu einer realen Bestätigung seiner Identität als jüdisches Lagerkind verholfen hätten. (33)

Eine Prüfung der Echtheit der Geschichte Binjamins, die der Suhrkamp-Verlag bei Forschern in Yad Vashem vor der Veröffentlichung in Auftrag gegeben hatte, habe ausserdem die Zweifel an der Glaubwürdigkeit Wilkomirskis ausgeräumt. (34) Was haben literaturwissenschaftlich und historisch geschulte Leser auf die Vorwürfe zu entgegnen, sie wenigstens hätten doch die ästhetischen Mängel, Wilkomirskis Strategie der Überwältigungsrhetorik, die kausalen Ungereimtheiten, ja die groben historischen Unstimmigkeiten registrieren müssen, auf die Ganzfried und besonders Raul Hilberg hinwiesen? Unter der Voraussetzung,

dass die «Bruchstücke» tatsächlich den Aufschreibe-Akt eines durch die Brutalität des Lageralltags in früher Kindheit schwer traumatisierten Zeitzeugen wiedergäben, lassen sich etwaige Ungereimtheiten, Stilbrüche, Zeitsprünge, Rückfälle in der Ich-Entwicklung und scheinbare Geschmacklosigkeiten einfach erklären. Gehen sie nicht alle auf das Konto eines dissoziierten, in seiner Entwicklung gestörten Ichs, sind sie nicht psychologisch aus der verständlichen Not des Autors, sich mitzuteilen und seine Gedächtnisinhalte in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, entschuldigbar? Wieso hätte jemand – ein deutscher Leser gar – an jener Voraussetzung von sich aus Zweifel anmelden sollen? Dass sie Raul Hilberg kommen (35), spricht für seine Gewissenhaftigkeit als Historiker, der im Lichte seiner Quellenkenntnis die Wahrscheinlichkeit der erinnerten Kindheitsszenen prüfen muss.

Wenn denn die Voraussetzung stimmte, dass die Bruchstücke Fiktion wären, oder wenn es sich gar um eine gefälschte Biographie des Autors handelte, wären literarisch gebildete Leser sogleich bereit, nach stilistischen und rhetorischen Indizien zu suchen, die dafür zu sprechen scheinen. Dabei würden einige vielleicht wie Ganzfried oder Saner zum Schluss kommen, dass das Buch schlecht geschrieben, geschmacklos erzählt und voller Stereotypen sei, die eben ein gebildeter Leser 1995 von einer «guten Holocaust-Geschichte» erwarten konnte. Andere würden hingegen vielleicht Doessekker attestieren, mit besonders raffinierten literarischen Mitteln den Anschein von Authentizität erweckt zu haben, und deswegen den hohen ästhetischen Wert seines Buches weiterhin verteidigen. Erst wenn sich der Vorwurf der Fiktionalität oder gar die Anschuldigung der Geschichtsklitterung als stichhaltig erwiesen hätte, wäre es die Aufgabe der Literaturwissenschaftler, aufgrund einer Stilanalyse die rhetorischen Strategien aufzudecken, die dazu geführt haben, dass so viele Leser der Darstellung Glauben schenkten.

Im Falle eines Vorwurfs, ein Gemälde, das Rembrandt zugeschrieben werde, sei in Wirklichkeit eine Fälschung, werden gewöhnlich Kunsthistoriker mit einer Expertise beauftragt, aufgrund einer minutiösen Stilanalyse und des Vergleichs mit authentischen Rembrandt-Gemälden den Echtheits- oder Fälschheitsbeweis zu führen. Liegt der mutmassliche Fälschungsakt weit genug zurück und fehlen historische Quellen, die über den wahren Maler des Bildes und dessen Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Auskunft geben können, wird man die Stilanalyse von Experten zur hauptsächlichen Basis des Urteils über die in Frage stehende Authentizität machen. Niemand käme indes auf die Idee, einem durchschnittlich gebildeten europäischen Museumsbesucher vorzuwerfen, er hätte es doch merken müssen, dass aufgrund der Farbe, der Linienführung, der Komposition, des gewählten Sujets etc. ein bestimmtes Gemälde unmöglich von Rembrandt stammen könne, obwohl es noch im Katalog als solches angegeben sei.

Mit anderen Worten, Ganzfried überfordert die Leser der «Bruchstücke», nicht nur diejenigen, die in ihrer Freizeit zum Zweck der historischen Weiterbildung oder zur Unterhaltung lesen, sondern auch professionelle Literaturwissenschaftler. Der Appell an die «Zivilcourage» der Leser und Kritiker geht in die fal-

sche Richtung. Ganzfried kann doch nicht im Ernst von deutschen Lesern verlangen, den Beteuerungen Wilkomirskis zu Anfang und zu Ende der «Bruchstücke» allein aufgrund von Stilkriterien und Indizien für historische Ungereimtheiten zu misstrauen und den Suhrkamp-Verlag alsbald zu verdächtigen, er sei wohl einer groben Fälschung aufgesessen oder habe diesen Text ohne gründliche Prüfung als bestsellerverdächtig Buch auf den Markt bringen wollen. Die mögliche Reaktion auf eine derartige Entlarvung und Autor-Schelte, die sich nach Ganzfried ein misstrauischer deutscher Leser mit Zivilcourage hätte anmassen sollen, lässt sich leicht vorhersehen, wenn man die vielsagende Erklärung des Filmproduzenten Eric Bergkraut vom 10. September 1998 liest, dass fatalerweise «in deutschen Zeitungen [...] Wilkomirskis gefälschte Auschwitz-Biographie bereits als Fakt gemeldet» werde. (36)

Literaturwissenschaftler werden sich also erst dann zu einer stilkritischen Expertise bereit erklären, wenn sich die Zweifel an der Authentizität verdichten und sie von Historikern den Auftrag dazu erhalten. Solange Wilkomirski aber noch unwidersprochen als Zeitzeuge auftrat und sich als schwer traumatisiertes Opfer vorstellte, geboten es die oben skizzierten Regeln für Respekt und Taktgefühl gegenüber den Zeitzeugen deutschen Lesern, den vom Autor angebotenen autobiographischen Pakt einzugehen und den individuellen Darstellungswillen, in dem sich Spätfolgen des Holocaust-Traumas zeigen, zu respektieren.

Diekmann / Julius Schoeps:

Das Wilkomirski-Syndrom; Eingebildete Erinnerungen und von der Sehnsucht Opfer zu sein.

Verlag Pendo, Zürich 2002; 366 S. 16.90 Euro

 Benjamin Wilkomirski weiss nicht, wann er geboren ist, er kennt seine Herkunft nicht und hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm von seiner Kindheit blieb, sind Bilder aus Majdanek, aus dem ‚Kinder- und Frauenfeld‘ des Vernichtungslagers, aus den ersten Jahren bei schweizerischen Pflegeeltern, die dem Kind seine Erinnerungen nehmen wollten.

Lothar Baier

Mit diesen Worten begann der Klappentext eines Suhrkampbandes aus dem Jahr 1995. Doch auf dem Höhepunkt des Erfolges der so genannten Holocaust-Literatur erwiesen sich die angeblichen Erinnerungen Wilkomirskis, veröffentlicht in dem Buch ‚Bruchstücke‘ als ein tragischer Betrug. Der Autor hatte sich eine Identität zusammenphantasiert, litt unter der Sehnsucht, ein Opfer sein zu wollen. Das Buch wurde hochgelobt, bekam etliche Preise und verschiedene Kritiker und Historiker mussten sich die Frage stellen, warum sie dem Schwindel so einfach aufgesessen waren, zumal Experten wie Raoul Hilberg von Anfang an Zweifel an dem Buch geäußert hatten. Im vergangenen Jahr veranstaltete das Moses-Mendelssohn-Zentrum eine Tagung, die sich bemühte, die durch diesen Fall aufgeworfenen Fragen zu klären. Die Beiträge sind jetzt in einem Sammelband erschienen.

Der «Fall Wilkomirski», über den vor Jahren sehr viel Tinte vergossen wurde, ist nun auch in forensischer Hinsicht abgeschlossen, da eine DNA-Analyse die Identität des Autors und Musikers Benjamin Wilkomirski mit dem 1941 im schweizerischen Biel geborenen Bruno Grosjean-Dössekker bestätigt hat. Der vor vier Jahren von dem Zürcher Schriftsteller Daniel Ganzfried zum ersten Mal öffentlich ausgesprochene Verdacht, dass Wilkomirski 1995 in Suhrkamps Jüdischem Verlag veröffentlichtes Buch ‚Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948‘ nicht wie behauptet die Autobiographie eines als Kind durch Ghettos und KZ verschleppten litauischen Juden ist, sondern das fiktionale Produkt eines nichtjüdischen Schweizer, hatte sich bereits vor dem genetischen Test erhärtet. Der Zürcher Historiker Stefan Mächler konnte in einer umfangreichen, amtliche Dokumente und Zeugenbefragungen auswertenden Expertise nachweisen, dass «Bruchstücke» nicht von realen Erlebnissen berichtet, sondern spät sich manifestierende Vergeltungsphantasien eines einmal herumgestossenen, zweifellos unglücklichen, zur Adoption freigegebenen, unehehlich geborenen Schweizer Kindes zum Ausdruck bringen.

An dem Befund, dass es sich bei dem vielfach gelobten und mit allerhand Preisen bekränzten Buch «Bruchstücke» um die Fabrikation eines Phantasten handelt, gibt es heute nichts mehr zu deuteln. Doch damit sind zahlreiche Fragen noch nicht beantwortet, die der «Fall Wilkomirski» aufgibt. Antworten auf solche Fragen durchzudeklinieren, hatte sich eine Konferenz vorgenommen, die das Potsdamer Moses-Mendelssohn-Zentrum im Mai 2001 veranstaltete. Die dort gehaltenen Referate sind nun in einem Band zusammengefasst, den Irene Diekmann und Julius H. Schoeps, der Direktor des Mendelssohn-Zentrums, im Verlag Pendo unter dem Titel «Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein» herausgegeben haben.

Was ist das «Syndrom» im Fall Wilkomirski? Unter einem Syndrom wird gewöhnlich ein Komplex von Krankheitssymptomen verstanden. Eine Reihe schwerer psychischer Krisen hat der nach seinen Zürcher Adoptiveltern mit Nachnamen Dössekker versehene Bruno Grosjean aus Biel im Lauf seines Lebens höchstwahrscheinlich durchlitten. Sie allein machen jedoch noch kein Syndrom aus. Ein Komplex von Symptomen ist erst unter dem Einfluss verantwortungslos agierender Therapeuten entstanden, die ihren Patienten in dessen aufkeimender Wahnvorstellung bestärkten, dass die Lösung seiner Probleme von der fortschreitenden, totalen Umschreibung der eigenen Lebensgeschichte abhinge. Den Leiden des von der wohlhabenden Zürcher Arztfamilie Dössekker adoptierten Sohns einer vom Kindsvater sitzen gelassenen Bieler Arbeiterin war auf einmal ein übergreifender Sinn abzugewinnen, wenn sie sich als Folgen eines systematisch eingefädelten Identitätsraubs deuten liessen. Dieser Raub, sollte er denn in der Aussenwelt auf ein Echo stossen, konnte nicht schlicht den Spross einer x-beliebigen Schweizerin meinen. Die Interessen, die sich in diesem Raubunternehmen bündelten, mussten allgemeiner und mächtiger sein. Ihnen musste daran liegen, ein Wesen zum Verschwinden zu bringen, das nicht nur den Adoptiveltern am Zürichsee, sondern der gesamten Schweizer Gesellschaft unbehaglich war. So verwandelte sich Bruno Dössekker allmählich in das ungeliebte jüdische Waisenkind Benjamin Wilkomirski, das nur um den Preis in der schönen Schweiz leben dürfen, dass es auf seine wahre, seine jüdische Herkunft verzichtete. Das Buch «Bruchstücke», eine zusammengeschusterte Fiktion, sollte in der Sicht seines Autors mit der anderen, der Dössekker-Fiktion, Schluss machen.

Gewiss eine pathologische Konstruktion, die dennoch, wie manche Psychosen, nicht einer bestimmten Logik entbehrt und für sich noch kein mehrfach zusammengesetztes Syndrom darstellt. Einige der Autoren des «Das Wilkomirski-Syndrom» überschriebenen Sammelbandes lehnen den Begriff Syndrom in diesem Zusammenhang auch explizit ab. Für Daniel Ganzfried, der, als Kind von Überlebenden des Genozids mit geschärften Sinnen versehen, rasch das Faule an der Geschichte roch, ist Bruno Dössekker schlicht ein Betrüger, dem dringend das Handwerk zu legen war. Andere Autoren des lesenswerten Bandes machen es sich nicht so einfach, weil sie auch einen Blick auf die zahlreichen Mitspieler werfen, die an der Verbreitung und Legitimierung der Fälschung entscheidend mitwirkten.

An erster Stelle ist der Suhrkamp Verlag zu nennen, der trotz der einen oder anderen, etwa von dem gut unterrichteten ehemaligen Feuilletonchef der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, Hanno Helbling, ausgesprochenen Warnung vor dem Autor, Dössekkers Buch als erschütterndes autobiographisches Zeugnis in Umlauf brachte und auch noch dann noch zäh an dieser Version festhielt, als die Echtheit dieser Kindheitserinnerungen längst in Zweifel stand. Die rührende öffentliche Wiederbegegnung Wilkomirskis mit einer angeblich eben-

falls als Kind nach Auschwitz-Birkenau verschleppten Leidensgenossin stellte sich als di-
lettantisch eingefädelte Medieninszenierung heraus, bei der eine vorher als falsches Sa-
tanismusopfer aufgetretene Betrügerin bereitwillig die ihr zuge dachte Rolle spielte. Erst
als nichts mehr zu retten war, zog Suhrkamp, gefolgt von einigen ausländischen Lizenz-
verlagen, «Bruchstücke» vom Verkauf zurück.

Blamiert hat sich zweitens die Literaturkritik in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich,
vor allem aber in den USA. Kritisches Textlesen hat sie durch die Arbeit an sich überschla-
genden, deshalb besonders zitierfähigen Superlativen ersetzt. Von heute aus gesehen, da
alle Welt es besser weiss, ist ihr weniger das Hereinfallen auf Dössekkers Fabrikation
vorzuwerfen als ihr unglaublich schlampiger Umgang mit nachprüfbaren Fakten. Von ei-
nem in fast zwei Dutzend Sprachen übersetzten Weltbestseller schwärmten schweizer und
deutsche Zeitungen, die für seriösen Recherchier-Journalismus gerühmte «New York
Times» verlor alle Massstäbe und pries «Bruchstücke» als den «grössten Welterfolg für
ein Schweizer Buch seit ‚Heidi‘«. Der trocken recherchierende Historiker Stefan Mächler
bemerkt dazu in seinem Essay «Aufregung um Wilkomirski – Genese eines Skandals und
seine Bedeutung»:

*Johanna Spyris Kinderbuch hatte eine Auflage von 50 Millionen, es wurde in 50 Sprachen
übersetzt und 27 Mal verfilmt. – Zu Wilkomirski gab es in Wirklichkeit zwei grössere, aus-
schliesslich ihm gewidmete Filme, sein Buch wurde weltweit 67.000 Mal verkauft und in
neun Sprachen übersetzt.*

67.000 gegenüber 50 Millionen, von einem «Weltbestseller» konnte also keine Rede sein;
das Lesepublikum, das in einigen Ländern Wilkomirskis «Bruchstücke» sogar ganz links
liegen liess, hat interessanterweise deutlich anders reagiert als der Betrieb von Medien
und Organisationen, der Wilkomirski in den Himmel hob, überall auf Kongressen herum-
reichte und mit Preisen verwöhnte. In Frankreich erhielt der Autor von «Bruchstücke» den
«Prix de Mémoire de la Shoah», in deren Jury der Filmregisseur Claude Lanzmann sitzt,
in den USA den «Jewish National Book Award». Mit seinen selbstgeschaffenen Superla-
tiven und mit seinen einschüchternden Anne-Frank-Vergleichen erzeugte der Kulturbe-
trieb den Reizlärm, in dem bedächtige Stimmen, wie etwa die des von Anfang an skepti-
schen Historikers Raul Hilberg, keine Chance auf Gehör hatten.

Dieser Lärm allein erklärt aber noch nicht, warum die Geschichte, die Dössekker sich mit
Hilfe von Therapeuten zusammengereimt und recht und schlecht zu Papier gebracht hatte,
derart bereitwillig geschluckt wurde. Etwas daran muss auf Erwartungen getroffen sein,
die bereits vor Erscheinen des Buchs existierten oder sich zu der Zeit zur vollen Reife ent-

wickelten. In der Schweiz, wo die Affäre ihren Ausgang nahm, war seit Mitte der neunziger Jahre im Zug der Raubgold- und Bankendebatte auch die antisemitische Flüchtlingspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zum Thema geworden. Am erwachsen gewordenen jüdischen Waisenkind Wilkomirski, das in zahllosen Schulen auftrat und Lesungen aus seinem Buch mit auf der Klarinette gespielten Klezmer-Melodien begleitete, gewann eine eher abstrakte historische Debatte greifbare Konturen. Stefan Mächler schreibt dazu:

Das angebliche KZ-Opfer war der plötzlich aus der Verdrängung aufgetauchte Schuldvorwurf in Person. Die Einfühlung erlaubte dem Publikum zudem, sich auf die moralisch attraktivere Seite der Opfer zu schlagen.

Erwartet waren Opfergeschichten, und eben wenn solche Geschichten dem Erwartungsraster entsprechen, entgehen sie kritischer Überprüfung. Das Opfer, und zwar keineswegs nur das Opfer des nationalsozialistischen Genozids an den Juden, hat sich in jüngerer Zeit, ausgehend von den Vereinigten Staaten, zu einer Identifikations-, ja auch Kultfigur sondergleichen entwickelt. «Everybody is a victim», lautete die Parole – bis hin zur verheirateten Hausfrau, die sich als «Opfer häuslicher Einsperrung» phantasieren durfte. Als Opfer par excellence wurde in den neunziger Jahren das wehrlose Kind ausgemacht. Opfer häuslicher Gewalt, Opfer sexuellen Missbrauchs durch Eltern, Verwandte, Lehrer, Priester, Opfer des Gezerres zwischen geschiedenen Eltern. In ihrem informativen, auch andere Beispiele von Erinnerungsmisbrauch erwähnenden klugen Beitrag schreibt die Potsdamer Literaturwissenschaftlerin und Psychologin Elke Liebs in Bezug auf Wilkomirski:

Er bietet für die Leserschaft mit seinem Text eine geradezu ideale Steigerung: das Kind als Opfer, als Überlebender, als artikulierter Zeitzeuge, als Erinnerungs-»Arbeiter« mit Hilfe eines beziehungsweise zweier Psychotherapeuten, als Traumatisierter. ... Auch ohne dass es explizit erklärt wurde, leben wir – wie vor hundert Jahren (damals freilich erklärtermassen) im Jahrhundert des Kindes. Fast alle brisanten aktuellen Diskurse kreisen um das Kind: Abtreibungsdebatte, Klonen, Embryonen-Forschung, Kinder-Pornographie, Kindesmissbrauch, Internet-Praxis in Schulen, das Kind als Konsument etc.

So wie der Fall Wilkomirski in den besten Beiträgen dieses nützlichen Sammelbandes durchleuchtet wird, ergibt sich ein erschreckendes Lehrstück, das weit mehr erhellt als nur das verzwickte Schicksal eines unglücklich adoptierten Schweizerbuben. Es sagt etwas über die verborgene Pathologie unserer Gesellschaften aus, deren geistiges Immunsys-

tem versagt, sobald zuvor bereits angeheizte Erwartungen befriedigt und die davon aktivierte Deutungsmuster massenmedial bedient werden.

Eine durch und durch vor-aufklärerische Bereitschaft zu Leichtgläubigkeit und Aberglauben überlebt offenbar inmitten der sogenannten Informationsgesellschaft und wartet auf Abruf. Dies lehrt der seines puren Skandalcharakters entkleidete Fall Wilkomirski. Viel zu kurz dagegen greift die von Daniel Ganzfried, dem Wilkomirski-Entlarver, von dem New Yorker Politologen Norman Finkelstein bezogene These, dass Wilkomirski als blosses Produkt der «Holocaust-Industrie» zu betrachten sei. Dass eine solche Industrie existiert und ihre Verheerungen anrichtet, ist schwer zu bestreiten: die Inflation wissenschaftlich wertloser, doch reichlich alimentierter sogenannter «Holocaust Studies», auf deren Lese-listen natürlich auch Wilkomirski stand, spricht Bände. Nur käme es einer allzu bequemen Entlastung unserer europäischen Gesellschaften gleich, für deren geistige Immunschwächen verschwörungstheoretisch industriell gesteuerte US-amerikanische Kampagnen verantwortlich zu machen.

Lothar Baier besprach: Das Wilkomirski-Syndrom, herausgegeben von Irene Diekmann und Julius Schoeps. Das Buch ist im Pendo-Verlag erschienen, hat 366 Seiten und kostet 16.90 Euro.

Zu einem anderen Aspekt des Themas Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus ist im Schmetterling Verlag ein Buch erschienen, auf das ich Sie gerne noch aufmerksam machen möchte. Es heisst Assimilation, Verfolgung und Exil und schildert die Erfahrungen und Erlebnisse jüdischer Schüler am Kaiser-Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt am Main in Texten und 170 Bildern. Herausgeberin des sorgfältig zusammengetragenen und sehr informativen Bandes ist Petra Bonavita. Das Buch kostet 15 Euro und hat 209 Seiten.

Die Rhetorik des Traumas Wie die Betroffenheit im Fall Wilkomirski blind macht Von Marius Neukom Seit dem Nachweis eines lückenlos dokumentierten und bezeugten Schweizer Lebenslaufes ist es still geworden um Benjamin Wilkomirski, den Verfasser der angeblichen Holocaust-Kindheitserinnerungen «Bruchstücke». Doch werfen der Erfolg des Buches und die Rolle der Kritik Fragen auf, die über die Klärung des Falles hinausgehen. Im Jahr 1995 publizierte Benjamin Wilkomirski sein Buch «Bruchstücke. Aus einer Kindheit. 1939–1948». Es sind Memoiren eines Fünfzigjährigen, der als jüdisches Kind die Konzentrationslager Majdanek und Auschwitz überlebt hat. Das Buch avancierte in kürzester Zeit zu einem internationalen Klassiker der Holocaust-Literatur. Experten attestierten ihm nicht nur höchste Autorität als Zeugnis, sondern sprachen dem Werk auch ausserordentlichen literarischen Rang zu. Benjamin Wilkomirski stand nicht nur als Opfer und Zeuge im Licht der Öffentlichkeit, sondern auch als Experte und Schriftsteller. Drei Jahre später, im Herbst des vergangenen Jahres, recherchierte der

Journalist Daniel Ganzfried den Lebenslauf von Wilkomirski («Weltwoche» vom 27.8.98). Er entdeckte, dass Wilkomirski als Bruno Grosjean 1941 unehelich in Biel geboren wurde, zunächst in einer Kinderheim in Adelboden lebte und 1945 vom Zürcher Ehepaar Doesseker in Pflege genommen wurde. 1957 wurde er von diesen adoptiert (NZZ, 17.2.99). Wilkomirski alias Doesseker alias Grosjean besitzt somit einen lückenlosen, amtlich dokumentierten schweizerischen Lebenslauf. Sein Buch ist offenbar nicht Autobiographie, sondern Fiktion – ein Fabrikat. Seit Ganzfrieds Entdeckung gibt es den sogenannten «Fall Wilkomirski». Es handelt sich um eine erbitterte, mit vielen Anklagen und Richtersprüchen durchsetzte Debatte über das Buch «Bruchstücke» und die Person Wilkomirski. Es ist ein Diskurs, der sich vor allem um die Begriffe Verantwortung, Schuld, Wahrheit und Moral dreht. Der Vorfall hat allerdings auch Fragen aufgeworfen, die den Betrieb und das Funktionieren der Kultur- bzw. Geisteswissenschaft betreffen. Selbstreflexion kam aber nur am Rand der Diskussion zustande. Dieser Befund bezeugt eine erschreckende Blindheit gegenüber den eigenen Anteilen am Fall Wilkomirski. Das vielleicht merkwürdigste Phänomen am Fall Wilkomirski ist die Tatsache, dass nach Ganzfrieds Enthüllungen plötzlich Stimmen laut wurden, die den Text mit guten Gründen in seiner historischen Glaubwürdigkeit und in seiner literarischen Qualität in Zweifel zogen. Es mag verständlich sein, dass es Jahre gedauert hat, bis die Fälschung dieser vermeintlichen Autobiographie aufgedeckt wurde. Wegen einiger historischer Ungereimtheiten sogleich die Zeugenschaft des Autors in Zweifel zu ziehen, wäre pietätlos gewesen. Weniger plausibel aber ist die Tatsache, dass im Rahmen der autobiographischen Lesart die literarischen Mängel des Buches nicht gesehen oder ausgesprochen wurden. Worauf gründeten die Urteile hinsichtlich der Authentizität und Literarität dieses Buches? Der Holocaust-Forscher Wolfgang Benz zum Beispiel lobt Wilkomirskis Text – noch in Unkenntnis von Ganzfrieds Recherche – folgendermassen: «Es gibt autobiographische Darstellungen des Überlebens von Kindern und Jugendlichen aus dem Holocaust, bei deren Lektüre der Atem stockt, die den Blick in den Abgrund freigeben, die nicht nur durch ihre Authentizität, sondern auch durch ihren literarischen Rang beeindruckend» («Die Zeit», 3.9.98). Die Verknüpfung der Substantive in diesem Zitat lässt aufforchen. Hier werden inkommensurable Grössen vermischt. Die Betroffenheit ist durch den Text, und zwar durch textinterne Faktoren bedingt. Die Authentizität dagegen misst sich an textexternen Kriterien. Offensichtlich verleitet die emotionale Betroffenheit dazu, unreflektiert, ja fast kurzschlussartig «Authentizität» zu supponieren. Das Lob für Wilkomirskis Buch muss als Abwehr gedeutet werden (so auch Jörg Lau in der «Zeit», 17.9.98): Das persönliche Betroffensein wird abgewehrt, indem seine Realität nach aussen verlegt wird. Es wird in harte, unverrückbare historische Fakten verpackt und damit von seinem unmittelbar bedrohlichen Charakter befreit. Damit wird eine Reflexion umgangen, die die eigene Betroffenheit mit einschliessen müsste. In der Situation des Betroffenseins würden sich zwei Fragen aufdrängen. Erstens: Warum bin ich betroffen? Zweitens: Wie bringt es der Text fertig, mich zu berühren? Das sind Fragen, die ausschliesslich den Rezeptionsprozess, also das Geschehen zwischen dem Text und dem Leser, betreffen. Wenn mich ein Text betroffen macht, dann ist zwischen ihm und mir eine Szene entstanden. Ein Beziehungsgeschehen ist in Gang gekommen. Die Betroffenheit ist kein Bestandteil des Textes, sondern sie ist in mir entstanden. Allerdings müssen ihre Äquivalente als Kommunikationsmuster, das heisst als spezifische Rollenzuweisungen, Strategien des Textes, offene oder verdeckte Motive usw., im Text lokalisierbar sein.

VERZERRUNGEN

Mit der Feststellung, dass irrationale, psychologische Faktoren am Werk sind, ist freilich nicht das letzte Wort gesprochen. Es stellt sich die Frage nach den Bedingungen der Urteilsbildung angesichts emotional involvierender Themen. Ganz besonders bei der Rezeption von Darstellungen des Holocaust ist es kaum möglich, sich der emotionalen Betroffenheit zu entziehen. Reflektiert man diese Wirkung nicht, beeinflusst und verzerrt sie die Urteilsbildung auf unbewusster Ebene. Man kann nicht urteilen, ohne zu rezipieren. Wilkomirskis Erinnerungsbuch legt die Mechanismen der Verzerrung in fast isolierter Art und Weise offen. Die zwei verschiedenen Lesarten – autobiographisch versus fiktional – haben völlig

entgegengesetzte Beurteilungen der literarischen Qualität des Textes nach sich gezogen. Die literarische Qualität ist aber grundsätzlich unabhängig von diesen beiden Kriterien: Es ist die emotionale Ladung der Thematik, die diese Einschätzungen modulierte. Die Autobiographie bewirkte ein Entsetzen und eine Anteilnahme, das Fabrikat Entrüstung und Verurteilung. Das Buch thematisiert den Holocaust nicht als Faktum im Dienst einer historischen Klärung, sondern benutzt ihn ausschliesslich als Metapher. Seine Rezeption demonstriert die hervorragende Eignung dieser Metapher zur Evokation von Schuldgefühlen, Mitleid und Identifikation – und zur Verführung, bedingungslos zu glauben und sich blenden zu lassen. Der als Autobiographie deklarierte Text verweist auf ein reales Geschehen und ist diesem verpflichtet. Wenn uns Wilkomirskis Buch betroffen macht, dann ist der Erzähler Benjamin Wilkomirski der Urheber dieser Betroffenheit. Die Lektüre seines Buchs ist alles andere als ein harmloses Spiel. Als Leserinnen und Leser geraten wir nicht nur in die Abhängigkeit einer realen Person, sondern wir nehmen im gleichen Moment auch zu dem realen Geschehen Stellung, auf das sie sich bezieht. Wenn wir Wilkomirski Glauben schenken und es zulassen, dass er sich unserer Gefühle bemächtigt, dann dürfen wir den Nachweis seiner Legitimation verlangen. Als Überlebender eines Konzentrationslagers hat er diese Legitimation aus ethischen Gründen offenbar fraglos. Entpuppt er sich als Fälscher dieser Identität, dann sehen wir uns allerdings doppelt hintergangen: Mit einem schrecklichen, Entsetzen erregenden Motiv wurden unsere Gefühle manipuliert! Die Situation ist von verletzendem Zynismus. Wir sind immer noch zutiefst betroffen – doch jetzt nicht mehr ausgeliefert, sondern enttäuscht. Die literarische Entwertung des Buches aber, als Antwort auf diese Verletzung unserer Gefühle, ist wiederum nichts als eine Abwehrreaktion. Die Frage nach den Gründen, welche die Kritik und das Fragen nach dem Beleg der Zeugenschaft so gründlich unterbunden haben, ist im Fall Wilkomirski brisant: Die Antwort muss im Buch selbst zu finden sein. Tatsächlich operiert der Text durchgängig mit einem Ausgrenzungsmuster, das eine scharfe Grenze zwischen der Personalunion von Autor, Erzähler und Hauptfigur und den Mitmenschen, zu denen auch die Leser gehören, zieht. Das Buch beginnt mit den Sätzen: «Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. [. . .] Irgendwann in dieser Zeit hat es mir ohnehin die Sprache verschlagen, und es dauerte lange, bis ich sie wiederfand.» Und an seinem Ende, im Nachwort, heisst es: «Ich bin aufgewachsen und gross geworden in einer Zeit und in einer Gesellschaft, die nicht zuhören wollte oder konnte. [. . .] Ich wollte meine Sicherheit wieder, und ich wollte nicht mehr schweigen. So begann ich [als Fünfzigjähriger] zu schreiben.» Das traumatisierte Ich ist Opfer, während alles ausserhalb seiner selbst zur Täterschaft gehört. Dieses unumkehrbare Opfer-Täter-Schema ist der zentrale Kommunikationskanal. Es wird an einer Reihe höchst emotionsgeladener Motive wie das des Holocaust, der verlorenen Kindheit, des Waisenkindes, der weggenommenen Identität und der verlorenen Sprache durchgespielt. Hinzu kommen das Vorzeigen einer geradezu ungeheuren Schädigung, die Unschuldsperspektive des verständnislos beobachtenden Kindes und eine ausgesprochen drastische und explizite Sprache. Die für den Leser vorgesehene Rolle ist die des Täters. Sie lässt im Grunde nur zwei Reaktionen offen: Entweder er fühlt sich als Täter schuldig, oder er stellt sich auf die Seite des Opfers und identifiziert sich mit ihm. Ein naheliegender Ausweg aus der Schuldzuweisung oder einer anderweitig beängstigenden Identifikation scheint darin zu bestehen, das Buch über alles zu loben und auf dessen Authentizität zu verweisen. Diese Abwehr ist jedenfalls ökonomisch. Alles Beunruhigende ist aussen positioniert. Das Reflektieren, Nachfragen und Zweifeln ist für den psychischen Haushalt die zweifellos riskanteste Reaktion. Offenbar gibt es in diesem Buch aber auch keinen Raum zwischen der Opfer- und der Täterrolle, in dem eine Reflexion stattfinden könnte. Insofern ist es brillant arrangiert: Seine Sprache, die Motive, Rollenzuweisungen und Erzählstrategien – zu denen auch das Kleid der Autobiographie gehört – lösten eine so tiefe Betroffenheit aus, dass über lange Zeit jede kritische Reflexion ausgeschaltet war.

REFLEXION STATT ENTRÜSTUNG

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass Wilkomirskis «Bruchstücke» ein Machwerk sind und diese Korrektur auf allen Ebenen derart viele Meinungsumschwünge und entrüstete Reaktionen hervor-

gerufen hat, liegt die Irrationalität der Urteilsbildung in der Kulturwissenschaft offen zutage. Betroffen sind in erster Linie die Literatur- und die Geschichtswissenschaft. Aber auch auf die gegenwärtige Hochkonjunktur der psychotherapeutischen Traumaforschung wird ein bestimmtes Licht geworfen. Wie wird ein Trauma in Sprache gefasst? Welches sind die Strategien des sprachlichen Ausdrucks von Traumata? Das Wissen, dass sich Mitteilungen traumatischer Erlebnisse – wie überhaupt alle Erzählungen – auf der Textebene mehr oder minder subtiler Mittel bedienen, um eine emotionale Resonanz, eine Betroffenheit, zumindest eine Sympathie beim Gegenüber zu erzielen, ist an sich nicht neu. Eine systematische Erforschung und Verbreitung dieser Erkenntnisse hat bis anhin aber nicht stattgefunden, obwohl gerade der Fall Wilkomirski auf ihre bittere Notwendigkeit hinweist. Denn genau diese Strategien steuern unbewusst nicht nur die Aufmerksamkeits-Zuwendung des Lesers, sondern verstricken ihn gleichzeitig in ein Beziehungsgeschehen, das seine Urteilsfähigkeit unter Umständen empfindlich einschränkt. Solange die Emotionalität der Teilnahme nicht reflektiert ist, verstellt und verzerrt sie den Blick auf das betroffenen machende Objekt. Es gibt beispielsweise einen unbewussten Zwang, einem Opfer zu glauben, sobald es einen Schaden vorweist. Dieser zwischenmenschliche Prozess ist ein wichtiges soziales Regulativ: Er sichert die Wiederaufnahme des aus der Gemeinschaft gestossenen Opfers. Wir sollten uns allerdings bewusst sein, dass er auch für manipulative Zwecke benutzt werden kann. «Betroffenheitstexte» verweisen auf eine Entsetzen erregende faktische oder mögliche, zumindest denkbare Realität. Insofern können sie gar nicht lügen oder «falsch» sein. Auch die Betroffenheit befindet sich nicht im Text, sondern ist eine Reaktion der Leser. Sie kommt durch die rhetorische Form der Vermittlung der Realität zustande. Natürlich finden Teilnahme und Mitleid ihren Nährboden zualererst in der Psyche des Rezipienten selbst. Ihre Reflexion steht in der Verantwortung jedes einzelnen Betroffenen. Gleichzeitig sind dies aber auch Reaktionen auf bestimmte, im Text lokalisierbare Strategien und Rollenzuweisungen. Statt das kopflose Entsetzen lediglich in kopflose Entrüstung umzubiegen, wäre es daher für ebendiese «Kulturwissenschaft» eine sinnvolle Aufgabe, die Rhetorik des Traumas zur Kenntnis zu nehmen und die Mechanismen der Rezeption und Urteilsbildung selbstkritisch zu erforschen und aufzudecken.

Die erfundene Hölle

Der niederländische Schriftsteller Leon de Winter über die offenbar fiktiven KZ-Kindheitserinnerungen des Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker

Von Leon de Winter

28.09.1998

De Winter, 44, ist Schriftsteller und Filmemacher. Er lebt in Bloemendaal; zuletzt erschien von ihm der Roman «Der Himmel von Hollywood». – «Bruchstücke», Benjamin Wilkomirskis angebliche Erinnerungen an eine Kindheit im KZ, wurden 1995 von der Kritik überschwänglich gelobt. Ein Bericht der Schweizer «Weltwoche» entlarvte «Bruchstücke» nun als Fiktion des Schweizer Autors Bruno Doessekker, 57.

Artikel als PDF

Die erfundene Hölle

Mein Schwiegervater, der Schriftsteller und Soziologe Gerhard L. Durlacher, hatte als Kind Birkenau überlebt, und die letzten Jahre seines Lebens widmete er einer minutiösen Untersuchung seiner Erinnerungen in Relation zur historischen Wirklichkeit. Was ihm im Kopf herumging, deckte sich nämlich nicht immer mit den tatsächlichen Sachverhalten, und er wollte alles daransetzen, in Erfahrung zu bringen, wie und warum sein Erinnerungsapparat derlei Verzerrungen produziert hatte. Um der damaligen Realität möglichst nahe zu kommen, ging Durlacher auf die Suche nach Überlebenden, die als Kind mit ihm zusammen im KZ gewesen waren, und es gelang ihm, etliche von ihnen ausfindig zu machen. Er schrieb darüber eines seiner beeindruckendsten Bücher, «Die Suche».

Für Durlacher, der in den Niederlanden keinen geringeren Stellenwert hat als Primo Levi in Italien, war die Fiktionalisierung des Holocaust unerträglich. Denn jede Form von Fiktion, so brillant sie auch sein mochte, war für ihn eine geradezu lachhafte Simplifizierung der Wirklichkeit.

Benjamin Wilkomirski gibt es nicht, obwohl er ein Buch geschrieben hat. Im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp erschien 1995 «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939 – 1948». Das Buch war da, der Name Wilkomirski stand auf dem Cover, die beschriebenen Vorfälle, Erinnerungsfetzen Wilkomirskis, hatten also Realitätswert. Doch Daniel Ganzfried, ein junger Schweizer Jude, witterte Unrat. Seine Nachforschungen führten in der «Weltwoche» zu der Schlussfolgerung, dass sich hinter Wilkomirski ein gewisser Bruno Grosjean verbirgt.

Bruno wurde am 12. Februar 1941 im schweizerischen Biel als Sohn einer ledigen Mutter geboren und kam über ein Kinderheim zu Pflegeeltern, dem gutsituierten, kinderlosen Ehepaar Doessekker in Zürich. Bruno Doessekker hat also das von Wilkomirski beschriebene Elend niemals durchleiden müssen. Das Leben im Kinderheim von Adelboden war zwar gewiss kein Zuckerschlecken, aber mit Majdanek oder Auschwitz dürfte es wohl kaum zu vergleichen sein.

Wilkomirskis Buch bekam hervorragende Kritiken. Es ist interessant, sie jetzt, einige Jahre danach und im Bewusstsein dessen, was Ganzfried aufgedeckt hat, noch einmal zu lesen. Im britischen «Guardian» wurde dieses Buch «eines der grossen Werke über den Holocaust» genannt, und die «New York Times» sprach von «einer poetischen Vision mit dem Zauber kindlicher Unschuld». Auch im deutschen Sprachraum war der Tenor nicht anders.

Was verraten uns diese Reaktionen? Zuallererst einmal, dass sich autobiographische Bücher über den Holocaust literarischen Kriterien entziehen. Denn Wilkomirskis Buch ist kein grosses Werk. Auf den 135 Seiten der Taschenbuchausgabe wird in erster Linie das Leben des kleinen Benjamin in der Nachkriegszeit beschrieben, und die erinnerten Bilder vom KZ – in puncto Seitenzahl von weitaus geringerem Umfang – fungieren als

Schockeffekte à la Stephen King. Wenn dieses Büchlein ein Roman gewesen wäre, hätte Suhrkamp es vermutlich niemals herausgebracht.

«Bruchstücke» scheint nur deswegen gedruckt worden zu sein, weil es zum damaligen Zeitpunkt noch eine autobiographische Holocaust-Erzählung war – und da gelten andere Kriterien. Bei der Beurteilung dieser Art von Büchlein steht dem Leser in der Regel die historische Realität im Wege, sie macht eine kritische Einschätzung von deren tatsächlichen Qualitäten unmöglich. Solange wir glauben, dass Wilkomirskis Gestotter authentisches Schmerzensgeschrei aus der Hölle ist, erweisen wir ihm beschämt die Reverenz. Und dann haben wir die Bescherung, wenn sich diese historische Realität plötzlich in Lügendunst auflöst – anders als etwa in dem als Roman erkennbaren Buch «Jakob der Lügner» (1969) von Jurek Becker.

Wilkomirski war ein Mann, der den unerbittlichen Gesetzen der Hölle getrotzt und überlebt hat, so gering die Chancen auch waren, und der sich eine Existenz als Musiker und Familienvater aufgebaut hat – davon gingen wir bisher zumindest aus. Nun aber ist erwiesen, dass Wilkomirski Erfindung ist und demzufolge auch seine Beschreibung der Hölle. Damit rührt er an die Unantastbarkeit der Hölle, und wir Leser werden zu seinen Handlangern bei einem Prozess der Normalisierung und – letztlich – Banalisierung des Holocaust.

Was haben die bewundernden Kritiker mit diesem Büchlein gemacht? Sie haben in ihren Rezensionen ihren eigenen Umgang mit dem Holocaust beschrieben: Je grösser die Anerkennung, die der Kritiker äussern kann, desto nachdrücklicher kann er kundtun, dass er auf der richtigen Seite steht – was vielen ein wesentliches Bedürfnis ist. Der Überlebende hat überlebt und geschrieben, und ungeachtet der Qualität des Buches wird er gepriesen, weniger wegen seiner literarischen Leistung als der Tatsache wegen, dass er lebt, dass er aus der Hölle zurückgekehrt ist.

Wir wissen inzwischen, dass es kein Muster dafür gab, wer überlebte und wer starb. Zufall hiess das entscheidende Phänomen, wie Durlacher erforscht und beschrieben hat. Die Zufälligkeit des Überlebens macht den Holocaust noch sinnloser, als er es ohnehin bereits war. Viele Überlebende quält diese Vorstellung, denn sie vereitelt eine normale Einstellung zum Leben: Wer kann schon mit dem Gedanken leben, dass er sein Noch-Vorhandensein im Grunde nur einem kleinen Schönheitsfehler in einer ansonsten perfekten Tötungsmaschinerie verdankt? Zufall. Wilkomirski hat «Massel» gehabt, und als «Masselmann» wird er zum Gefeierten. Doessekker verschmilzt mit Wilkomirski, und Wilkomirski wird zu internationalen Kongressen eingeladen, hält Reden und spielt die Rolle, die wir von Überlebenden erwarten: Die Hölle hat ihn geläutert, denn die Hölle ist eine Schule für Heilige und Weise. So machen wir aus einem sinnlosen Holocaust doch noch etwas Sinnvolles. Weise, geläuterte Juden hat er uns beschert.

Doessekker erscheint die Rolle des weisen Mannes erstrebenswert, er erfindet Wilkomirski und wird zum Orakel. «Wenn die Leute diese Erinnerungen nicht anerkennen, ist es, als versuchten sie einen noch mal umzubringen», sagte er im «Guardian», und es klang wie eine generelle Warnung vor Revisionisten und Negationisten. Wir wissen jetzt, dass diese Worte auch etwas anderes bedeuten. Sie zeugen von Doessekkers Angst,

Wilkomirski zu verlieren, seine Erfindung, dank derer ihm soviel Aufmerksamkeit zuteil wurde.

Gerhard Durlacher, 1928 in Baden-Baden geboren, hat einen Grossteil seines Nachkriegslebens schwer unter seinen Erfahrungen gelitten. Seine Familie blieb nicht von seinen Wutausbrüchen und Stimmungsschwankungen verschont; erst als er als Wissenschaftler die literarische Form fand, mit der er sein Gedächtnis in den Griff bekommen konnte, entstand die prekäre Ruhe, die, wie er hoffte, ihn vielleicht irgendwann einmal auf den Pfad zur Fiktion führen konnte. Ehe es jedoch soweit kommen konnte, ist er 1996 einem Herzinfarkt erlegen, einer Spätfolge jenes Herzleidens, das er sich in Auschwitz-Birkenau zugezogen hatte.

Doessekker hat die Person Wilkomirski aus eigenem Antrieb erfunden, um sein Bedürfnis nach einer Heldenrolle zu befriedigen. Denn so sehen wir den Überlebenden: als Helden. Die erschütternden, den meisten von uns unbekanntem Qualen, die Menschen wie Durlacher Tag für Tag auszustehen hatten und haben, werden von Doessekker zu reiner Pose herabgemindert.

Authentische Erinnerungen an die Hölle sind also offenkundig nicht unantastbar; sie können nachgeäfft werden. Was genau Doessekkers Beweggründe dafür waren, Wilkomirski zu erfinden, ist uninteressant. Doessekker ist ein ärgerlicher Patient, der ein ärgerliches Buch geschrieben hat. Doch er bringt damit die komplexen Mechanismen ans Licht, von denen unser Umgang mit dem Holocaust immer noch gesteuert wird.

Wilkomirski hat uns die Geschichte eines Triumphs erzählt: Man hatte ihm etwas Wesentliches genommen, einen Namen, eine Stimme, eine Sprache, und die hatte er zurückerobert. Die schwarzen Zahlen von Abermillionen Toten verschwinden im Licht dieses Epos, das, gerade weil es sich nun als fiktiv erweist, die paradoxe Rolle solcher «documents humains» entlarvt. Bei Wilkomirski sind die Fakten zum Schweigen gebracht worden, und es sind die Gefühle, die sprechen. Die Lektüre von Wilkomirskis Erinnerungen vermittelt uns ein Bild von der Hölle, was angesichts der Tatsache, dass man die Hölle nicht abbilden kann – das wusste Durlacher besser als jeder andere –, nichts anderes ist als Illusion. Die spezielle Form von Einsamkeit, die der Holocaust-Überlebende kennt, liegt ja gerade in der Isoliertheit der Bilder, die nur er allein sieht. Die Hölle ist die Einsamkeit der Erinnerung.

Auf Seite 36 von «Bruchstücke» wird Benjamin von Soldaten abgeführt. Das kann im Buch nur im Sommer oder spätestens im Frühherbst 1941 stattfinden, denn die Zeit, die hier beschrieben wird, ist die kurz nach dem Einmarsch der Deutschen in die Sowjetunion. Das Kind wird nach Majdanek gebracht. Jedem, der daran interessiert ist, liefert das Museum von Lublin über Internet genaue Informationen über Majdanek, das KZ, das am Rande von Lublin lag.

1941 war Majdanek ein Lager für russische Kriegsgefangene, und erst um den Jahreswechsel 1941/42 herum wurde Majdanek zum Vernichtungslager, anfänglich für die Juden aus Lublin, später für Juden aus allen Teilen Europas. Es ist ausgeschlossen, dass Benjamin im Sommer 1941 nach Majdanek deportiert wurde. Derlei Fehler waren in Durlachers Welt unverzeihlich, denn sie untergraben das Einzige, was den Holocaust für den Aussenstehenden nachvollziehbar macht: die Tatsachen.

Den Nazis ist es gelungen, die natürliche Entwicklung und mögliche Assimilierung des europäischen Judentums zunichte zu machen. Auf den Trümmern des Judentums gedeiht keine Religion, sondern der Ritus der Erinnerung an den Holocaust, bei dem die Überlebenden, ob sie wollen oder nicht, die Priesterrolle spielen. Bei diesem verhängnisvollen Spiel, das nicht zu verhindern oder von den vielen Unklarheiten und Ungenauigkeiten zu befreien ist, bieten sich Phantasten wie Doessekker an, die gern mit von der Partie sein wollen. Denn auch das gehört zu dem furchtbaren Paradox: Der Überlebende ist der Held des Tages.

Dieser Krieg ist noch lange nicht vorbei. Es ist immer noch zum Heulen.



05.11.2020 – Hanspeter Stalder

Seine Lebenslegende erfinden

Der Schweizer Rolando Colla hat uns mit seinem Film «W. – Was von der Lüge bleibt» einen brillanten Recherchierfilm geschenkt, der in viele Richtungen zum Denken anregt: Wie glaubwürdig sind Informationen? Was bedeutet Wahrheit? Gibt es verschiedene Wahrheiten?

Das Buch «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939 – 1948» schlug international hohe Wellen – sowohl als es erschien, wie auch als sich herausstellte, dass die angebliche Autobiografie erfunden war. Der Berufsmusiker Bruno Wilkomirski beschrieb in seinem 1995 erschienenen Werk seine früheste Kindheit in einem Konzentrationslager. Er erhielt dafür Preise, war als Zeitzeuge und Experte gefragt. Nachdem vier Jahre später bekannt wurde, dass es sich bei «Bruchstücke» um Fiction, um eine Art Lebenslegende handelt, Bruno die ganze Kindheit in der Schweiz verbracht hatte, beharrte er zunächst auf der Richtigkeit seiner Erinnerungen. Dann zog er sich zurück und äusserte sich nicht mehr öffentlich – bis Rolando Colla diesen Film realisierte.

Dem 1957 in Schaffhausen geborenen Filmemacher ist es gelungen, mit Geduld, Unvoreingenommenheit und Empathie das Vertrauen Bruno Wilkomirskis zu gewinnen, der in «W. – Was von der Lüge bleibt» erstmals einräumt, das Buch «Bruchstücke» sei keine Autobiografie. Der Film geht nun den Fragen nach, welches Umfeld und welcher persönliche Hintergrund dazu führten, dass Wilkomirski dieses Buch so geschrieben hat und bis zu welchem Grad etwas

universell Menschliches in dieser Täuschung liegt. Entstanden ist eine emotional starke, kluge und inspirierende Dokumentarfilm-Perle mit Illustrationen des Comiczeichners Thomas Ott.



Bruno in seiner frühesten Jugend: in Maidanek oder in der Schweiz?

Ein Zugang zum Protagonisten und zum Film

Indem ich Interview-Antworten von Rolando Colla folge, versuche ich, mich dem faszinierenden und geheimnisvollen Film zu nähern und bitte Sie, mir auf diesem Weg zu folgen:

Was waren für Sie die Beweggründe, den Fall Bruno Wilkomirski filmisch aufzurollen?

In der Nacht nach der Premiere meines letzten Dokumentarfilmes (wohl «Sette giorni» 2016, HS) erschien mir Bruno Wilkomirski im Traum: Er kam in einem orangenen Licht vor schwarzem Hintergrund auf mich zu. Am anderen Morgen wusste ich, dass er meine nächste Herausforderung ist, sofern es mir gelingen würde, ihn für das Filmprojekt zu gewinnen und sich das Unterfangen finanzieren liesse. Was er mit seinem Buch gemacht hatte, war im Grunde für niemand so richtig nachvollziehbar, auch wenn es viele Erklärungen zum Fall gab. Ich wollte den Menschen verstehen, an seine Geschichte und seine Persönlichkeit herankommen. Und es reizte mich, zu erfahren, wo er nach all den Jahren stand, was zurückblieb nach dem Skandal, ausserhalb des Rampenlichts.

Wie waren Ihre Begegnungen mit Bruno Wilkomirski?

Am Anfang war Bruno eher misstrauisch und distanziert, als ich ihn besuchte. Aber ich liess mir Zeit, erzählte auch von mir selbst und brachte die Kamera erst nach einem halben Jahr mit. Er muss gespürt haben, dass ich ihm nicht feindlich gestimmt war. Umgekehrt blieb ich immer eher neutral in meiner Haltung, neugierig, aber nicht wertend. Als ich ihm nach einer Weile vorschlug, mit einem kleinen Team vorbeizukommen, wollte er das nicht. Nur im

persönlichen, fast intimen Rahmen zwischen ihm und mir waren die Dreharbeiten möglich. Nach sieben Jahren hatte ich das Material beisammen.



Daniel Ganzfried: auf der Suche nach der Faktizität der Wahrheit

Es geht Ihnen in Ihrem Dokumentarfilm nicht um die Frage nach der Schuld oder um eine Verurteilung Bruno Wilkomirskis, sondern darum, wie die unerhörte Täuschung zustande kommen und solange aufrechterhalten werden konnte. Auffällig ist, dass Sie es vermeiden, Bruno Wilkomirski als blossen Täter darzustellen.

Der Fall ist tatsächlich ziemlich komplex, Bruno ist als Mensch sehr facettenreich, es wäre uninteressant, ihn bloss als Opfer oder als Täter darzustellen. Er ist für mich, wie wir alle, ein Mensch mit einer Lebensgeschichte, mit Sehnsüchten und inneren Zwängen: Diese Schiene hat mich interessiert. Welches Umfeld und welcher persönliche Background haben das Buch als etwas hervorgebracht, das es nicht war, für das es aber jahrelang gehalten wurde, nämlich die Autobiografie des jüngsten KZ-Überlebenden? Wie lässt sich das im Nachhinein verstehen? Was sagt Wilkomirski dazu, ohne Druck und aus der zeitlichen Distanz? Bis zu welchem Grad steckt etwas universell Menschliches in dieser Täuschung? Das waren einige der Fragen, denen ich nachgehen wollte.» Die Suche nach der Faktizität ist im Film – und wohl in jedem Leben ein Weg, der Vielschichtigkeit des Lebens näher zu kommen.

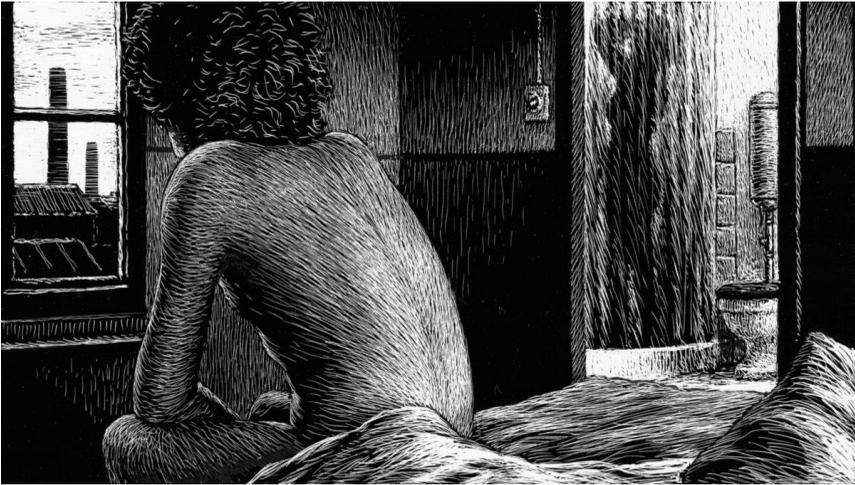


Karola Fliegner: auf der Wahrheitssuche mit Empathie und Intuition

Im Film gibt es mehrere Szenen in einem Bad, in dem Bruno manchmal oberhalb, manchmal unterhalb der Wasseroberfläche gezeigt wird. Diese Auffälligkeit liess mich sogleich eine Deutung vermuten. Doch welche?

Das Bad befindet sich in Abano Terme bei Padova in Norditalien. Dies wird am Ende eingeblendet, wenn der Protagonist zum Hotel fährt und die GPS-Stimme sagt: «Sie sind an Ihrem Zielpunkt angelangt.» Am Anfang habe ich es bewusst nicht eingeblendet, weil der Ort für mich eine Metapher ist für Diverses: für das Leben (Wasser) und die Sehnsucht danach, für dieses Oben und Unten, die Gegensätze, die durch den ganzen Film gehen. Unten sehen wir den Kopf des Protagonisten nicht, oben sehen wir ihn zunächst im Dampf, in der Nacht, von hinten, als einen Körperteil also, den wir visuell nicht klar erfassen können und in den wir im Laufe des Films immer stärker hineinkommen.

Diesen Aufnahmen nachsinnieren, hilft vielleicht für weiterführende persönliche Interpretationen dieses verschlüsselten Filmes.



Bruno und Eva hatten sich einst geliebt

Die düster-faszinierenden Illustrationen des Schweizer Comiczeichners Thomas Ott verbildlichen die visuellen Leerstellen, die fiktiven Erinnerungen Bruno Wilkomirskis. Was war Ihre Überlegung dahinter und wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit Thomas Ott?

Ich glaube nicht, dass die Erinnerungen von Wilkomirski rein fiktiv sind. Die Einbettung in die Shoah ist fiktiv und in gewissem Sinne anmassend, aber das damit verbundene Körpergefühl von Angst und Orientierungslosigkeit halte ich für real. Die hat Bruno als kleines Kind in der Schweiz mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit erlebt. In der Umsetzung von Thomas Ott kommt das Bedrohliche zum Ausdruck. Die Zusammenarbeit mit Thomas Ott war sehr inspirierend. Sie verlief parallel zu den Dreharbeiten und hat sich über mehrere Jahre erstreckt. Interessanterweise hat gegen Ende eine der Illustrationen von Thomas, die ich Bruno gezeigt habe, insofern eine Wende ausgelöst, dass Bruno über das dargestellte Kind reden konnte, ohne sich bedrängt zu fühlen. Er sprach indirekt über sich selbst, indem er über das Kind sprach, das auf dem Bild war und eine Erinnerung von ihm darstellte. So konnte er Dinge benennen, die er bisher nie benannt hatte. Ich denke, für die Zuschauer sind die animierten Illustrationen eine visuell-emotionale Bereicherung, für Wilkomirski waren sie eine Art Katalysator für die vor der Kamera ausgetragene Auseinandersetzung mit sich selbst.» In der Medienpädagogik spricht man vom «Tarnkappen-Effekt», wenn ein Mensch über etwas oder jemand spricht, dabei aber unbewusst oder bewusst von sich und über sich spricht. Im Film «W. – Was von der Lüge bleibt» von Rolando Colla über Bruno Wilkomirski führt dieser Weg vielleicht in die Nähe des Zieles. Dass Bilder, im Gegensatz zu Worten, mit ihrer Offenheit einer Deutung helfen können, ist für mich ein Fakt.

Lüge, Fälschung, Plagiat. Über Formen und Verfahren prekärer Autorschaft

Jörg Döring et David Oels

Der Text erörtert Fälschung und Plagiat als Sonderformen der literarischen Fiktion, in denen die Lüge der Dichter – ansonsten nicht nur zugelassen, sondern sozial bisweilen prämiert – im Moment ihrer Entdeckung einem Umwertungsprozess unterworfen wird. Was vorher gefiel, ist plötzlich Kitsch und immer schon schlecht gewesen. Die Autorschaft wird prekär, weil eine angenommene Kongruenz von Autor und Werk aufgekündigt scheint. Der Text diskutiert diese Umwertungsdynamik am Beispiel dreier literarischer Fälschungen: George Forestier *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse* (1952); Luciana Glaser *Winterende* (1990) und Benjamin Wilkomirski *Bruchstücke* (1995).

Alle Dichter lügen. Manchmal. (So wie wir alle). Als Franz Kafka einmal in seiner Berliner Zeit kurz vor seinem Tod im Steglitzer Park ein kleines Mädchen traf, das den Verlust einer geliebten Puppe nicht verwinden konnte, da soll er ihm erzählt haben, dass die Puppe kurzfristig und überraschend für alle zu einer längeren Reise aufgebrochen sei. Diese pädagogische Not- oder Zuwendungslüge musste dann durch weitere Lügen elaboriert werden. Im Namen der Puppe schrieb Kafka dem Mädchen nun Briefe, in denen die Gründe für den überstürzten Aufbruch und der Verlauf der Reise dargelegt wurden. Da das kleine Mädchen noch nicht lesen konnte, musste Kafka ihr die Briefe laut vorlesen. Darin lernt die Puppe einen jungen Mann kennen, verliebt sich, heiratet schliesslich und beschliesst daher förmlich die Korrespondenz: Sie bitte um Verständnis, unter diesen neuen Umständen nicht weiter Briefe schreiben zu können. «Die Lüge musste also durch die Wahrheit der Fiktion in Wahrheit verwandelt werden», urteilt Dora Diamant, Kafkas letzte Freundin, die diese Anekdote überliefert hat.¹ (Wenn sie gar nicht wahr sein sollte, ist sie wenigstens schön erfunden.)² Von solcher Kunst der Lüge handelt bekanntlich alle Dichtung. Und so wie für das kleine Mädchen mag es für uns Leser stets gute Gründe geben, an die Wahrheit der Fiktion zu glauben. Und dafür winkt den Dichtern Ruhm und Anerkennung. Was aber, wenn wir noch darum belogen werden? Wenn wir jemand die schöpferische Leistung der Lüge wohlmeinend und in gutem Glauben zusprechen, der sie gar nicht erbracht hat? Wenn wir uns unter falschem Namen belügen lassen? Um in solcher Weise prekäre Autorschaft soll es im Folgenden gehen. Die literarische Fiktion kann als eine Sonderform der Lüge gelten, die über viele Jahrhunderte stabile Formen und Verfahren ausgebildet hat, um sozial zugelassen, mehr noch: sogar prämiert zu werden. Gelogen wird hier im aussermoralischen Sinne. Fälschung und Plagiat hingegen sind die hässlichen bösen Stiefschwestern der literarischen Fiktion: Wer derart lügt, dem glaubt man nur mehr ungern. Und der literarische Fälscher muss auch den sozialen Preis der Lüge entrichten. Obwohl sein Text sich möglicherweise gar nicht verändert hat.

I

- 3 Vgl. aus der Fülle an Literatur v.a. Anne Kathrin REULECKE (Hrsg.), *Fälschungen. Zu Autorschaft und (...)*
- 4 Vgl. zuletzt den Fall des Ehepaars Beltracchi: Helene und Wolfgang BELTRACCHI, *Selbstporträt, Reinbe (...)*
- 5 Vgl. zum Beispiel den Fall des DDR-Autors Stephan Hermlin, der es unwidersprochen liess, dass Kritik (...)
- 6 Gérard GENETTE, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 2001. Vgl. auch (...)
- 7 Lance ARMSTRONG (zs. m. Sally JENKINS), *Tour des Lebens. Wie ich den Krebs besiegte und die Tour de (...)*
- 8 Vgl. zum Ausgang des Prozesses: «US-Richter: Armstrong durfte in seinem Buch lügen», in *Zeit online (...)*
- 9 Elisabeth FRENZEL, «Fälschungen, literarische», in *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, b (...)
- 10 Vgl. Maria REICHER, «Vom wahren Wert des Echten und Falschen» in Julian NIDA-RÜHMELIN / Jakob STEINB (...)

2 Zunächst ein vorläufiger Versuch der begrifflichen Klärung: Das Plagiat gilt als Aneignung einer fremden schöpferischen Leistung, veröffentlicht unter eigenem Namen. Demgegenüber versteht man unter Fälschung, dass die eigne schöpferische Leistung als die eines anderen Urhebers ausgegeben wird.³ Dieser andere Urheber kann ein erfundener sein oder ein berühmter, bekannter, jedenfalls einer, der man selbst nicht ist. Letzteres gilt für einen Grossteil der Fälschungen im Bereich der bildenden Kunst.⁴ Der Fall der Erfindung einer Urheberschaft kann Aspekte der Selbststilisierung beinhalten, wenn z.B. der Urheber sich eine andere Vita andichtet, ohne dass damit notwendigerweise gleich eine andere namentliche Identität behauptet würde.⁵ Während von Plagiaten die Texte selbst betroffen sind – sowohl die plagiierten als auch die plagiierten – sind Fälschungen an den Rändern und Rahmungen der Texte, an den Paratexten im Sinne Gérard Genettes, angesiedelt, deren Ensemble erst den Werkzusammenhang stiftet, in dem ein Text vor die Leser tritt.⁶ Auch in juristischem Sinne lassen sich Fälschung und Plagiat als Gegensätze begreifen. Bei Plagiaten geht es primär um Fragen des geistigen Eigentums, wobei hier das Urheberrecht einschlägig ist. Bei der Fälschung hingegen wird vor Gericht meist um die Frage gestritten, ob und in welchem Sinne es sich dabei um ein Betrugsdelikt handelt. Nicht selten dreht sich ein solcher Prozess um Fragen des Markenrechts, des unlauteren Wettbewerbs oder der Produkthaftung – wie auch im Fall der Autobiographie des Radsportlers Lance Armstrong⁷, von der sich Leser getäuscht fühlten, weil das Buch wohl von der Überwindung einer Krebserkrankung, nicht aber von der (mittlerweile erwiesenen) Einnahme leistungsfördernder, wettbewerbswideriger Substanzen handelte. Umstritten war hier die Ausschnittswahrhaftigkeit einer Lebensdarstellung, mit anderen Worten: die autorseitig zu verantwortende Selektivität bei der Auswahl erzählenswerter biographischer Tatsachen. Juristisch rechtfertigen musste sich Armstrong dafür, dass er (bzw. seine Co-Autorin Sally Jenkins) nur einen Teil seines Lebens erzählt hatte – aus Sicht der Kläger in betrügerischer Absicht. Sie verlangten Schadensersatz (allerdings vergeblich).⁸ Mit der Produkthaftung und dem Wettbewerbsrecht steht der im weiteren Sinne literarische Text auf einer Stufe mit falsch deklarierten Bio-Eiern oder Tiefkühlgerichten, die Pferdefleisch beinhalten. Selbst im renommierten *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* heisst es: «Heute fällt die literar. Fälschung wie jede andere unter den Begriff des Betrugers. Ferner verstösst der Fälscher durch Deklaration seiner ‚Ware‘ mit einer falschen Ursprungs- oder Herkunftsbezeichnung gegen das Gesetz betr. unlauteren Wettbewerb».⁹ Probalber liesse sich das Verhältnis von Plagiat und Fälschung mit dem zwischen Produkt- und Markenpiraterie vergleichen: Bei der Produktpiraterie wird das Produkt eines anderen Herstellers unter eigenem Markennamen verwendet (wenn z.B. ein kosmetisches oder pharmazeutisches Produkt mit identischen Inhaltsstoffen unter neuem Produktnamen vertrieben wird). Hier macht man sich in erster Linie das technische oder Entwicklungs-*Know-How* (als Analogon zur eigenschöpferischen Leistung im Bereich des Urheberrechts) und die Gebrauchtwerteigenschaften des kopierten Produktes zunutze. Wenn aber bei einem fliegenden Händler auf dem Markt von Rabat eine nachgeahmte Gucci-Handtasche angeboten wird, bei der die Original-Verpackung und das Gucci-Logo möglichst naturgetreu imitiert werden, soll der Kaufinteressierte um den Entstehungszusammenhang, gleichsam die «Produktionsgeschichte»¹⁰, der angebotenen Ware getäuscht werden. Deren Wert gründet vielleicht weniger in Gebrauchswert- als vielmehr in ästhetischen Eigenschaften, die im Markennamen, also in erster Linie der Produktauszeichnung, zum Ausdruck kommen. (Dabei müssen die verwendeten Materialien bzw. die Verarbeitung des Produktes gar nicht notwendigerweise minderwertig sein, um die Tauschwertdifferenz zwischen einer Gucci-Tasche und ihrem Imitat auf dem Markt von Rabat zu rechtfertigen.) Übertragen auf den Begriff der literarischen Fälschung: Die Fälschung täuscht über eine bestimmte Produktionsgeschichte des Werkes, insbesondere über die behauptete Kongruenz von Autor und Werk. Jenes hermeneutische Grundvertrauen der Lesenden, dass das Werkganze auch einer behaupteten und paratextuell beglaubigten Autorschaftsindividualität zurechenbar sei, wird durch die Fälschung (freilich nur im Moment ihrer Entdeckung) empfindlich gestört, auch wenn der Text, jene Folge von Zeichen und Wortkörpern, vollkommen identisch bleibt. Soll diese Kongruenz zwischen Autor und Werk intakt bleiben, beinhaltet der Nachweis der Fälschung auch eine Wertminderung der in Rede stehenden Autorschaftsleistung. «Echte» Autoren schöpfen ihre Werke auf natürliche Weise, sie empfangen sie von der Muse, tragen sie aus und bringen sie zur Welt. Auch diese unterstellte Geschichte einer Produktion ist Voraussetzung ihrer ästhetischen Wertschätzung. Der Fälscher hingegen konzipiert sein Werk als rationales Fabrikat und berechnet es auf Erfolg, was – im Falle seiner Überführung – unmittelbar sich auswirkt auf das ästhetische Urteil. Am Beispiel der Markenpiraterie verdeutlicht: Die Fälschung stellt in Frage, ob der hohe Tauschwert einer echten Gucci-Tasche durch deren intrinsische Qualitäten gedeckt ist. Auch bei literarischen Fälschungen kann man beobachten, dass ästhetische Bewertungsmaßstäbe für solche literarische Produkte irritiert werden, die sich als einfach zu fälschen erwiesen haben. Dies aber interessanterweise nur kurzfristig. Denn zumeist werden genau diese Bewertungsmaßstäbe bald neuerlich befestigt, in dem man dem gefälschten Text mangelnde literarische Qualität zuschreibt, die von der verlogenen Autorschaft eben doch gänzlich unabhängig sei. Allein im Werk begründet sein sollen die Maßstäbe des ästhetischen Urteils. Ganz so wie Käufer echter Markenprodukte gern auf deren innere Qualitäten verweisen, um deren Wert und Preis zu rechtfertigen. Dieser Revalorisierungsbefund im Umgang mit literarischen Fälschungen soll hier an

einer losen Reihe von drei Fallbeispielen aus der Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts erörtert werden.

II

3Im Jahre 1952 wurde dem westdeutschen Lesepublikum ein bis dato unbekannter Autor mit folgendem Biogramm ans Herz gelegt:

George Forestier

- **11** Karl Friedrich LEUCHT, «George Forestier», in George FORESTIER, *Ich schreibe mein Herz in den Staub* (...)

Sohn eines Franzosen und einer Deutschen, wurde 1921 in der Nähe von Kolmar im Elsass geboren. Nach einer schweren Kindheit, die unter der Zerrissenheit des Elternhauses litt, studierte er in Strassburg und Paris.

Kaum zwanzigjährig, meldete er sich freiwillig und nahm in Russland an den Kämpfen um Wjasma, Woronesch und Orel teil.

Der Zusammenbruch bringt ihn vorübergehend in amerikanische Gefangenschaft. Er flieht und hält sich einige Zeit unter falschem Namen in Marseille auf, wird von der Polizei gestellt und meldet sich 1948 «freiwillig» zur Fremdenlegion, die ihn nach Indochina abkommandiert. In der Garnison beginnt er einen Roman; einige Erzählungen entstehen und dazwischen die wenigen Gedichte, die er den Briefen an seine Freunde in Frankreich und Deutschland beilegt. Seine letzten Verse finden sich zwischen Gedichtblättern Gottfried Benns in einer kleinen schmutzigen Kladde, die er einem Kameraden übergibt, bevor seine Truppe im Herbst 1951 erneut in Marsch gesetzt wird. Seit diesem Zeitpunkt fehlt von ihm und seiner Vorpostengruppe jede Spur. **11**

- **12** Vgl. Eckard MICHEL, *Deutsche in der Fremdenlegion 1870-1965. Mythen und Realitäten*, Paderborn, Schö (...)
- **13** Vgl. zu Forestier und dem Gedichtband Jürgen REULECKE, «*Ich möchte einer werden so wie die...*». *Män* (...)
- **14** Vgl. Christian STURM, «Abrechnung mit einem Pseudonym», in George FORESTIER *Am Ende der Strassen ble* (...)
- **15** (anonym): «Stenogramm der Zeit», *Der Spiegel*, Nr. 34 vom 18. August 1954, S. 26-29.
- **16** Hans Egon HOLTHUSEN, «Fünf junge Lyriker», in *Merkur* 74 (1954), S. 378-390, hier S. 382.
- **17** *Ibid.*, S. 384.

4Der Lebenslauf ist kunstvoll auf die Vorlieben des westdeutschen Lesepublikums der 1950er Jahre hin konstruiert: Ein Mischlingskind im Zeichen der Erbfeindschaft, die Kriegserfahrung an der Ostfront – «Wjasma, Woronesch und Orel» als mythische Schlachtorte des Zweiten Weltkriegs zwischen 1941 und 1943; die amerikanische Kriegsgefangenschaft – ästhetisches Kapital nicht zuletzt der Gruppe 47-Autoren wie Hans Werner Richter und Alfred Andersch; der Mythos von der Fremdenlegion (nicht zuletzt als legendäres Auffangbecken ehemaliger SS-Angehöriger **12**). Exakt mit dem «Zusammenbruch» wechselt der Lebenslauf sein Tempus: vom epischen Präteritum ins Verlebendigungs-Präsens der Nachkriegsgegenwart. Der Krieg in Indochina, in dem insbesondere die deutschen unfreiwillig-Freiwilligen helden- und opferreich den Zweiten Weltkrieg weiterkämpften, war überaus präsent in der Öffentlichkeit der frühen 1950er Jahre. Dann Gottfried Benn als Hochwertreferenz, der zunächst verfeimte, dann glanzvoll rehabilitierte, soeben mit dem Büchner-Preis 1951 geadelte, unbestritten anerkannteste Dichter der westdeutschen Gegenwart als Vorbild; schliesslich Forestiers Verschwinden auf dem Vormarsch und die Insinuation eines lyrischen Vermächtnisses: Ein Dichter an der Front, der nun nicht wie Benn in seiner Lieblingskneipe «Dramburg» Lyrik auf Bierdeckel schrieb, sondern dessen Blut den Dschungelboden tränkte. Die Schreibweise seines Vornamens (George statt dt. Georg oder frz. Georges) zuletzt ein linguistisches Indiz für die Existenz zwischen den Fronten, für die Heimatlosigkeit eines *poète maudit* der 1950er Jahre. Dieses sorgsam komponierte Biogramm findet sich auf der letzten Seite des im Eugen Diederichs Verlag erschienenen Gedichtbandes *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse*. Das Bändchen hatte bescheidenen Umfang (48 Seiten)

und – für Lyrik – einen geradezu schwindelerregenden Erfolg. Bis zum Sommer 1955 sollen in sieben Auflagen angeblich 21 000 Exemplare davon verkauft worden sein.¹³ Auch die Literaturkritik reagierte euphorisch auf diesen «deutschen Rimbaud» (Stefan Andres). Der *Rheinische Merkur* rühmte, «die erschütternde Deutlichkeit des poetischen Ausdrucks» sei «dichterisch» wie Mörike [...] Eliot, Kafka, Valery und Garcia Lorca.» Auch Vorbild Benn liess sich vernehmen (in der *Neuen Zeitung*): «Wunderbar zarte, gedämpfte melancholische Verse». Und brieflich an den Verlag: «Zweifellos stehen wir vor einer dichterischen Begabung.»¹⁴ Und im *Spiegel* – in jener Ausgabe mit dem berühmten Cover der jungen Ingeborg Bachmann als Postergirl – wurde Forestier mit ebendieser Bachmann, mit Paul Celan und Walter Höllerer in eine Reihe der zeitgenössischen Lyrik-Begabungen gestellt.¹⁵ Ein zweiter Gedichtband erschien bei Diederichs: *Stark wie der Tod ist die Nacht, ist die Liebe* (Diederichs 1954). Im gleichen Jahr tauchte Forestier dann erstmals in einer bedeutenden Anthologie auf, Benno von Wiese *Deutsche Gedichte*. Geadelt wurde der Leichtsinn des verschollenen Autors nun auch durch Ermahnung und Abgrenzung von kulturkonservativer Seite: Kritikerpapst Hans Egon Holthusen schrieb vom «poetische[n] Vagabund und Bänkelsänger, der gelegentlich herrliche Treffer erzielt», auch wenn er «grundsätzlich von der Strenge des dichterischen Berufes kaum etwas weiss.»¹⁶ Holthusen raunt von der unterstellten Autor-Werk-Kongruenz eines Unbekannten abschliessend in prunkden Genetiv-Metaphern: Forestier habe «in der Unrast und Bitterkeit seines Erdenlebens einige echte Goldkörner der Poesie ans Licht gehoben.»¹⁷ Um den dritten Forestier-Band (*Briefe an eine Unbekannte*) zu publizieren, wurde 1955 gar ein eigener Verlag, der Georg Büchner Verlag, aus der Taufe gehoben. Da der deutsche Rimbaud nach wie vor nicht aus dem indochinesischen Dschungel zurückgekehrt war und neue Werke immer unwahrscheinlicher wurden, publizierte man nun Briefe aus Russland – gewissermassen aus dem Vorlass des Verschollenen – und bildete auf dem Cover Forestiers Handschrift ab. Erst jetzt, wo der letzte Schritt zur Auratisierung der Autor-Werk-Kongruenz vollzogen schien, liess Verleger Peter Diederichs die Bombe platzen und bekannte dem Buchhandel, dass es sich bei Forestier um das Pseudonym eines Lebenden handelte, ohne freilich schon den Ghostwriter zu enthüllen. Und nicht ohne List versuchte er bereits präventiv dem zu erwartenden Betrugsvorwurf zu entgegnen:

- 18 Zit. nach: (Anonym) «Hinter einer frischen Leiche», *Der Spiegel*, Nr. 41 vom 5. Oktober 1955, S. 39- (...)

Der Ruhm einer solchen Leistung [...] ist nicht an das Zufällige des Persönlichen gebunden. Er bleibt auch dann bestehen, wenn sich nun – zu unserer eigenen Überraschung – herausgestellt hat, dass der Name Forestier nur das Symbol für das Werk eines Ungenannten ist.¹⁸

- 19 *Ibid*, S. 44.
- 20 Vgl. zum Diskursprofil, den Resonanzkonstellationen und Verlaufsformen von Skandalen v.a. Klaus LAE (...)

Schnell hatte der *Spiegel* die Geschichte recherchiert: Hinter dem Pseudonym stand Karl Emrich Krämer, ehemals Lektor und Hersteller im Diederichs Verlag, der den Krieg als «Sonderbeauftragter» im Oberkommando der Wehrmacht überlebt hatte und nach Entlassung aus dem Internierungslager mit Schreibverbot belegt war, 1949 an der Universität Bonn promovierte und der ab 1953 im Düsseldorf Karf Verlag als Prokurist einen anderen literarischen Bestseller der westdeutschen Nachkriegszeit zu verbreiten half: Antoine de Saint-Exupéry's *Der kleine Prinz*. Nach seiner Enttarnung veröffentlichte er weiter unter dem Pseudonym George Forestier Gedichtbände, ohne freilich an den Erfolg von *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse* anknüpfen zu können. Unter seinem Klarnamen schrieb der vermeintliche Fremdenlegionär nur mehr heimatkundliche Bücher über das Bergische Land und Westfalen. Nach seinen Motiven für das literarische Versteckspiel als Forestier befragt, gab Krämer zu verstehen, das von den Alliierten verhängte Schreibverbot sei ein Ausgangspunkt gewesen, verschiedene Pseudonyme und Autorschaftskonstruktionen zu erproben. Provokant verteidigte er die Erfindung seines Biogramms als Gesamtprojekt eines gewiefen Autor-Managers, für den es stets darum gehe, wie ein Buch bestmöglich zu verkaufen sei: «Ich gehöre einer Generation an, die genau weiss, was Managertum wert ist. Deshalb Forestier und nicht Förster.» In den Gedichten sei es ihm darum zu tun gewesen, den «Hemingway-Stil» in die Lyrik einzuführen, und dafür habe er eigene Texte aus der Schublade dem unterstellten Zeitgeschmack von Publikum und Kritik angepasst und umgeschrieben.¹⁹ Damit hatte der Literaturbetrieb der westdeutschen Nachkriegszeit einen veritablen Skandal, obschon Gerüchte über eine gefälschte Autorschaft schon seit längerem im Umlauf gewesen waren. Instruktiv ist das Diskursprofil dieses Skandals mit seinen spezifischen Nachkriegs-Sagbarkeitsregeln und einer für den Umgang mit literarischen Fälschungen typischen Verlaufsform²⁰: Die professionelle Literaturkritik beeilte sich zu versichern, dass der Autor bei der Beurteilung eines literarischen Kunstwerks niemals eine Verstehens- oder gar Bewertungsgrosse darstellen dürfe – hier ganz im Sinne der werkimmanenten Interpretation als einer

dankebar selbstauferlegten Kontextabstinenz der Textlektüre, die gerade mit dem *New Criticism* aus den amerikanischen Colleges kulturimportiert worden war. Eine Methode, die insbesondere dazu geeignet schien, die Verstrickung in manche Kontexte zwischen 1933 und 1945 methodisch auszuklammern. Die vorübergehende Forestier-Emphase konnte da zum Gegenstand einer vorsichtigen Selbstkritik werden, gegen die eigenen Grundsätze der Textimmanenz verstossen zu haben und einer kalt kalkulierten Autor-Werk-Kongruenz leichtfertig zum Opfer gefallen zu sein. Aber auch dafür wollte insbesondere die kulturkonservative Kritik zeitbedingte Gründe ins Feld führen dürfen. So rechtfertigte sich Friedrich Sieburg in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*:

- 21 Friedrich SIEBURG, «In einer kleinen schmutzigen Kladde», in *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. (...)

Einen Autor mit einer so drohenden Biographie, die eine einzige Anklage gegen die Zeit darstellt, kritisch unter die Lupe zu nehmen, ist heutzutage eine heikle Sache. Das Schlagwort von der ‚verlorenen Generation‘ lässt jeden Kritiker, der es wagen sollte, unbeirrt sein Amt auszuüben, zum «restaurativen» Kritiker herabsinken.²¹

6Die Angst vor dem Vorwurf der Restauration habe die kleinemütigen Kritiker daran gehindert, ihr Wächteramt im Fall Forestier wahrzunehmen und bewegt, auf die konstruierte Autor-Werk-Kongruenz hereinzufallen. Ungeniert den Vorwurf der Restauration auf sich ziehend, nutzte Sieburg die Gelegenheit, gleich nicht nur mit dem Manager-Dichter Forestier, sondern auch mit dem Literaturbetrieb und den Autoren der jüngeren Generation, hier in Person des Kahlschlag-Poeten Wolfgang Borchert, abzurechnen. Auch bei Borchert sei berechnete Kritik aus Pietät vor dem früh Verstorbenen voreilig verstummt. In dem Masse, in dem hier die Autor-Werk-Kongruenz diskurspraktisch verabschiedet werden sollte, wurde sie recht eigentlich erst bestätigt. Denn jetzt sollten die Gedichte immer schon schlecht gewesen sein. Ebenso wie die Biographie ihres Autors falsch. Hugo Hartung etwa fragte sich, «ob Leben und Persönlichkeit des Autors bei der Beurteilung seines Werkes in Ansatz zu bringen sind [...] Wir möchten diese Frage ohne langes Zögern verneinen.» Allerdings sei dies bei Forestier getan worden:

- 22 R[UDOLPH] H[ARTUNG], «Der Legionär und der Dichter», in *Kritische Blätter* 1 (1955/56) 1, S. 1f.

Dem naiven Leser verfließt die Aura des Namens und Schicksals des Autors mit dem künstlerischen Gebilde, und wenn er etwa bei Forestier vom «Schicksalswind» las, wird er unwillkürlich das Schicksal des verschollenen Legionärs mitgedacht und mitempfunden haben. Es kann also wohl sein, dass er sich nun, da die Mystifikation aufgedeckt ist, ein wenig als das Opfer eines literarischen Betrugs vorkommt. In Wahrheit aber müsste er sich eingestehen, dass seine naive Einstellung erst die Voraussetzung für diesen Betrug geschaffen hat. Er hätte zu begreifen, dass der Legionär auf den Kampffeldern Indochinas immer bedeutungslos war, wenn der literarische Wert seiner Lyrik zur Diskussion stand [...]. Was das Gedicht schuldig bleibt, dafür kann das Leben nicht eintreten.²²

- 23 *Ibid.*, S. 1.
- 24 Vgl. STURM, «Abrechnung», S. 14.

7Als *misreading* einer naiven identifikationsbereiten Lektüre der anderen wird hier getadelt, was doch das Problem der Literaturkritik selbst gewesen war. Denn während manche Leser den Wert der Gedichte trotz gefälschter Autorschaftsbehauptung verteidigten, stand für Hartung immer schon fest, dass Forestiers Lyrik «gewiss nicht ausserordentlich» sei.²³ Benno von Wiese entfernte die Gedichte gleich wieder aus seiner Anthologie und bekräftigte damit ebenfalls den Zusammenhang von falschem Autor und unwertem Werk.²⁴

III

- 25 Zit. n. Willi WINKLER, «Markt der Körper», *Der Spiegel*, Nr. 27 vom 2. Juli 1990.

8Beim renommierten Zsolnay Verlag in Wien erschien 1990 eine kurze Erzählung mit dem Titel *Winterende*. Eingesandt hatte sie eine bis dahin auch beim Verlag völlig unbekannte Autorin mit dem Namen Luciana Glaser. «Mit wachsender Freude und Begeisterung» sei das unverlangt eingegangene Manuskript gelesen worden, man wollte es sofort herausbringen. Nur 17 Tage nach Einsendung wandte sich die Lektorin Anita Pollak per Telegramm an die unbekanntete Autorin, sie möchte bitte «ehedaldigst» telefonisch mit dem Verlag Kontakt aufnehmen.²⁵ Gewiss nicht allen unverlangt

eingesandten Manuskripten wird soviel und so rasch Aufmerksamkeit zuteil. 30 000 österreichische Schilling bekam Glaser als Vorschuss. Die Erzählung war reichlich kurz für eine Separat-Veröffentlichung, aber mit Blocksatz und 14 pt-Schrift brachte man sie auf 88 Seiten. Im Klappentext hiess es dazu:

- 26 Luciana GLASER, *Winterende. Erzählung*, Wien, Zsolnay, 1990, U 4.

Vom glücklosen Leben und frühen Ende eines Dichters berichtet eine junge Autorin. Die literarische Indziengeschichte, die verhüllend die Biographie des früh verstorbenen Südtiroler Lyrikers Norbert C. Kaser enthüllt, ist ein seltenes Beispiel hoher zeitgenössischer Prosaarbeit und eine literarische Entdeckung.²⁶

- 27 Vgl. zum Fall ausführlicher und mit weiteren Literaturhinweisen: Stefanie HOLZER/ Walter KLIER, *Luc (...)*

9Das Objekt dieser literarischen Biographie, der Lyriker Norbert C. Kaser (1947-1978), ein entlaufener Mönch, Mittelschullehrer im Vinschgau und Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens, der 1978 an den Folgen einer Leberzirrhose gestorben war (nachdem er sich noch erfolglos in Bad Berka/seinerzeit DDR einer Alkoholentziehungskur unterzogen hatte) und dessen letztes Gedicht den Titel «ich krieg ein kind» trug, galt zumindest im österreichischen Literaturbetrieb um 1990 als Avantgardist und repräsentativer Vertreter einer kritischen Südtiroler Literatur. Zu Lebzeiten waren seine Gedichte samt und sonders im Selbstverlag erschienen. Erst posthum entdeckte den Aussenseiter die österreichische literarische Avantgarde. Man nannte ihn den «Dylan Thomas von Bruneck». Glasers Stoff jedenfalls war klug gewählt. Zur unbekanntenen Autorin vermeldete der Zsolnay-Klappentext nur die dürren objektiven Daten: «Luciana Glaser wurde 1958 in Rovereto als Tochter eines österreichischen Vaters und einer italienischen Mutter geboren. Sie wuchs in Bozen auf und studierte in Wien. *Winterende* ist ihre erste grössere Prosaarbeit.» In der Verlagsvorschau gab es noch den Hinweis, sie lebe so zurückgezogen, dass ein Foto leider nicht zur Verfügung stünde.²⁷ Inhalt und Autorinnenbiografie umspielen das Thema Südtirol, das die Verfasserin – als äusserer Beleg für die innere Zerrissenheit – auch in ihrem italienisch-deutschen Namen trägt. Der Text selbst handelt dann von der Karwoche des sterbenden Dichters Kaser, der, von Welt und Mitmensch enttäuscht, hungernd seinem Dasein mit Zigaretten und Alkohol ein Ende macht:

- 28 GLASER, *Winterende*, S. 73.

Den Körper zermürbt und endlich zerstört und den Geist mit zerstört, er hatte es nicht wissen können, sie hatten es ihm nicht gesagt, vielmehr indem sie ihm die angestammte Religion beibrachten, ihn vom Gegenteil überzeugt, dass nämlich für die Reinigung und Erhöhung des Geistes (sie sagten SEELE und nannten diese UNSTERBLICH und er hatte das in seine selbstgemachte oder sich heimlich angeeignete Kunst-Religion übersetzt als GEIST, GENIE und dieses war eben wiederum UNSTERBLICH) der Körper nicht nur keine Rolle spiele, sondern es vielmehr notwendig, unabdingbar sei, den Körper zu zerstören, das sündige Gebäud.²⁸

- 29 Vgl. Brigitte HABERER, «Todeslauf eines Dichters. ‚Winterende‘ – eine Erzählung rätselhafter Herkunft (...)

- 30 Rüdiger GÖMER, «Dichterlegende. Luciana Glasers Erzählung *Winterende*», in *Neue Zürcher Zeitung* vom (...)

- 31 Vgl. HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 49f.

10Auch die Verzweiflung am Katholizismus gehört mithin zu den Ingredienzien dieser Figuren-Konstruktion. *Winterende* erhielt daraufhin einige positive Rezensionen im Qualitätsfeuilleton. Die Autorin wurde mit Ingeborg Bachmann, Norbert Gstrein oder Thomas Bernhard, ihr Buch mit Büchners *Lenz* verglichen.²⁹ Fast übereinstimmend rühmte man die «souveräne» Sprachbeherrschung dieser «Wortbegnadeten», erkannte eine Prosa, «die stets über dem Schwerpunkt ihrer formalen und stilistischen Möglichkeiten» sei.³⁰ Ende März 1990 wurde *Winterende* zum Buch des Monats April der Darmstädter Jury gewählt.³¹

- 32 Zit. n. WINKLER, *Markt der Körper*, S. 166.

11Drei Monate später folgte die Offenlegung der eigentlichen Autorschaft öffentlichkeitswirksam im *Spiegel*. Den Text verfasst und das Pseudonym Luciana Glaser erfunden hatte Walter Klier (beteiligt an der Ausarbeitung war auch Stefanie Holzer), ein regional bekannter Innsbrucker Schrift-

steller und Publizist, mithin ein versierter und erfahrener Schreiber, der mit *Winterende* laut eigener Auskunft hatte beweisen wollen, dass es für ihn kein Problem sei, ein erfolgreiches und von der Kritik angenommenes Buch zu schreiben. Den Text bezeichnete der Autor nun als «hochgestochene Trivialität», die absichtsvoll berechnet gewesen und in einer Woche «hingesülzt» worden sei: konstruierter Kitsch.³² Der Literaturkritiker Willi Winkler konstatierte daraufhin – ebenfalls im *Spiegel*, dort wo die literarische Fälschung enthüllt worden war – an dem Buch sei kein Wort «echt», und fügte zur Erläuterung an:

- ³³ *Ibid.*, S. 165.

Die Erzählung bietet nichts über das hinaus, was jeder Baukasten für die Literatur unserer Zeit bereithält: ein leidender Künstler, der am eigenen und dem Elend der Welt zugrunde geht, die Einsamkeit der Berge, dazu der Schnee, der jeglichen Tag fällt, eine Prosa, hingetupft von einer sensiblen Autorin, die in ihr Idol fast hineinkriecht.³³

- ³⁴ Sigrd LÖFFLER, «Kitsch as Kitsch can», in *Profil*, Nr. 27 vom 9. Juli 1990, S. 83.
- ³⁵ Vgl. HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 101-105.
- ³⁶ Hermann LUGER, «Literaturkritiker, die Zentral-Sonnen der Intelligenz. Polemische Anmerkungen zur L (...)»

12Ein gemachtes, aus Versatzstücken des «Baukastens für die Literatur» zusammengesetztes Buch, das in der Folge nicht mehr als Literatur gelten gelassen werden konnte. Für grosse Beunruhigung sorgte der Fall trotzdem nicht, da der Text ja nun sogar vom Autor selbst diskreditiert worden war. Umgehend setzte der Re-Valorisierungsvorgang ein, den wir schon bei dem Fall Forestier beobachten konnten: Da versicherte die seriöse Literaturkritik, beispielsweise Sigrd Löffler, dass nur «ein paar leichtgläubige Kritiker» das rundweg schlechte Buch («Kitsch as Kitsch can») gelobt hätten.³⁴ Die Autoren Klier und Holzer jedoch – darauf aus, den Literaturbetrieb, die Kritik und deren leicht zu beliefernde Beuteschemata blosszustellen, hatten selber eine Bibliografie zur Dokumentation ihres Falles zusammengestellt, aus der hervorging, dass *Winterende* in nicht weniger als 80 Zeitungsartikeln, Pressenotizen und ähnlichem vor der Selbstenthüllung der Fälschung besprochen worden war – allermeist positiv, darunter eine überaus lobreiche und ausführliche Rezension in der *Süddeutschen Zeitung*.³⁵ Die literarische Fälschung *Winterende* und die Dokumentation ihrer Resonanzgeschichte, so schrieb Hermann Luger, sei ein «überaus gelungenes und aufschlussreiches literatursoziologisches Experiment», mit dem das Funktionieren des Literaturbetriebs veranschaulicht worden sei.³⁶ Zu dessen Betriebsbedingungen gehörte weiterhin, die Autor-Werk-Kongruenz durch nachträgliche Abwertung des Textes als gefälschtem intakt zu halten.

IV

- ³⁷ Norman FINKELSTEIN, *The Holocaust Industry. Reflections on the Exploitation of Jewish Suffering*, Ne (...)»
- ³⁸ Zu der Rede Walsers mit dem Titel «Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede» und der heftigen (...)»

13Was aber, wenn der prekäre Autor einer solchen literarischen Fälschung kein alter Nazi mit Schreibverbot ist und kein Innsbrucker Verstellungsvirtuose, der dem Literaturbetrieb einen Spiegel vorhalten will? Sondern wenn der Fälscher selbst in subjektiver Überzeugung lebt, nicht getäuscht und gelogen, sondern die autobiographische Wahrheit geschrieben zu haben. Das macht den letzten unserer Fälle – die Skandalgeschichte um Benjamin Wilkomirskis *Bruchstücke*, die sich zwischen 1995 und 1999 abspielte – ungleich vertrackter. Der Fall und seine Skandalisierung insbesondere in Deutschland gehören diskursgeschichtlich in den Horizont einer besonderen Vorwurfsfigur, die der amerikanische Politikwissenschaftler Norman Finkelstein im Jahr 2000 auf den Begriff brachte (nicht ohne den Vorwurf auf Wilkomirski auszudehnen): die so genannte «Holocaust-Industrie». ³⁷ Das Gedenken an den Holocaust werde von jüdischer und anderer interessierter Seite insbesondere deshalb so leidenschaftlich kultiviert, weil sich mit dem Schuldgefühl der Tätermachkommen gutes Geld verdienen lasse. (Mitteilbar war dieser Vorwurf allein deshalb, weil er selber aus jüdischem Munde geäußert wurde). Zum inneren Kontext des Skandals Wilkomirski gehört dann auch die so genannte Walsers-Bubis-Debatte: Die Resonanz auf eine Rede Martin Walsers im Oktober 1998 in der Frankfurter Paulskirche, der sich ausgerechnet die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen

Buchhandels zum Anlass genommen hatte, die «Dauerrepräsentation» der deutschen NS-»Schande» anzuprangern, hinter der das Motiv der «Instrumentalisierung» dieser Schande zu je «eignen Zwecken» vermutet werden müsse.³⁸ Vordergründig betrachtet, schien der Fall Wilkomirski, dessen Skandalisierung im Sommer 1998 begann, solche Ressentiments zu bestätigen. Was war geschehen?

- ³⁹ Binjamin WILKOMIRSKI, *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1995.

14Der Fall beginnt drei Jahre zuvor. 1995 erschien im zu Suhrkamp gehörenden Jüdischen Verlag das Buch *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948* unter dem Autornamen Binjamin Wilkomirski.³⁹ Auf der U4 der Erstausgabe war zu lesen:

- ⁴⁰ *Ibid.*, U4.

Binjamin Wilkomirski weiss nicht, wann genau er geboren ist, er kennt seine Herkunft nicht und hat keinen einzigen Verwandten. Was ihm von seiner Kindheit blieb, sind «Bruchstücke», Bilder aus Majdanek, aus dem «Kinder- und Frauenfeld» des Vernichtungslagers, aus dem Waisenhaus in Krakau, aus den ersten Jahren bei schweizerischen Pflegeeltern. Das Kind wuchs unter fremde Namen auf. Heute lebt Binjamin Wilkomirski als Musiker und Instrumentenbauer in der Schweiz. Erst als Fünfzigjähriger gibt der Autor seinen eigentlichen Namen preis. Er fertigt aus dem Gedächtnis Pläne und Zeichnungen der Lager an, reist nach Majdanek und forscht nach den Spuren seiner Kindheit, seiner Herkunft. Die Bilder von Ereignissen, Begegnungen seiner frühen Jahre hat er nun in Prosastücke gefasst [...].⁴⁰

- ⁴¹ Daniel Jonah GOLDHAGEN, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, (...)
- ⁴² Zit. n. dem Klappentext der Taschenbuch-Erstausgabe von 1998 (st 2801).
- ⁴³ Noch während die Debatte um das Wilkomirski-Buch tobte, wurde diese Erzählposition dann – mit grosse (...)
- ⁴⁴ Taja GUT, «Mit nichts zu verbinden», in *Neue Zürcher Zeitung* vom 14. November 1995.
- ⁴⁵ Vgl. dazu: David OELS, «A real-life Grimm's fairy tale', Korrekturen, Nachträge, Ergänzungen zum F (...)
- ⁴⁶ Doreen CARVAJAL, «A Holocaust Memoir in Doubt. Swiss Records Contradict Book on Childhood Horror» i (...)
- ⁴⁷ Vgl. Daniel GANZFRIED, «Die geliehene Holocaust-Biographie» in *Die Weltwoche* vom 27. August 1998.
- ⁴⁸ Ina HARTWIG, «Falsches Leben im richtigen. Die heikle Affäre um Binjamin Wilkomirski/Bruno Dösekke (...)

15Für den Klappentext der späteren Taschenbuchausgabe wurde ein *blurb* des Historikers Daniel Goldhagen benutzt. Goldhagen selber war von 1996 an Gegenstand öffentlicher Debatten in Deutschland gewesen – wegen seines Buches *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*.⁴¹ Er liess sich mit folgendem Satz zu *Bruchstücke* zitieren: «Dieses fesselnde Buch belehrt auch jene, die mit der Literatur über den Holocaust vertraut sind. Es wird jeden tief bewegen.»⁴² In dem *blurb* soll im Sinne der Überredungsabsichten des Klappentextes bereits einer gewissen Ermüdung vorgebeugt werden: Auch Zeugnisliteratur-erfahrene Leser würden sich von diesem Text ansprechen lassen. Das Neue – so kann extrapoliert werden – sei hier die Kinderperspektive auf das Lager, eine Erzählposition, die erst dem sprach- und erinnerungslos machenden Trauma abgetrotzt werden musste.⁴³ Dieses Resonanzkalkül erwies sich zunächst als tragfähig. Zu *Bruchstücke* finden sich mehrere positive Rezensionen. Insbesondere in der *Neuen Zürcher Zeitung* konnte man von einem «schmalen Buch» lesen, das «das Gewicht dieses Jahrhunderts» trage. «Ohne literarischen Anspruch, hält es in seiner Dichte, Unabänderlichkeit und Bildkraft dennoch allen literarischen Kriterien stand».⁴⁴ Das Buch erhielt einige Preise und wurde in mehrere Sprachen übersetzt, der Autor trat – teils mit seiner Klarinette, teils ohne – vor Schulklassen und Opferverbänden auf und stellte sich für Dokumentationen im Fernsehen zur Verfügung. Namentlich mit Zeugnisliteratur befasste Wissenschaftler verschiedener Disziplinen stellten den Wert der *Bruchstücke* heraus. Symbolischer und ökonomischer Erfolg waren also unverkennbar, jedoch keinesfalls so gross, wie später oft unterstellt.⁴⁵ In der *New York Times* wurde beispielsweise gemutmasst, dass *Bruchstücke* «the

biggest global success for a Swiss book since ‚Heidi‘» gewesen sei. Dabei waren von der deutschsprachigen Ausgabe 1998 gerade einmal 10 000 Exemplare verkauft, mittlerweile sollen es weltweit 67 000 sein.⁴⁶ Im Sommer 1998 erschien dann in der Schweizer *Weltwoche* eine Recherche des Journalisten Daniel Ganzfried, selbst Sohn von Überlebenden des Holocaust, der der Identität Wilkomirskis nachgegangen war und aus der Rezeptionsgeschichte der *Bruchstücke* den Fall und Skandal Wilkomirski machte: Ganzfried konnte belegen, dass die lückenlos dokumentierte Lebensgeschichte Bruno Dössekkers, so der amtliche Name Wilkomirskis, für die in *Bruchstücke* geschilderten Erlebnisse keinen Raum lasse.⁴⁷ Diese Recherche hatte u.a. zur Folge, dass die Zürcher Literaturagentur Liepmann, die den Wilkomirski-Text an den Jüdischen Verlag vermittelt hatte, bei dem Historiker Stefan Mächler ein Gutachten in Auftrag gab, das die Ergebnisse Ganzfrieds im Wesentlichen bestätigte. Des Weiteren konnte Mächler glaubhaft machen, wie die Erzählung *Bruchstücke* hatte zustande kommen können: Auslösender Impuls könnte eine Therapie nach der Methode der *Recovered-Memory-Therapy* gewesen sein, in der Dössekker verdrängte Kindheitserinnerungen zu reaktualisieren versucht haben soll. Mächler betätigte sich dabei praktisch als Tiefenhermeneut des Wilkomirskischen Traumatextes: Er konnte unter anderem zeigen, dass die Beschreibungen eines Bauernhofs in *Bruchstücke* exakt jenem Schweizer Bauernhof entsprachen, auf dem der kleine Bruno die Zeit vom Juni 1944 bis März 1945 als 4-jähriges Pflegekind zugebracht hatte. Der Traumatext hatte offenbar tatsächlich einen authentischen Erinnerungsort rekonstruiert, ihn allerdings im narrativen Vollzug ortsversetzt, um ihn erzählbar zu machen. Nach diesem Bericht Mächlers nahm der Jüdische Verlag das Buch im Herbst 1999 vom Markt. Im Zuge der Walsler-Bubis-Debatte schien der Fall jene Vorwürfe zu bestätigen, dass ein literarischer Fälscher sich eine Holocaust-Biographie aneignen könne, um insbesondere jene schuldbereiteten Leser mit ihrer Fixierung auf von Deutschen verursachtes Leid zu täuschen – und das gewissermassen in einer Alice-Miller-Variante: «Der Holocaust-Erinnerungs-Boom hat sich im Fall Wilkomirskis mit Therapiegläubigkeit kurzgeschlossen», schrieb Ina Hartwig in der *Frankfurter Rundschau*.⁴⁸ Und Thomas Steinfeld in der *FAZ*, der den Vorwurf gleich auf die gesamte (fiktionale) Erinnerungsliteratur der so genannten «zweiten Generation» ausdehnte:

- 49 Thomas STEINFELD, «Der bittere Geschmack des Augenblicks. Leibhaftige Zeugen und erfundene Gefährte (...)»

Nie war Erinnerung redseliger. Plötzlich erinnern sich Zeitgenossen an Dinge, die sie nicht erlebt haben [...] Die fiktive Erinnerung erzeugt Monstren von beklemmender Genauigkeit [...] Wilkomirskis *Bruchstücke* sind auf eine Erinnerungskultur berechnet, die von Erinnerung nicht genug bekommen kann. Der neue historische Roman bringt seine Lügenbarone hervor.⁴⁹

- 50 James E. YOUNG, *Beschreiben des Holocaust*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1997, S. 164.
- 51 Zitate aus: Andreas BREITENSTEIN, «Auschwitz als Therapie?» in *Neue Zürcher Zeitung* vom 9. September (...)
- 52 Jörg LAU, «Lebensroman», in *Die Zeit* vom 10. September 1998.

16Mit der Münchhausen-Analogie war der Vorwurf einer geradezu leichtsinnig-gefälligen Art der Fälschungserzählung erhoben, mit der hier wohl berechnete Zutaten zu einer Autobiographie zusammengerührt worden seien, die bei einem leichtgläubigen Publikum auf offene Ohren stossen musste (welches zudem diversen Frageverboten unterworfen zu sein schien). Auch die Tatsache, dass Dössekker im Rahmen seiner Therapie viel Holocaust-Literatur studiert hatte und sogar als Tourist nach Majdanek gereist war, um seine Erinnerungserzählung zu stimulieren, wurde von einer düpierten literarischen Öffentlichkeit als Fälschungsbeleg herangezogen. Dass Dössekker/Wilkomirski von der Aufrichtigkeit seiner Selbstmitteilung nach wie vor überzeugt war, mochte man hier als Entscheidung keineswegs gelten lassen. Für ihn war die Erfindung einer Holocaust-Opferidentität Ausdruck eines neuen narrativen Selbst, das psychische Beschädigungen aus der eigenen frühen Kindheit im Rahmen einer Deckerzählung mitteilbar gemacht hatte. Er hatte – um es mit den Worten von James E. Young zu sagen – «die Metapher des Holocaust [...]» zur Darstellung eigenen seelischen Leides genutzt.⁵⁰ Das ist prekäre Autorschaft noch einmal auf einem neuen Niveau. Für die subjektiv empfundene Gelungenheit einer Deckerzählung jedoch wollte das deutsche Lesepublikum seinen Beifall nicht gespendet haben. Jetzt war wieder – nach dem uns schon bekannten Re-Valorisierungsmuster im Umgang mit literarischen Fälschungen und gestörter Autor-Werk-Kongruenz – mit einem Mal der Text selber immer schon von schlechter Qualität gewesen, was nur eine «denkfaule» und «politisch überkorrekte Kritik», «von ästhetischen Kriterien anscheinend vollkommen unberührt», dafür aber von einer erschütternden Biografie geblendete Literaturkritik übersehen konnte, die *Bruchstücke* mit einer «Flut hymnischer Besprechungen» zum «Bestseller» hochgejubelt habe.⁵¹ Nun erst sehe man,

womit man es eigentlich zu tun habe: mit «gnadenlose[m]Kitsch». **52** Wiederum kann der falsche Autor nur einen schlechten Text fabriziert haben.

17Die rechtliche Bewertung dieser literarischen Fälschung fiel differenzierter aus: Die Klage eines Schweizer Lesers im Jahr 2002 auf Entschädigung für entgangene Lebenszeit und Rückerstattung des Kaufpreises von *Bruchstücke* aufgrund von intentionaler Lesertäuschung wurde nicht zur Verhandlung zugelassen. Der Zürcher Bezirksstaatsanwalt teilte mit:

- **53** Lucienne FAUQUEX, Medienmitteilung der Bezirksstaatsanwaltschaft V für den Kanton Zürich vom 12. De (...) [\(...\)](#)

Es haben sich keine Anhaltspunkte finden lassen, wonach Bruno Dössekker mit arglistiger Vorgehensweise darauf hingewirkt hätte, seine amtliche Identität zu verheimlichen oder Abklärungen dazu zu vereiteln. [...] [Wilkomirski/ Dössekker] setzte seiner amtlichen Identität seine Erinnerungen entgegen, die er auch zu untermauern suchte. **53**

18Subjektiv aufrichtig habe Dössekker/Wilkomirski erzählt – fast wie die lügenden Dichter. Seit Platon und auch im Schweizer Staat kein Straftatbestand.

[Haut de page](#)

Notes

1 Wer sie ganz nachlesen will: Dora DIAMANT, «Mein Leben mit Franz Kafka», in Hans-Gerd KOCH (Hrsg.) *«Als Kafka mir entgegenkam...» Erinnerungen an Franz Kafka*, Berlin, Wagenbach, 1995, S. 174-185.

2 Bereits Ende der 1950er Jahre wurde in einer Steglitzer Stadtteilzeitung nach dem Mädchen mit der verlorenen Puppe gesucht. Doch leider vergeblich. Auch neuerliche Nachforschungsversuche führten nicht ans Ziel. So müssen Kafkas Puppenbriefe bis auf Weiteres als verschollen gelten. Vgl. http://www.franz-kafka.de/franzkafka/fundstueck_archiv/fundstueck/457439 (Stand: 13. März 2014).

3 Vgl. aus der Fülle an Literatur v.a. Anne Kathrin REULECKE (Hrsg.), *Fälschungen. Zu Autorschaft und Beweis in Wissenschaften und Künsten*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 2006. Melissa KATSOULIS, *Telling Tales. A History of Literary Hoaxes*, London, Constable, 2009. Philipp THEISON, *Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte*, Stuttgart, Kröner, 2009. Barbara POTTHAST, *Das Spiel mit der Wahrheit. Fälschungen in Literatur, Film und Kunst*, Berlin, Lit, 2012.

4 Vgl. zuletzt den Fall des Ehepaars Beltracchi: Helene und Wolfgang BELTRACCI, *Selbstporträt*, Reinbek, Rowohlt, 2014.

5 Vgl. zum Beispiel den Fall des DDR-Autors Stephan Hermlin, der es unwidersprochen liess, dass Kritiker und Literaturwissenschaftler ihn für einen Kämpfer im spanischen Bürgerkrieg und in der französischen Résistance hielten, weil seine Prosasammlung *Abendlicht* (Berlin, Wagenbach, 1979) als autobiographische Selbstmitteilung verstanden wurde. Vgl. dazu Karl CORINO, *Aussen Marmor, innen Gips. Die Legenden des Stephan Hermlin*, Düsseldorf, Econ, 1996.

6 Gérard GENETTE, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 2001. Vgl. auch Georg STANIZEK/ Klaus KREIMEIER (Hrsg.), *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*, Berlin, Akademie, 2004.

7 Lance ARMSTRONG (zs. m. Sally JENKINS), *Tour des Lebens. Wie ich den Krebs besiegte und die Tour de France gewann*, Bergisch-Gladbach, Lübbe, 2001.

8 Vgl. zum Ausgang des Prozesses: «US-Richter: Armstrong durfte in seinem Buch lügen», in *Zeit* online vom 11. 9. 2013. <http://www.zeit.de/news/2013-09/11/radsport-us-richter-armstrong-durfte-in-seinem-buch-luegen-11121803> [13.3.2014].

9 Elisabeth FRENZEL, «Fälschungen, literarische», in *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, begr. v. Paul MERKER, hrsg. von Werner Kohlschmidt und Klaus Kanzog, Bd 1: A-K, Berlin u.a., de Gruyter, 1958, S. 444-450, hier S. 445.

10 Vgl. Maria REICHER, «Vom wahren Wert des Echten und Falschen» in Julian NIDA-RÜHMELIN/ Jakob STEINBRENNER (Hrsg.), *Original und Fälschung*, Ostfildern, Hatje Cantz, 2011, S. 51-70, hier S. 54.

11 Karl Friedrich LEUCHT, «George Forestier», in George FORESTIER, *Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse*, hrsg. von Karl Friedrich LEUCHT, Düsseldorf, Diederichs, 1952, S. 48.

12 Vgl. Eckard MICHEL, *Deutsche in der Fremdenlegion 1870-1965. Mythen und Realitäten*, Paderborn, Schöningh, 2006.

13 Vgl. zu Forestier und dem Gedichtband Jürgen REULECKE, «*Ich möchte einer werden so wie die...*». *Männerbünde im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M., Campus, 2001, S. 233-248; Niels WERBER, «Ein Fall der Hermeneutik. George Forestier – Leben, Werk und Wirkung», in *komparatistik online* (2010), S. 26-37. <http://www.komparatistik-online.de/2010-1-2> (Stand: 14.3.2014); David OELS, «George Forestier: Ich schreibe mein Herz in den Staub der Strasse», in Elena AGAZZI/ Erhard SCHÜTZ (Hrsg.), *Handbuch Nachkriegskultur. Literatur, Sachbuch und Film in Deutschland (1945-1962)*, Berlin/ Boston, de Gruyter, 2013, S. 234-237.

14 Vgl. Christian STURM, «Abrechnung mit einem Pseudonym», in George FORESTIER *Am Ende der Strassen bleibt jeder allein*, Opladen, Argus, 1974, S. 7-19.

15 (anonym): «Stenogramm der Zeit», *Der Spiegel*, Nr. 34 vom 18. August 1954, S. 26-29.

16 Hans Egon HOLTHUSEN, «Fünf junge Lyriker», in *Merkur* 74 (1954), S. 378-390, hier S. 382.

17 *Ibid.*, S. 384.

18 Zit. nach: (Anonym) «Hinter einer frischen Leiche», *Der Spiegel*, Nr. 41 vom 5. Oktober 1955, S. 39-45, hier S. 39.

19 *Ibid.*, S. 44.

20 Vgl. zum Diskursprofil, den Resonanzkonstellationen und Verlaufsformen von Skandalen v.a. Klaus LAERMANN, «Die grässliche Bescherung. Zur Anatomie des politischen Skandals», in *Kursbuch 77* (1984), S. 159-172; Georg BOLLENBECK/ Clemens KNOBLOCH (Hrsg.), *Resonanzkonstellationen. Die illusorische Autonomie der Kulturwissenschaften*, Heidelberg, Synchron, 2004.

21 Friedrich SIEBURG, «In einer kleinen schmutzigen Kladde», in *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. August 1959.

22 R[UDOLPH] H[ARTUNG], «Der Legionär und der Dichter», in *Kritische Blätter* 1 (1955/56) 1, S. 1f.

23 *Ibid.*, S. 1.

24 Vgl. STURM, «Abrechnung», S. 14.

25 Zit. n. Willi WINKLER, «Markt der Körper», *Der Spiegel*, Nr. 27 vom 2. Juli 1990.

26 Luciana GLASER, *Winterende. Erzählung*, Wien, Zsolnay, 1990, U 4.

27 Vgl. zum Fall ausführlicher und mit weiteren Literaturhinweisen: Stefanie HOLZER/ Walter KLIER, *Luciana Glaser. Eine Karriere. Dokumentation des Experiments «Winterende»*, Innsbruck, Edition Löwenzahn, 1991; David OELS, «Luciana Glaser: Das Fräuleinwunder ohne Fräulein. Weibliche Autorschaft um 1989», in Christiane CAEMMERER/ Walter DELABAR/ Helga MEISE (Hrsg.), *Fräuleinwunder literarisch. Literatur von Frauen zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Frankfurt/M., Lang, 2005, S. 213-229.

28 GLASER, *Winterende*, S. 73.

29 Vgl. Brigitte HABERER, «Todeslauf eines Dichters. ‚Winterende‘ – eine Erzählung rätselhafter Herkunft», in *Süddeutsche Zeitung* vom 19. Mai 1990; K.K. [= Kurt KAHL], «Der Todeslauf eines Dichters», in *Kurier* vom 12. Februar 1990. Letzteres zitiert nach HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 44. Der Hinweis auf Lenz findet sich bereits im Klappentext.

30 Rüdiger GÖMER, «Dichterlegende. Luciana Glasers Erzählung *Winterende*», in *Neue Zürcher Zeitung* vom 22. Februar 1990; Gerald SCHMICKL, «Grausame Tiroler Hackordnung. Ein literarischer Ratekrimi aus Österreich: Wer ist Luciana Glaser?», in *Die Weltwoche*, Nr. 7 vom 15. Februar 1990.

31 Vgl. HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 49f.

32 Zit. n. WINKLER, *Markt der Körper*, S. 166.

33 *Ibid.*, S. 165.

34 Sigrid LÖFFLER, «Kitsch as Kitsch can», in *Profil*, Nr. 27 vom 9. Juli 1990, S. 83.

35 Vgl. HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 101-105.

36 Hermann LUGER, «Literaturkritiker, die Zentral-Sonnen der Intelligenz. Polemische Anmerkungen zur Literaturkritik, anlässlich der «Affäre Luciana Glaser», in HOLZER/ KLIER, *Karriere*, S. 84-100, hier S. 89.

37 Norman FINKELSTEIN, *The Holocaust Industry. Reflections on the Exploitation of Jewish Suffering*, New York, Verso, 2000.

38 Zu der Rede Walsers mit dem Titel «Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede» und der heftigen öffentlichen Debatte, die sich daran anschloss vgl. v.a. Frank SCHIRRMACHER, *Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 2000 u. Salomon KORN, «Als Sekundant im Walser-Bubis-Streit» in Jörg DÖRING/ Clemens KNOBLOCH/ Rolf SEUBERT (Hrsg.), *Antisemitismus in der Medienkommunikation*, Frankfurt/M., GAFB, 2005, S. 27-50.

39 Binjamin WILKOMIRSKI, *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1995.

40 *Ibid.*, U4.

41 Daniel Jonah GOLDHAGEN, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin, Siedler, 1996, (engl. *Hitler's willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York, A. A. Knopf, 1996).

42 Zit. 11. dem Klappentext der Taschenbuch-Erstausgabe von 1998 (st 2801).

43 Noch während die Debatte um das Wilkomirski-Buch tobte, wurde diese Erzählposition dann – mit grossem Erfolg beim deutschen Lesepublikum – von dem *Roman eines Schicksallosen* von Imre KERESZ einggenommen (Reinbek, Rowohlt, 1999). Aus der Perspektive eines pubertierenden Jungen wird darin die Deportation der Budapester Juden nach Auschwitz und Buchenwald und der Lageralltag geschildert. Beglaubigt wurde die Romanhandlung durch die Biographie des Autors, selber ein Holocaust-Überlebender.

44 Taja GUT, «Mit nichts zu verbinden», in *Neue Zürcher Zeitung* vom 14. November 1995.

45 Vgl. dazu: David OELS, «A real-life Grimm's fairy tale', Korrekturen, Nachträge, Ergänzungen zum Fall Wilkomirski», in *Zeitschrift für Germanistik*, N.F. 14 (2004) H. 2, S. 373-390.

46 Doreen CARVAJAL, «A Holocaust Memoir in Doubt. Swiss Records Contradict Book on Childhood Horror» in *The New York Times* vom 3. November 1998.

47 Vgl. Daniel GANZFRIED, «Die geliehene Holocaust-Biographie» in *Die Weltwoche* vom 27. August 1998.

48 Ina HARTWIG, «Falsches Leben im richtigen. Die heikle Affäre um Benjamin Wilkomirski/Bruno Dösseker», in *Frankfurter Rundschau* vom 10. September 1998.

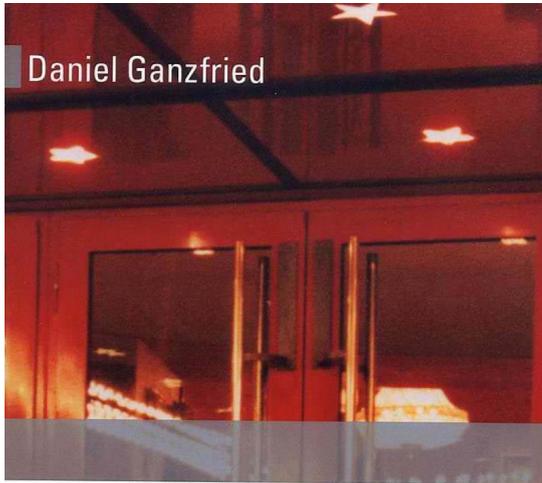
49 Thomas STEINFELD, «Der bittere Geschmack des Augenblicks. Leibhaftige Zeugen und erfundene Gefährten: Nach sechzig Jahren schreiben Schriftsteller über eine Geschichte, die sie nicht erlebt haben» in *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6. Oktober 1998.

50 James E. YOUNG, *Beschreiben des Holocaust*, Frankfurt/M., Suhrkamp, 1997, S. 164.

51 Zitate aus: Andreas BREITENSTEIN, «Auschwitz als Therapie?» in *Neue Zürcher Zeitung* vom 9. September 1998; HARTWIG, *Falsches Leben*; Silke MERTINS, «Von der Sehnsucht Opfer zu sein» in *Tageszeitung* vom 10. Oktober 1998.

52 Jörg LAU, «Lebensroman», in *Die Zeit* vom 10. September 1998.

53 Lucienne FAUQUEX, Medienmitteilung der Bezirksstaatsanwaltschaft V für den Kanton Zürich vom 12. Dezember 2002.



Daniel Ganzfried

...alias Wilkomirski Die Holocaust-Travestie

Hrsg. von Sebastian Hefti
im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums



JVB

Fünf Jahre lang wurden die «Bruchstücke» des KZ-Überlebenden Benjamin Wilkomirski, 1995 in Frankfurt/Main erschienen, als Klassiker der Shoa-Literatur gefeiert, ihre Entlarvung als skandalöse Fälschung ging durch das internationale Feuilleton. Für die Offenlegung der Fakten und den beharrlichen Kampf um ihre Bekanntmachung steht ein Name: der des Schriftstellers Daniel Ganzfried.

Durch seine dokumentarische Erzählung wird auf spannende Weise deutlich, wie bekannte Institutionen und respektable Persönlichkeiten der Fälschung des Bruno Doessekker alias Benjamin Wilkomirski erst zum Durchbruch verholfen haben und mit welchen Mitteln sie ihre Aufdeckung verhindern wollten. Ganzfrieds «Razzia im Holocaust-Zirkus» (St. Galler Tagblatt) öffnet ein Fenster ins Innere eines Kulturbetriebes, in dem die Instanz der Kritik und der Debatte längst der Korruption, Lüge und dem Opportunismus gewichen sind.

Neben Ganzfried äußern sich in diesem Band zu einem der fatalsten Literaturskandale der 90er Jahre auch Philip Gourevitch, Lorenz Jäger, Imre Kertész, Ruth Klüger, Claude Lanzmann, Rafael Newman, Elisabeth Pulver, Hans Sauer, Wanda Schmid.

Daniel Ganzfried, geb. 1958 in Afulah/Israel, lebt seit 1960 in der Schweiz.

Er ist Autor von Romanen, Theaterstücken und Essays zu zeitgeschichtlichen Themen, darunter 1997 der Roman *Der Absender*.

ISSN 3-934458-29-6



9 783934 658295

€ 12.90



INHALT

Vorwort

Sebastian Hefti:

Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht? 7

Erzählung

Daniel Ganzfried: *Die Holocaust-Travestie* 17

Beiträge

Elsbeth Pulver:

«... der wisse nicht, wovon er rede». *Gedankenmäander
an den Rändern eines literarischen Skandals* 155

Lorenz Jäger:

Morsche Stellen in der Erinnerungspolitik 167

Rafael Newman:

*Benjamin der Lügner? Performative Hybridität und
schweizer-jüdischer Multikulturalismus* 175

Gespräche

Claude Lanz mann:

Der organisierte Übergang zum Vergessen 197Imre Kertesz: *Wichtig ist die Öffentlichkeit* 207Dokumente Hans Saner: *Wilkomirskis Wahl* 219Wanda Schmid: *Wer zuerst das Schweigen bricht* 223Ruth Klüger: *Kitsch ist immer plausibel**Was man aus den erfundenen Erinnerungen des Benjamin
Wilkomirski lernen kann* 225Philip Gourevitch: *Der Dieb der Erinnerung* 229

Die Autorinnen 267

Sebastian Hefti

Hat der Mensch, was es zum Gutsein braucht?*Facthas to be scrupulously true to reality, scrupulously.*

V.S.Naipaul

Fünf Jahre lang – vom Frühjahr 1995 bis zum Herbst 1999 – dauerte das Falschspiel «Wilkomirski». Gespielt wurde Auschwitz, der Völkermord an den europäischen Juden und die unwahrscheinliche Rückkehr aus den Vernichtungslagern.

Bruno Doessekker, ein reicher Schweizer, bot als armer Holocaust-Jude Benjamin Wilkomirski den aufregenden Stoff, der die Prominenz des Geistes- und Sittenlebens zu einer Orgie falscher Emotionen verführte. Zur größtmöglichen Investition in die edle Gesinnung, aber auch in Erwartung einer kräftigen Rendite aus der moralischen Empfindsamkeit erhob sie den Holocaust-Konvertiten zum Prominenten an ihrer Seite. In seinem Namen gewann die deutsche Schweiz einen Popstar des grenzquerenden Literatur- und Psychobetriebes, labte die Schweiz sich am Mitleid mit einem landeseigenen Martyrium, das die Welt sehen, in über fünfzehn Sprachen verstehen und mit ehrwürdigen Preisen überschütten wollte. Über herrlichen Bergen, smarten Uhren und sicheren Tresoren erhob sich endlich wieder das weiße Kreuz auf blutrottem Grund. Für das neue «Branding» der Schweiz in der ausländischen Welt war Wilkomirski berufen. Im Strahlenmeer der nachmodernen Leidkultur erscheint ein Haupt voll Blut und Wunden: O Du heiliger Benjamin, Du gesegneter «Hystoriker» neu-helvetischer Selbstanklage!

«Lügen haben kurze Beine», warnt und tröstet zugleich der Weisspruch. Warum blieb die Lüge Wilkomirskis fünf Jahre

lang in vollem Gange? Zwar hatte sie überhaupt keine Beine. Ihr Weg jedoch war die schiefe Bahn, auf der gar keine Beine nötig sind. Die «unwahre Veröffentlichung» war da schon angebahnt. Das sublimen «Begehren», großartig belogen und außergewöhnlich betrogen zu werden, hatte sie bestellt. Die Lust auf freiwilligen Selbstbetrug verlieh der Lüge Flügel, die sie leicht über die Grünanlagen transnationaler Zivilkultur, in die philanthropischen Buchhandlungen hinein und in die Gefilde des höherwertigen Bildungsstrebens trugen. Humanitäre Witterung trieb das Werk des St Benjamin an. Ein solcher Trieb zur höheren Selbsterhaltung ist schon im Wesen der imperativen Logik eingerichtet, Solches «Müssen» erstickt jedes Lachen. Die Schmerzkabale des heiligen Wilkomirski strotzt vor todernster Innigkeit. Im Windschatten der Suhrkampfschen «Bruchstücke» begannen unzählige Bilder voller Tränen durch Funk, Film und Fernsehen zu segeln. Und unendlich qualvolle Weisen trugen das Mitleid durchs Zwielicht der romantischen Assoziation. Gar auf den Brettern, welche die finstere Welt uns deuten, landete die Todesoperette.

Zu lange – fünf Jahre zu lang – dauerte die Mitleidsorgiastik, hätte man das Stimulans dem Licht auch nur minimier geschichtlicher Kenntnisse, dem Zweifel des Denkens und schliesslich dem Urteil des Geschmacks ausgesetzt, die Ente hätte ihren Flug ins Erhabene niemals angetreten, Da aber der Höhenrausch gefordert war, beraubten sich die Kultur-Kader vorweg ihrer Sinne. Erst als alle Begeisterung verpufft war, stellten Agentur und Verlag das Signal auf Landen. Nach dem Vorbild der nationalen Historikerkommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der «Schweiz im Zweiten Weltkrieg» erging der Auftrag zur Ausnüchterung an den fachkundigen Historiker. Dieser sollte sowohl die Himmelfahrt des heiligen Benjamin als auch das freie Fallnlassen des entzauberten Bruno rechtfertigen. Der Befund durfte wiederum nur *zwingend* ausfallen: Bruno *musste* Benjamin spie-

len, weil er eine adäquate Therapie für eine beschwerliche Kindheit haben *musste*. Wir aber *mussten* mit Brunos Benjamin auf-fliegen, weil wir immer noch eine geschwächte Bodenhaftung zu jenen finsternen Zeiten haben *müssen*. So durfte der unaufhalt-same, aber vorübergehende Wahnsinn vor dem gnädigen Urteil der Geschichte sein möglichst folgenloses Ende finden.

Dieses Buch erhebt Einspruch. Wilkomirski war ein großer Lite-raturskandal. Die wesentlich *literarische* Bedeutung dieses Skan-dals bleibt solange unbewältigt, als die organisierte Verantwor-tungslosigkeit wesentlicher literarischer Instanzen und ihres füh-renden Personals weder thematisiert noch beurteilt werden, son-dern sich ins Folgenlose verflüchtigt. Wilkomirskis «Bruchstü-cke» errangen auf unlautere Weise weltliterarischen Rang und ge-nossen zu Unrecht jene Immunität, welche die Institution der Lite-ratur ihren Geschöpfen gewährt, um sie vor dem Urteil des Commonsense in Schutz zu nehmen. In der Dichtkunst gibt es kein Lügen – höchstens die Metapher eines literarischen «Lü-gens», das gewissermaßen unter den besonderen Richtspruch der Kunstkritik fällt. Wer von «Freiheit» hinsichtlich literarischer Schriften spricht, meint diese streitbare Immunität, ohne die un-sere ästhetische Differenz fundamental blockiert wäre.

Wilkomirski hat den Bericht seiner «Erinnerungen» veröffent-licht. Er berichtet über seine Deportation, seine Insassenschaft in den Vernichtungslagern, über sein Überleben und seine Ausliefe-rung in die Schweiz. Wohlmeinende Kritiker haben irrtümlich die literarische Immunität des *Autobiographischen* eingeklagt. Aber anders als bei Autobiographien, denen man gewiss literarische «Unwahrheiten» entweder ankreiden oder verzeihen mag, sind *Zeugenberichte* über geschichtliche Ereignisse ausschliesslich den Tatsachen verpflichtet. Zwar können solche Berichte sogar höchsten literarischen Rang erreichen, jedoch sind sie dadurch des

obersten Kriteriums ihrer Wahrhaftigkeit keineswegs enthoben, Im Falle Wilkomirskis haben die zuständigen Instanzen der Literatur diese kritische Leistung nicht nur verweigert. Sie haben sich sogar zu Agenten, Promotoren und Propagandisten degradiert. Am Ende übertrug man die unterlassene Kritik – zumal jetzt auch Selbstkritik dazukam – einem bestellten Fachhistoriker, der ihnen eine Apologie verpasste.

Den bitteren Anfang vom Ende des heiligen Benjamin verdanken wir zum Glück doch einem literarischen «Missverständnis». Im Herbst 1998 war die Schweiz Gastland an der Frankfurter Buchmesse. Im Hinblick darauf erteilte die Schweizer Kultur Stiftung «Pro Helvetia» einen denkwürdigen Auftrag an Daniel Ganzfried. So sorgte der Deutschschweizer Schriftsteller nun dafür, dass das heimliche Doppelspiel Benjamin-Bruno einen jähren Dämpfer fand. In der «Weltwoche» erschien am 27. August 1998 Daniel Ganzfrieds Artikel «Die geliebte Holocaust-Biographie», nachdem «Pro Helvetia» zwar das vereinbarte Honorar bezahlt hatte, aber auf die geplante Publikation in ihren «Passagen» lieber verzichten wollte. In Tat und Wahrheit ging es nur darum, dass sich die «Pro Helvetia» den hochgradig «nestbeschmutzenden» Auftritt vor dem ausländischen Publikum in Frankfurt nicht zumuten durfte. Ganzfried habe den Auftrag, den «kreativen Akt» Wilkomirskis darzustellen, falsch verstanden und stattdessen einen «Meinungsbeitrag» abgeliefert. «Pro Helvetia» schrieb: «Wir meinen, dass ein Mensch, der sich in eine Psychotherapie begibt, nicht einfach ein Betrüger sein kann.» In messerscharfer Logik folgte daraus, dass ohne Betrüger auch kein Betrug beklagt werden dürfe. Nachdem die hehre Immunität des «kreativen Aktes» zerstört war, musste das traurige Auffanglager der Schizophrenie – wenigstens im Laienverständnis – seinen vor bereiteten Notfalldienst antreten.

Die fatale Entscheidung von «Pro Helvetia» hatte zur Folge, dass die Chance, den Fall «Wilkomirski» innerhalb einer literari-

schen Öffentlichkeit zu erörtern, kläglich verspielt wurde. Damit war dem medialen Sensationsdienst die Bahn geebnet. Was nach dem 27. August 1998 folgte, glich dem bewährten Nachspiel des schweizerischen Bankenskandals. Der «Literaturplatz» Zürich – von Suhrkamp-Frankfurts Gnaden – begann, die Peinlichkeit im Szenenklatsch auszuzitzen. Bis heute ist es keinem unserer zivilcouragierten Kritiker eingefallen, die Unseldsche Jubiläumsburg im Lichte dieses Skandals zu preisen. Wie es trotz früher Warnungen von berufener Seite im «Jüdischen Verlag bei Suhrkamp» überhaupt zu diesem lukrativen Geschäftsabschluss kommen konnte und welche Prominenz rückversichernd daran beteiligt war, bleibt bis zur Stunde das einzige Geheimnis, das es im «Fall Wilkomirski» je hätte aufzudecken gegeben. Den beiden großen und sorgsam eingebundenen Literaturverbänden der Schweiz wollte zu diesem sehr gegenwärtigen Fall gar nichts einfallen, der schuldhaften Verstrickungen in die finstere Vergangenheit hingegen konnten sie sich nicht satt genug bezichtigen; die Deutschseminare, die anhand des Falsifikats von Wilkomirski ihre neuesten psychosemantischen Thesen verifizieren konnten, setzten sich ohne viel Federlesens ins Recht, sie hatten lediglich die Prämissen ins Gegenteil zu kehren; die Literaturkritik, die ihr etabliertes Wesen in entsprechenden Schreibressorts, Sendegefäßen und hermetischen Preiskommissionen treibt, tauchte zur Abwechslung unter, um Luft für weiteres Schweigen zu holen; sodann gab es behutsam formulierte Versuche zur Ergründung des «inquisitorischen Furors» Daniel Ganzfrieds zu konstatieren, Hand in Hand mit einfühlsamen Bemühungen, die Wahrheit zum teilbaren Gut zu erklären, so als handle es sich bei der unwahrscheinlichen Faktizität eines aus der Hölle zurückgekehrten Kindes um eine Frage des möglichst pluralen Meinungsspektrums, das aus Gründen der sittlichen Läuterung eines gewissen Maßes an Esoterik gar nicht entbehren dürfe; schliesslich, fand man auch die «Offenheit» intellektuell an-

spruchsvoller, die Frage nach Wahrheit und Lüge «in der Schwebe» zu halten; die Stimme der Toleranz flötete etwas von der Gefahr einer dezisionistischen Gewalttat.

Kurz und schlecht: Mit Ausnahme des Philosophen Hans Sauer wagte keiner der Wortmächtigen sein klärendes Wort, obwohl die Angelegenheit wochenlang zum Gesprächsthema gehobener Bildungsdinners avanciert war. Erst als aus dem Ausland, besonders aus dem angelsächsischen Raum, die vom Inland mit Nachdruck geforderten «Beweise» auf Limmat und Main niederprasselten, besannen sich diese besten Adressen deutscher Literaturhauptstädte auf eine bedingte Kapitulation. Eine Reparatur wurde folgerichtig nicht geboten. Wozu und wem auch? Keine Gewinnüberweisungen an humanitäre Fonds oder an die wirklich notleidenden Überlebenden] Doch wegen einer hängigen Privatklage wegen «Betrugs» und «unlauteren Wettbewerbs» liegen die Akten beim Zürcher Bezirksgericht. Ansonsten herrscht wieder das Beschweigen all jener Dinge, über die die Literatur selbst sprechen müsste.

Ganzfrieds «Enthüllungen» – die gar nichts enthüllten, weil niemand sich bemüht hatte, etwas zu verbergen – wurden als zu emotional befunden, Die «Vorwürfe» Ganzfrieds wurden als Neidattacke eines ungehobelten «Eiferers» aufgefasst. Vor dem medialen Sittengericht wurden stündlich und mit großem Nachdruck neue und endgültige «Beweise» verlangt, die er endlich beizubringen habe. Kein einziger anderer Autor der deutschen Schweiz stellte eigene Recherchen an. Angeblich bestand dafür «kein Budget». Derweil drangen Amerikaner und Briten fleißig in hiesige Aktenschranke und brachten mühelos Zeugen um Zeugen, die St. Binjamin gut kannten – nur halt eher als Bruno.

Hierzulande war nun plötzlich die vornehmste Zurückhaltung im Urteil geboten. Im Kontrapunkt der früheren Sirenen falscher Gefühle und der Fanfaren des Mitleids mit dem Popanz aus Maj-

dane waren echte Gefühle der Irritation, der Empörung und der Wut verfeimt. Die Revolte gegen «wahrheitswidrige Veröffentlichungen, vorsätzliche Lügenhaftigkeit und Entstellung von Tatsachen», wie es in der PEN-Charta heißt, gilt dem abgefeimten Kult urguthabenden als rohes Eiferertum. Emotionale Intelligenz empfiehlt, dass sich der Spießier voll der Gnaden seiner verspäteten Courage über die industrielle Vernichtung des jüdischen Volkes zügello empört geben müsse. Auch Trauerarbeit wird mit industrieller Gründlichkeit zu Ende verrichtet. Hernach darf endlich ein neues Kapitel der Erbauung aufgeschlagen werden. Das heilende Bad in der Menge des verspäteten Aufschreis duldet weder Zweifel noch Zögern. Wer da noch nachdenkt, muss böse sein. Wer ein Herz hat, muss Tränenfluss zeigen! Dieser höchste Zweck hat seinen Konvertiten Bruno-Binjamin geheiligt, bis dieser sich – wohlverdient – buchstäblich in Luft auflöst. Niemals vergessen? Wir wollen auch nicht vergessen, dass die Propagandisten, Promotoren und Multiplikatoren des St. Binjamin-Bruno sich nicht in Luft aufgelöst haben, sondern weiterhin über uns wirken – auch sie wohlverdient.

Die vorliegende Sammlung von Versuchen, zu erzählen und zu verstehen, wie das geschehen konnte, ist somit dem *Erinnern* an ein literarisches Beispiel aus der verfehlten Erinnerungsindustrie gewidmet. Wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, in und zwischen den folgenden Zeilen verstehen, dass und wie stark in Fragen der Moral und des Geschmacks unsere Urteilskraft zählt, hat dieses Buch seinen Zweck erfüllt. Tatsachen verlangen von uns eine moralische Verbindlichkeit, Wer Tatsachenwahrheit angeblich höheren Gesinnungszwecken opfert, handelt böse. Lügengeschichten sind kein Werk der Vorstellungskraft, aus der die literarische Kunst der Fiktion schafft. Unwahre Geschichten beanspruchen die Stelle, die der Geschichte der Menschen gebührt.

Em Vergehen an und in der Literatur ist dies selbst dann, wenn ihm kein verbrecherischer Vorsatz, sondern Krankheit oder gar gute Absicht zugrundeliegt. In der wirklichen Geschichte benötigen wir zur Klärung der Fragen von wahr oder falsch sehr oft das Wort von Zeitzeugen. Wenn wir uns auf ihre Zeugen berichte nicht verlassen können, verirren wir uns im Spekulativen. Ein «Verbrechen gegen die Menschheit» entgegen seiner Faktizität zum Gegenstand literarischer Erbauung zu machen, ist ein Vergehen in der Literatur. Dafür darf keine «literarische Immunität» gewährt werden. Ob und inwiefern dieses Vergehen in der Literatur eine Frage der Justiz ist, darauf müssen Berufene antworten. Über Fragen nach gut oder böse, gut oder schlecht, können wir niemals in eilfertiger Gehorsam entscheiden, so als gälte es, einem Gesetz Folge zu leisten. Im Reich der Freiheit gibt es nichts, das einer einfach tun oder lassen «muss». Zweifel sind immer mehr als angebracht. Wer Zweifel und Zögern in Dingen, die uns alle angehen, unterdrücken oder diffamieren will, handelt nicht im öffentlichen Dienst an der Humanität, sondern unterwirft Menschen der moralistischen Sklaverei.

Als einzige literarische Vereinigung hat das Deutschschweizer PEN-Zentrum an Daniel Ganzfrieds Leidenschaft für die Wahrheit teilgenommen. Darauf sind wir stolz, auch wenn wir dabei lediglich unserer Charta entsprochen haben. Dieser Aufstand der Literatur gegen jede Form, sie der Propaganda dienstbar zu machen, hat nach dem Ersten Weltkrieg zur Gründung des Internationalen PEN geführt. Die Freiheit des Wortes ist keine scheinheilige Phrase. Die Unantastbarkeit literarischer Geschöpfe gegenüber klerikaler oder staatlicher Diffamierung und der unbedingte Schutz vor politischer oder polizeilicher Behinderung haben ihren Sinn allein darin, dass wir den Streit um das, was wahr, gut und gerecht ist, nur im *Plural* führen können. Wer diese Bindung an Einsichten unterschlägt, meint nicht un-

sere Freiheit, sondern das Ergötzen darüber, was alles Erfolg haben kann. Um diese Erinnerung zu ermöglichen, wach zu halten und mit Ihnen zu teilen, haben wir diesen «Denkzettel» hergestellt. Dass er uns den Sinn unserer PEN-Charta aufgefrischt hat, dafür danken wir unserem Freund und PEN-Mitglied Daniel Ganzfried.

Wie es soweit kam Remember ...auf- und – gelesen...

... im Anfang – die ursächlichen Bruchstücke ... übersetzt...
... zusammengesetzt und – fort: unter anderen Vorzeichen
... und ein Verlag beginnt zu reden: von Aufgaben und Auflösungen
... und in Seiten wird gehieben; Zeugen tauchen auf
... Experten: Herr Volkhard Knigge spricht
... und dann ein Wort zu Daniel Ganzfrieds Werk – remember
... Herr Wilkomirski faxt «Le Monde» ...
... allein, nichts hilft mehr
... und ein Verlag entscheidet deutlich und: gegebenenfalls
... und alles kommt noch schlimmer
... wie (auch) immer – Volksempfinden, Geiz und Wut: werden unter-
sucht
... und auch, ob Dichter lügen können
Daniel Ganzfried Nemesi
... jetzt ist es offiziell, per Auftrag
... somit wahr...
... und mottet weiter
... solange aber alles andere breit ist...
... bleibt nimmermehr kein Staunen nicht: nicht über leere Stellen:
bleiben leer (hermeneutisch)
... wirkungsvolle Lügen
... oder Transvestiten. (Zeichen des Anstössigen);
Moralisch attraktivere Saiten;
und Welten, die durcheinanderg'raten.
(literarische Kriterien)

... im Anfang – die ursächlichen Bruchstücke

Basler Zeitung, 20. 04. 1996

Basel-Stadt

Eine Lesung zu Benjamin Wilkomirskis «Bruchstücken»

Kindheit hinter dem KZ-Zaun: Die Angst als Erzieherin

«Ich bin kein Schriftsteller» schreibt Benjamin Wilkomirski zu Beginn seines Buches «Bruchstücke. Aus einer jüdischen Kindheit 1939-1948», das im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag erschienen ist. Die Frage aber, wer Wilkomirski ist, der kein Schriftsteller sein will, verschärft sich sehr schnell: Der Autor tastet sich in seinen Aufzeichnungen an eine Kindheit heran, der eine KZ-Baracke zur Kinderstube wurde. Eine Kindheit ohne Heimatstadt (Riga?), ohne Eltern («Mütter gebe es keine mehr, das sei früher einmal so gewesen, bevor man Kinder hinter die Zäune und in die Baracken gebracht habe»), eine Kindheit geprägt von Angst, Ekel und der Alltäglichkeit des Lager-Sadismus. Die angesprochene Frage nach der eigenen Identität gewinnt angesichts solcher Umstände eine besondere Brisanz, weil sie sich auf Unvorstellbares gründen muss.

Wilkomirski der heute als Klarinetist und Instrumentenbauer in der Schweiz lebt, nahm auch an der Lesung der Buchhandlung «Narrenschiif» vom Mittwoch Abend teil: Zusammen mit dem Pianisten Daniel Bosshard sorgte er für die musikalische Umrahmung der Lesung, der die Schauspielerin Deborah Epstein ihre Stimme lieh. Die Lesung offenbarte die notwendigerweise fragmentarische Geschichte einer Kindheit, die der Logik der Todesmaschinerie entronnen ist, und nun – 50 Jahre später – Zeugnis ablegt vom Erlebten: Eine nur noch schwache Erinnerung an einen lächelnden Mann, der vielleicht der Vater war, an eine kurze Begegnung mit einer sterbenden fremden Frau, die die kaum gekannte Mutter ist, an Jankl, der dem kleinen Benjamin im Lager zu einer Art grosser Bruder wird. Erinnerungen aber auch an die Ankunft in der fremden Schweiz, an das lange anhaltende Misstrauen gegenüber den Erwachsenen («Die freundlichsten Erwachsenen sind die gefährlichsten, dachte ich, die täuschen einen am besten»). Wilkomirski beschreibt in einem (aus Selbstschutz?) nüchtern-distanzierten, aber sehr genauen Duktus eine Kindheit, deren Welt am KZ-Zaun aufhört – beim Verlassen des KZ muss das Kind dann Todesängste ausstehen, weil es die unbekannte Welt jenseits des Zaunes als Bedrohung empfindet.

Eine Welt wird beschrieben, in der das «klatschende Geräusch» eines Toten, der auf einen Wagen geworfen wird, wenig Emotionen weckt, weil es Alltag ist. Gerade diese Alltäglichkeit in Kombination mit der kindlichen Perspektive ist es, die dem Text eine beklemmende Charakteristik verleiht.

Die Lesung konnte das Spektrum dieses Buches aus Zeitgründen nicht ganz abdecken, viele Momente, etwa die Schuldgefühle der Überlebenden gegenüber den Toten, konnten nicht zur Sprache kommen. Gleichwohl hinterliess die Lesung eine

nachhaltige Wirkung auf das Publikum, nicht zuletzt, weil die spezielle Sicht eines Kindes «ohne Kenntnis von Perspektive und Fluchtpunkt» den Zugang zum Erzählten zusätzlich erschwerten. Dass nach der Lesung kein Applaus folgte, war nur verständlich. Dafür war die Stille im Saal deutlich vernehmbar.

Georg Schmidt

Tages-Anzeiger; 24.05.1997 Seite 15 Stadt Zürich

Realität endlich anerkennen

Bewegender Litteraire Extra im Bernhard-Theater

Die Schweiz darf nicht länger eine Rolle spielen, wenn es um ihre «Rolle im Zweiten Weltkrieg» geht. Sie muss sich der Geschichte endlich ehrlich stellen. Dies war der Tenor am Bernhard-Litteraire.

VON BRUNO RAUCH

Zum Abschluss der Saison gaben Ruth Binde als Programmverantwortliche und Peter Zeindler als Moderator ihrem beliebten Bernhard-Litteraire den Untertitel «Schweiz – damals, heute, morgen». Unter den Gästen Benjamin Wilkomirski, Klarinetist und Instrumentenbauer, der als Kind die Greuel des Vernichtungslagers er- und wie durch ein Wunder überlebt hat. Ohne Herkunft, ohne Identität ist er als Flüchtlingskind bei schweizerischen Pflegeeltern aufgewachsen. In seinem aufwühlenden Buch «Bruchstücke» verwebt er die traumatischen Erinnerungen an Lager und Exil zum erschütternden Protokoll einer zerstörten Kindheit. Jacques Picard, Verfasser des Buchs «Die Schweiz und die Juden 1933-1945», ist Mitglied der Historikerkommission. Ruth Schweikert gehört zur Autorengruppe «Netz» und hat unlängst in der WoZ einen berührenden Text zur Thematik veröffentlicht. Erlösung durch Vergessen?

Von Wilkomirski war zu erfahren, wie er lange Zeit die sogenannte Normalität zu kopieren versuchte, um nicht aufzufallen, nicht anders zu sein. Immer wieder wurde ihm von «wohlmeinenden» Betreuern und Erziehern eingetrichtert, das zu vergessen, was doch nicht zu vergessen ist; ein Verdrängungsmechanismus, von dem sich auch (Mit-)Schuldige Erlösung erhoffen. Angesichts dieser Unmöglichkeit habe er sich schliesslich als Fünfzigjähriger – sein genaues Alter kennt er nicht – als Betroffener und Historiker zugleich ans Werk gemacht. In schmerzlicher Recherche, basierend auf Bildern im Kopf, Skizzen, Kontakten mit andern Überlebenden und Geschichtskundigen, hat er die bruchstückhaften Erinnerungsfetzen zusammengesetzt, um auch dem Gedenken anderer Gestalt zu geben.

Einen interessanten Aspekt von Betroffenheit brachte Schweikert ein: Ihr Grossvater, den sie nie gekannt hat, war Mitglied der NSDAP, um seine Familie zu schützen, was bei ihr schon früh eine Art Schock und das irrationale Gefühl einer Mit-

schuld bewirkt habe. Die Frage, wie weit Anpassung tolerierbar sei, löste nicht nur auf dem Podium, sondern auch im Saal Hilflosigkeit aus.

Auf die erhoffte Wirkung des Berichtes der Historikerkommission angesprochen, meinte Picard, es sei bedeutsam, was mit den Fakten nachher geschehe. Auf die Offenlegung müsse notwendig die Reflexion, die Debatte darüber einsetzen. Nur so bestehe die Chance der künftigen Verhinderung: die Zerstörung eines Geschichtskonstrukts als heilsamer Prozess. Und pointiert: Im Unterricht nicht viermal den Punischen Krieg zu Lasten der jüngsten Geschichte behandeln. Erschütternd schliesslich Wilkomirskis Antwort auf die Frage nach dem Gefühl von Heimat. Fremdheit werde hierzulande derart als Makel betrachtet, dass er sich, wollte er seine Identität nicht gänzlich verleugnen, immer ausgestossen fühle, sogar Scheu empfinde, sich einzumischen. Hoffnungsvoll dagegen die Antwort Picards: «So, wie Sie sind, sind Sie Teil der Schweiz.» ... [übersetzt...](#)

Book Review Desk, New York Times, Sunday January 12, 1997

Childhood's End – By Julie Salamon

FRAGMENTS

Memories of a Wartime Childhood. – By Benjamin Wilkomirski.

Translated by Carol Brown Janeway – 155 pp. New York: Schocken Books. \$20. My 2-year-old son wakes up in the middle of the night in terror. What is it? I ask him. He replies feverishly, but I don't understand most of what he's saying. What is it? I ask myself, wishing I could see the world through his eyes for a moment, so I could explain his fears away. All I can do is hold him close until he falls asleep again. He usually does. I feel an irrational sense of power. I have overwhelmed the demons of his night.

But what if willful savagery, not night terror, produced those demons, and my son had no mother to hold evil at bay simply by wrapping her arms around him? What would he tell me if he lived in a place where mothers were too weak to lift their arms, where his cries would be met by slaps and kicks, where his very being would be regarded not as a blessing but as a curse?

Benjamin Wilkomirski found himself in such a place when he was a boy. Born to a Jewish family in Latvia, he spent his early childhood in death camps; he was discovered at Auschwitz, when he was about 5. He grew up, got married and became a father, but his night terror lived on. Well into middle age, as a musician living in Switzerland, he found a way to tell about it, not with «the ordering logic of grown-ups» but «exactly the way my child's memory has held on to it; with no benefit of perspective or vanishing point.»

His extraordinary memoir, «Fragments: Memories of a Wartime Childhood,» recalls the Holocaust with the powerful immediacy of innocence, injecting well-documented events with fresh terror and poignancy. Constructed like flashes of memo-

ry, the book unfolds in bursts of association, the way children tell stories. Only here the evil giants are real, the endings rarely happy.

In addition to its value as Holocaust literature, this slender, lyrical book provides a fascinating psychological study of identity. It's amazing enough for adults to endure severe mental and physical cruelty and emerge with their sense of self intact. The author, born in 1941 (he thinks), was not much more than a toddler when he saw his father killed, was separated from his family and was sent to live in camps where filth and sadism ruled. He emerged from the war with only the vaguest sense of the most basic things: language, mother, the smell of bread, kindness.

His book is about more than the Holocaust; it is about the struggle for memory, especially difficult for a child who would find almost every postwar sensation linked to something horrible in his past. When Benjamin is taken after the war to a Swiss orphanage where the sheets are clean and food is plentiful, he is struck by a wonderful smell. He doesn't know what it is. And then he remembers. «It all came back in pictures which took me back to the day when I learned what the smell of bread was.» Thus he unlocks a darkly Proustian memory: his last meeting with his mother, when they were both incarcerated in a concentration camp, in separate barracks. She had arranged for a guard, whom Benjamin refers to as «the gray uniform,» to bring her son to her. She didn't speak; she was too weak. But before the guard whisked Benjamin off, his mother groped around the straw she was lying in and handed something to her son. On the way back to his barracks, the boy explored this unknown substance. «It had jagged edges and corners, and felt coarse and hard.

« 'What is this?' I asked the gray uniform as we reached my barracks.

« 'That's bread,' she said, and 'You have to soften it in water, then you can eat it.' Then she went away.»

Slowly he chewed the bread, which he dutifully softened in his small ration of water, until both bread and water were gone. «Finally all that remained was the indescribably delicious smell of bread on my fingers as I held them to my nose again and again.»

When he is grown and watches his wife give birth to their first child, he feels sick, remembering sitting in a barracks filled with dead women, watching a rat crawl out of a corpse's belly, wondering if dead women gave birth to rats. Not long after the war, when a woman comes to the orphanage planning to adopt him, the director asks a seemingly simple question about how she plans to take the boy home. «And what have you thought about transport?» he says. But as with so many things, the word «transport» has an entirely different meaning for Benjamin. For him, the word means only one thing – yet another train ride to a destination more hideous than the one he left behind. He goes wild, screaming and hitting and biting.

Yet, astonishingly, his behavior didn't invoke sympathy. On the contrary, the grown-ups hit him and scolded him for «appalling behavior.»

So, while this book is about the struggle for memory, it is also about the denial of it. After the war Benjamin is ordered by his foster parents and teachers in Switzerland to forget about the past, as if that could be possible. We don't know why, what their intentions were, because Benjamin didn't. He didn't even realize the war was over, that he was really safe, until he was a senior in high school and learned about the Holocaust. Throughout his childhood he remained ever on guard for reprisals from adults, with their untrustworthy track record. He told no one about hearing adults crush the skulls of babies, or about being afraid to empty his bowels at night in a common latrine because boys who accidentally made a mess would disappear the next day. He didn't tell about the kind grownups, either, the women inmates who hid him and other children in the piles of clothing they were sorting – or about what happened to the children who were discovered (they were tossed through a window and crushed with sticks and other weapons).

Occasionally, he slips up. When he is shown a picture of William Tell, a Swiss hero, at school, he is horrified. The teacher asks him to describe the picture and he says: «I see – I see an SS man . . . and he's shooting at children.» As he tries to explain, the teacher finally cuts him off and tells him to «stop talking drivell.» With this book, Benjamin Wilkomirski has found his voice. He has said all the things he wasn't able to articulate before with courage and cinematic urgency. He says, «I'm not a poet,» but in Carol Brown Janeway's translation he writes with a poet's vision, a child's state of grace.

Julie Salamon's most recent books are «The Net of Dreams» and «The Christmas Tree.»

... zusammengesetzt und – fort: unter anderen Vorzeichen

Die Weltwoche; 27.08.1998; Nummer 35; Seite 45

Die geliehene Holocaust-Biographie

Benjamin Wilkomirskis «Bruchstücke», das derzeit erfolgreichste Schweizer Buch, ist eine Fiktion

Von Daniel Ganzfried

Ein Kind kommt im Alter von zwei bis drei Jahren ins Räderwerk der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie, überlebt Majdanek, Auschwitz, überlebt die ganze Fahrt durch das Horrorkabyrinth und wird schliesslich an die Gestade des Zürichsees gespült, wo es das Erlebte bei sich behält, bis es als längst erwachsener Mann zu schreiben beginnt. Das Manuskript landet bei der angesehenen Zürcher Literaturagentur Liepman und erscheint schliesslich unter dem Titel «Bruchstücke, aus einer Kindheit 1939-1948» 1995 im jüdischen Verlag bei Suhrkamp.

Seither steht Benjamin Wilkomirski im Licht der Öffentlichkeit. Dies Kind, ein Mensch aus Fleisch und Blut, geht um die Welt. Übersetzungen in mehr als ein Dutzend Sprachen, bis jetzt drei Filme, ein Theaterstück, gelehrte Abhandlungen, unzählige Features und Rezensionen – nichts fehlt, um vor dem grossen Auftritt der literarischen Schweiz in Frankfurt noch einmal auf dieses seit Jahren erfolgreichste Buch aus unserem Lande hinzuweisen. Vergleichbar ist ihm vielleicht noch Zoe Jennys «Blütenstaubzimmer», ein anderes kleines Büchlein, das einige Jahre später im selben Verlag erschien. Aber es wurde immerhin als Roman rezipiert, was es im Bereich der Unschuld belässt.

Wir lesen «Bruchstücke» und sind erregt von der Brutalität des Beschriebenen, aber auch etwas abgestossen: Ratten fressen sich aus toten Leibern ins Freie, zertrümmerte Kinderschädel verspritzen Gehirnmasse über schlammigen Schnee, ein Vater speit Blut im Bogen aus, als er vom Fahrzeug zu Tode gequetscht wird, und zwei sterbende Kinder nagen sich Hungers ihre schon erfrorrenen Finger bis auf die Knochen ab.

Alles eine antisemitische Verschwörung?

Solche Episoden müssen jeden Leser ins Herz treffen, da kann für den Autor nichts schiefgehen, denken wir, lesen weiter und wehren die Scham ab, die uns zwischen der Grobheit der Darstellungen und dem poesiealbumhaften Pathos der Sprache befällt. Als würde hier einer ohne jedes eigene Zutun beschreiben, was ihm aus einem abscheulichen Bildband mit schlechten Kommentaren entgegen schlägt. Die Anteilnahme an diesem Schicksal, das der Autor als sein eigenes reklamiert, will Fragen verbieten. Wir möchten das Büchlein ins Gestell verbannen, Abteilung Holocaust. Aber ein Vorbehalt lässt sich nicht beiseite drängen: In welchem Grund wurzelt die hier wiedergegebene Erinnerung eines Mittfünfzigers an seine früheste Kindheit?

Ein Schlusswort «zu diesem Buch» hält fest, dass er keine Geburtsurkunde habe, nur einen «behelfsmässigen Auszug», der den 12. Februar 1941 als Geburtsdatum angibt. Die Dokumentarfilme klären nichts, ebensowenig die schriftlichen Publikationen. Auch nach unserem mehr als siebenstündigen Gespräch mit dem Autor in seinem lieblich renovierten Thurgauer Bauernhaus ist keine unserer Fragen beantwortet.

Wer ist Benjamin Wilkomirski? Das Produkt eines kreativen Aktes von Bruno Doessekker, wie er bürgerlich heisst und an seinem Briefkasten angeschrieben steht, genährt mit historischer Recherche? Oder tatsächlich das Kind aus Riga, der Tötungsfabrik entronnen?

In einem Vortrag am Psychoanalytischen Seminar Zürich, Anfang dieses Jahres gehalten und ab Tonband zu hören, begegnet uns Wilkomirski als Vertreter einer therapeutischen Methode, der «interdisziplinären Therapie». Sie will Menschen ohne gesicherte Identität «therapieren», indem sie Erinnerungsfetzen ans Licht hebt, ihnen passende Fakten und Örtlichkeiten aus der realen Geschichte beifügt. Auf diese Weise soll eine eigene Lebensgeschichte, Identität inklusive, zurückgewonnen werden.

Auf die naheliegende Frage, wie Fiktion und Faktizität, die beiden Bestandteile einer jeden erzählten Erinnerung, voneinander unterschieden werden, warten wir vergeblich. Das Publikum, in der Mehrheit immerhin ausgebildete Analytiker, zog es vor, erschauert zu schweigen, wie uns verschiedene Teilnehmer der Veranstaltung bezeugen. Tage später, bei unserer Begegnung, bietet Wilkomirski folgende Theorie an: Die traumatische Erinnerung bewahre glasklar in der Seele, was sich einst, selbst im jüngsten Kindesalter, zugetragen habe.

Wir sitzen mit Benjamin Wilkomirski am Tisch. Wohin das Auge blickt – Judaica: Wandbehänge mit biblischen Motiven, Mesusot (Türkapseln) an jedem Durch- und Eingang, Davidsterne und Bilder aus dem Heiligen Land. Uns ist, als könne jederzeit ein Rabbiner vorbeikommen, um das Glaubensbekenntnis seines Konvertiten zu überprüfen. Ein beeindruckendes Archiv scheint zu bezeugen, dass der Mann, ausgerüstet mit allen Mitteln der modernen Kommunikation, es ernst meint mit der Erforschung historischer Faktizität. Auf unsere Fragen nach dem schweizerischen Teil seiner Vita – Jahreszahlen, Heimatgemeinde, Aufenthaltsort, bevor er nach Zürich kam, Fotomaterial aus seiner Kindheit – begnügt er sich mit einer Verschwörungstheorie.

Nur soviel: Ein Komplott aus antisemitischen schweizerischen Gemeindebeamten, kaltherzigen Pflegeeltern und korrupten Behörden soll dem Kind durch eine gefälschte Identität seine jüdische Herkunft ausradiert und dem Heranwachsenden unter Androhung von Strafe Mund und Seele versiegelt gehalten haben. So wurde der Holocaust an ihm schliesslich doch noch vollendet, durch die Schweiz, denken wir – und es passt uns allzu wohlfeil in die aktuelle schweizerische Geschichtstrunkenheit. Wir geben zu, dass wir einiges nicht glauben, und ziehen von dannen, denken aber, eine genauere Recherche würde sicher auch ihm helfen, seine Geschichte zu belegen. Wir treffen Bekannte von Bruno Doessekker aus der Schulzeit. Sie zeigen uns Fotografien, erzählen Geschichten. Alles in allem gewinnen wir den Eindruck eines wohlherzogenen, in grosszügigem Elternhaus aufwachsenden, von einer ihn abgöttisch liebenden Mutter und einem etwas steifen Vater umsorgten jungen Bruno Doessekker. Zwei Talente sind schon früh aufgefallen: Er musiziert mit Verve und erfindet hie und da absonderliche Geschichten, die sich als Legende entpuppen.

Der Junge hat erste Freundinnen. Keine von ihnen kann uns bestätigen, dass er damals beschnitten war. Aber das heisst nichts, viele Kinder wurden damals nicht mehr beschnitten. Auch dass er ein begeisterter Skifahrer war, auf und neben den Pisten, besagt sowenig wie alle übrigen Episoden, die ein ganz anderes Bild des jungen Bruno ergeben, als dieser es in Buch und Gespräch erzeugt. Zum Beispiel soll er sich angesichts eines Skiliftes zu Tode erschreckt haben, weil er ihn an die Leichenkarren in die Verbrennungsöfen erinnert hätte. Die Fotografien, die wir sehen, nachdem er uns keine einzige zeigen konnte, hinterlassen das Bild eines schönen jungen Menschen mit gewelltem Haar, sanften Augen, ganz auf der Höhe der Moden seiner Zeit.

Immer noch räumen wir der Möglichkeit, der Mann habe seine Geschichte tatsächlich erlebt, jeden Spielraum ein. Wir sind zuversichtlich, dass in einem Land wie der Schweiz kaum jemand aufwächst, ohne diverse Spuren zu hinterlassen, die sein Leben einigermassen schlüssig zurückverfolgen lassen. Wir sind aber auch erstaunt, dass Wilkomirski alias Doessekker diesen Spuren nicht schon selber nachgegangen ist.

Dieser Zeuge war nie in der Hölle

Und sind mehr als erstaunt, als er sich bald telefonisch und schriftlich drohend gegen weitere Nachforschung verwahrt. Vom Suhrkamp-Verlag erfahren wir, Wilkomirskis Schweizer Anwalt habe schriftlich bestätigt, es sei unmöglich, Bruno Doessekkers Identität bis zur Geburt zu sichern. Uns sagt der Anwalt, Herr Wilkomirski selber habe auf die Akteneinsicht bei den Ämtern verzichtet. Für ihn als Anwalt sei damit die Sache erledigt gewesen. Offenbar auch für den Verlag, dem dieses sein Schreiben genügt hat.

Im Zürcher Stadtarchiv stossen wir auf das erste Dokument, das uns stocken lässt. Bruno Doessekker wurde am 22. April 1947 an der Primarschule Zürich Fluntern in der ersten Klasse eingeschult. Er hatte im ersten Jahr 25 Absenzen und gab in keinem der folgenden Jahre Anlass zu Bemerkungen der Lehrkräfte. 1947? Wir erinnern uns. In einem der Filme («Das gute Leben ist nur eine Falle, ein Besuch bei B.W.», Eric Bergkraut, 3sat) wird festgehalten, dass Wilkomirski erst ab 1948 in der Schweiz lebte. Wir lesen sein Buch erneut: Die Begebenheiten, die er aus der Nachkriegszeit als eigenes Erleben in Polen schildert, lassen es schwerlich zu, dass er 1947 in der Schweiz zur Schule ging. Doch wir wollen uns nicht schon festlegen. Nur ist da noch dieser Altersunterschied von drei Jahren, den er auf alle seine Klassenkameraden gehabt hätte. Niemandem fiel etwas auf, so wenig wie an seiner Sprache – Zürichdeutsch ohne Wenn und Aber. Drei Jahre sind in einem Kinderleben viel, im Alter von sechs bis sieben fast die Hälfte des gelebten Lebens, sagen wir uns und suchen weiter.

Ein Foto zeigt uns den jungen Bruno sogar schon im Sommer 1946 im Kreise seiner Nächsten putzmunter vor der Villa am Zürichberg. Es wird langsam knapp im Buch, aber noch neigen wir dazu, im Grundsatz zu glauben. Unterdessen treffen weitere Interventionen ein. Wilkomirski und eine ihm offenbar sehr verbundene ‚Aktion Kinder des Holocaust‘ bitten schriftlich und mündlich, von weiteren Recherchen abzusehen. Wilkomirskis ohnehin beeinträchtigte Gesundheit als Auschwitz-Überlebender würde dadurch weiter geschädigt. Wir entschliessen uns zur Diskretion, nachdem uns der Name seiner Heimatgemeinde aus den Akten bekannt wurde: 2732 Saules bei Tavannes. Die vorläufigen Umrisse der Geschichte geben folgendes Bild:

Am 12. Februar 1941 gebar Yvonne Berthe Grosjean in Biel ein uneheliches Kind. Name: Bruno Grosjean, Heimator: Saules bei Tavannes, Kanton Bern. Der Bruder von Yvonne Grosjean möchte sich um den Kleinen kümmern, kann aber nicht verhindern, dass Bruno vorübergehend in ein Kinderheim nach Adelboden kommt und 1945 zur Adoption freigegeben wird.

Herr und Frau Doessekker, ein Ärztehepaar aus Zürich Fluntern, kinderlos, erhalten das Kind vorerst zur Pflege. Vor der Einschulung am 22. April 1947 in die Primarschule Fluntern wird ein Gesuch um Namensänderung bei den kantonalbernerischen Behörden eingereicht. Nach dessen Bewilligung heisst Bruno nicht mehr Grosjean, sondern Doessekker, wie seine Pflegeeltern. Bruno Doessekkers leiblicher Vater, der später noch Kinder hatte, bezahlte Unterhaltsbeiträge, bis 1957 die Adoption rechtskräftig wird. Frau Grosjean heiratet später einen Walter Max Rohr, heimatberechtigt in Hunzenschwil, Aargau, und starb 1981, kurz nach ihrem Ehemann, in Bern, wo sie auf dem Bremgartenfriedhof in einem Urnengrab bestattet wurde.

Bruno Doessekker machte am Freien Gymnasium Zürich die eidgenössische Matur, wurde Musiker und Instrumentenbauer, Vater von drei Kindern. Da seine leibliche Mutter keine weiteren Kinder hatte, fiel ihr Nachlass an ihn, der das kleine Erbe wohl antrat. 1985 starben auch seine Adoptiveltern. Seither lebt Bruno Doessekker in Wohlstand. Auch wenn er seine Türschilder mit der neuen Identität beschriftet – Benjamin Wilkomirski ist ein Pseudonym, sein Träger war nie als Insasse in einem Konzentrationslager.

All dies musste mit grossem Recherchieraufwand herausgefunden werden, weil Wilkomirski alias Doessekker die Einsicht in die betreffenden Akten nicht gestattet, was als Privatmann sein gutes Recht ist, aber auch bestätigt, dass er tatsächlich von den Akten betroffen und Geheimnisherr in Sachen der verstorbenen Frau Grosjean ist. Die Veröffentlichung seines Buches und seine Vortragstätigkeit aber machen den Privatmann Doessekker zur öffentlichen Figur Wilkomirski, die sich Fragen derselben Öffentlichkeit zumindest gefallen lassen muss.

Unsere Recherche lässt keinen andern Schluss mehr zu: Wilkomirski ist in der Schweiz geboren, in bestem Zürcher Hause aufgewachsen. Sein Buch wäre als Roman diskutierbar. Es entbehrt nicht der historischen Sorgfalt. Schliesslich hat der Autor, wie uns erzählt wurde, in Genf Geschichte studiert, ein Liziat über die Konferenz von Evian angefangen und Geschichte weiterhin aus Leidenschaft betrieben, was sein immenses Archiv bezeugt. Nun beansprucht sein Buch aber explizit Zeugenschaft.

Wir versuchen seinen schreibenden Akt zu verstehen, der offenbar so weit ging, dass sich der Autor eine Romangestalt mit Haut und Haaren einverleibt hat. Irgendwo auf der Grenzlinie zwischen Fiktion und Geschichtsforschung muss ihm die Distanz zu seinem erschriebenen ich eingestürzt sein, so dass er ich wurde. Wilkomirski alias Doessekker ist kein Schriftsteller. Sein Bericht bewegt sich nicht im Reich der Literatur. Er ist wahrscheinlich die verinnerlichte Bildersammlung eines Menschen, dem die Phantasie durchgebrannt ist – ganz unabhängig davon, ob es einen Wilkomirski gegeben haben könnte, von dem Doessekker die Grundzüge seiner Lebensgeschichte im KZ entlehnt hätte.

Aber das erklärt nicht den überwältigenden Erfolg. Es erklärt nicht, weshalb jedes ernstzunehmende Feuilleton dieses Buch gefeiert hat, als handle es sich um die Originalniederschrift des Alten Testaments. Es erklärt auch nicht, dass die halbe

Psychoanalytikergemeinde von Zürich bis Israel sich soweit irreführen lässt, dass sie dem Glauben verfällt, statt beharrlich nachzufragen. Es erklärt nicht, wie allein in der Schweiz zwei Filme gedreht werden konnten, beide auch mit öffentlichen Geldern finanziert, die vorgeben, Dokumentarfilme zu sein, und der Figur des Benjamin Wilkomirski folgen, ohne auch nur einen Fakt aus dem Leben des Bruno Doessekker zu klären.

Na und?, kann man einwenden, wenn es gut erfunden ist? Karl May sei auch nie bei den Apachen gewesen, sein Häuptling Winnetou nichts als eine Überhöhung damals vorherrschender Gesamtugenden, was die Bücher ja nicht schlechter mache. Und wenn ein Buch über ein Kinderschicksal aus dem Konzentrationslager diese Fülle an Mitgefühl provoziert, so mag es ebenso zur Erhebung seiner Leser beitragen.

Nur: Karl May hat mit dem Häuptling der Apachen, mit Kara Ben Nemsy und wie sie alle heißen, literarische Figuren geschaffen, die jederzeit als solche erkennbar sind. Bruno Doessekker/Wilkomirski hat nichts zustande gebracht als ein Ich, das jede Frage nach der literarischen Qualität zu verbieten scheint. Die Realität der Konzentrationslager dient ihm als Rohmaterial für eine fiktive Biographie. Spätestens bei Erscheinen seines Buches und dem überraschenden Echo muss er sich entschlossen haben, der Mitwelt gegenüber zu verkörpern, was er sich ausgedacht hat. Seine Kreativität beschränkt sich auf die mimetische Schauspielkunst.

Wo Winnetou heute auf einer Freilichtbühne in Bayern auftritt, weiss jedes Kind, wie der Schauspieler heisst. Bei Wilkomirski aber, der auf vielen Bühnen tanzt, verhält es sich anders. Er hält Vorträge, bietet seine Dienste als Experte für Rückgewinnung von Identität an, nimmt Gelder öffentlicher Institutionen entgegen – alles unter der Voraussetzung, dass er der ist, für den er sich ausgibt. Tritt er wieder ab, meinen zum Beispiel die Schüler an einer Zürcher Kantonschule, sie hätten mit eigenen Augen einen gesehen, der leibhaftig aus der Hölle zurückgekommen ist. An die Hölle glaubten sie nie. Aber nun müssen sie erfahren, dass auch der Zeuge falsch war. Bald glauben sie gar nichts mehr, und morgen schon neigen sie dazu, dem zu glauben, der ihnen erzählen will, dass Auschwitz nur ein Arbeitslager war, wo leider auch ein paar Insassen zuviel gestorben seien.

Gerade vor der Faktizität der Todesfabriken, von den Nazis so angelegt, dass niemand ihre Existenz je für möglich halten würde, kommen der Zeugenschaft und dem Vertrauen, das die Nachwelt in sie haben können muss, eine besondere Verantwortung zu. Es erscheint menschlich, dass man einem, der aussagt, im Innern der Hölle gewesen zu sein, um so mehr glaubt, als er durch seine Person so plastisch bezeugt, was sich unsere Gedanken niemals anzueignen vermögen. Er nimmt uns die Aufgabe des Nachdenkens und die erschütternde Erfahrung des Versagens unseres Menschenverstandes vor dem Faktum Auschwitz ab. Wir benötigen das Erleben des andern, um nicht denkend wettmachen zu müssen, was sich der Vorstellungskraft entzieht. Gedankenlos mitleidend, finden wir im Opfer

den Helden, mit dem wir uns auf der Seite der Moral verbrüdernd können: Benjamin Wilkomirski. Wer uns dies ermöglicht, braucht mehr nicht zu leisten, als sich vor das Eingangstor nach Auschwitz zu stellen: «Ich bin derjenige, der von dort kommt!»

Es mag erstaunen, wie billig sich die Rezipienten und Multiplikatoren in Film und Literatur abpeisen lassen. Dass ihnen aber vor einem Konstrukt wie Wilkomirskis Lebensgeschichte nicht nur die Freiheit zu fragen, sondern auch der Mut des eigenen Urteils abhandenkommt, muss erschrecken. Mit dieser Urteilsunfähigkeit bleibt auch der Anspruch auf Qualität auf der Strecke – was die einmütig überhöhte Meinung zu Wilkomirskis und anderer schlichtwegs schlechter Produkte hiesiger Literatur und Kunst belegt.

Dass Auschwitz nun aber als Fundus der Lebenslüge von Leuten dient, die in ihrer Wohlstandsbiographie zuwenig Erzählenswertes finden, um daraus eine Legende zu spinnen, und dabei nach Gutdünken des Kulturbetriebes zur Verwüstung abgetragen wird wie im vorliegenden Fall: das muss zur couragierten Gegenwehr bewegen. Auch wenn wir davon ausgehen, dass erst die Leichtgläubigkeit vieler, die nur das Beste für ihren Opferhelden Wilkomirski wollten, Bruno Doessekkers Wilkomirski Kreation zum Wahn verführt hat, man könne sich die exotische Lebensgeschichte eines jüdischen Kindes aus Riga überstreifen und fortan mit der faszinierenden Identität des Leidgeprüften durchs Leben gehen. Mitleid ersetzt das Denken

Bruno Doessekkers Pseudologie fiel in eine Welt, die sich emsig damit beschäftigt, die Wundmale ihrer Geschichte mit Prothesen und Narkotika zu heilen. Wer will, schlägt sich auf die Seite der Gläubigen, wo unter mitleidsüchtiger Anteilnahme die schwärende Wunde Auschwitz im Körper der Menschheit schmerzlos weiter fault. Hier ist Mitleid ein erhebendes Gefühl. Es hilft über manchen menschlichen Abgrund, bringt uns den andern zwar nicht näher, aber uns wenigstens näher zu ihm hin.

Wenn Mitleid, die letzte Tugend des guten Menschen, über den Abgrund von Auschwitz zu verführen beginnt, so schwindet genau das, was am Faktum selber den weltabgewandten Charakter und in der Folge die Schwierigkeit des Erinnerns ausmacht: die Bodenlosigkeit. Die industrielle Massentötung, das Zentrum des nationalsozialistischen Herrschaftssystems, verschwimmt zur Episode.

Menschlichkeit füllt den Graben, vor dem unserem Verstand nur grauste, wäre der Versuch zu verstehen nicht immer wieder ein Akt des Widerstandes: gegen jenen Ort der Stille, der auf unser Nicht-Verstehen angelegt war und wo das Experiment der totalen Herrschaft in Erfüllung ging, während rundherum die Welt im Geschäft des Krieges abgelenkt war.

Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker aber kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist. Kind aus Riga oder Junge vom Zürichberg?

... und ein Verlag beginnt zu reden: von Aufgaben und Auflösungen

Solothurner Zeitung; 09.09.1998

Suhrkamp zu den Widersprüchen

Der Frankfurter Suhrkamp Verlag hat am Montag zu den Vorwürfen gegen den Autor Benjamin Wilkomirski Stellung genommen.

Es sei nicht Aufgabe des Verlags, den Widerspruch zwischen der juristischen Identität des Autors und dessen erinnelter Lebensgeschichte aufzulösen, schreibt Verleger Sigfried Unseld.

In einem Artikel in der Zürcher Wochenzeitung «Die Weltwoche» wurden Zweifel an der Authentizität der im 1995 erschienenen Roman «Bruchstücke» beschriebenen KZ-Erinnerungen Wilkomirskis geäussert. Unseld verweist auf die historischen Nachforschungen, die der Verlag bereits vor der Publikation des Buches 1995 gemacht habe: Die Historikerin Lea Balint habe in Yad Vashem, der Gedenk- und Forschungsstätte der Shoah in Jerusalem, die Geschichte Benjamin Wilkomirskis ausgewertet und für glaubwürdig befunden.

Ebenso habe sich die polnische Historikerin Professor Kurek-Lesik, welche das Kinder- und Frauenfeld des Lagers Majdanek erforscht, zu einzelnen Aspekten von Wilkomirskis Erinnerungen geäussert. Unseld räumt ein, dass Urkunden den Erinnerungen des Autors widersprüchen. Das sei allerdings in solchen Fällen jüdischer Holocaust-Kindheiten häufig.

Nach Recherchen der «Weltwoche» kam der Autor Wilkomirski, dessen bürgerlicher Name Bruno Doessekker lautet, 1941 als unehelicher Sohn von Yvonne Berthe Grosjean in Biel zur Welt. Er wurde in einem Kinderheim untergebracht, später von dem Ehepaar Doessekker aus Zürich adoptiert und ist demnach – immer laut «Weltwoche» – ohne jüdische Abstammung und Kindheit im KZ.

SDA

... und in Seiten wird gehieben; Zeugen tauchen auf

SonntagsZeitung; 13.09.1998

Dichtung und Wahrheit

Zeugen bestätigen Echtheit von Benjamin Wilkomirskis Auschwitz-Erinnerungen
Von Iso Ambühl

Benjamin Wilkomirskis Buch «Bruchstücke» schlägt erneut Wellen: Seine Erinnerungen an die Kindheit im Konzentrationslager sei reine Fiktion, behauptet der Schriftsteller Daniel Ganzfried. Nun sind in Israel aber Zeugen aufgetaucht, die den Wahrheitsgehalt von Wilkomirskis Geschichte bestätigen.

Vor drei Jahren ist im Suhrkamp-Verlag das Buch «Bruchstücke, aus einer Kindheit 1939-1948» erschienen. Der im Kanton Thurgau wohnhafte Musiklehrer Benjamin Wilkomirski erinnert sich darin an seine Kindheit in Polen, an seine Zeit in Konzentrationslagern und seine Jahre bei Adoptiveltern in der Schweiz. Das Werk

erregte grosse Aufmerksamkeit und eroberte auf Anhieb die Bestsellerlisten. Es wurde in zwölf Sprachen übersetzt und ist derzeit das erfolgreichste Schweizer Buch.

Doch nun ist das mit dem National Jewish Book Award preisgekrönte Werk plötzlich in die Schlagzeilen geraten. Der Zürcher Schriftsteller Daniel Ganzfried hat dem Autor in zwei «Weltwoche»-Artikeln massive Vorwürfe gemacht. Die beschriebene Kindheit Wilkomirskis, so behauptet Ganzfried, sei reine Fiktion, eine Fälschung und Lebenslüge, weil der Autor «nie Insasse eines Konzentrationslagers war». Aufgrund der Faktenlage im Zivilstandsregister, einem ausführlichen Dossier der Vormundschaftsbehörde in Biel und Auskünften von Verwandten ist Ganzfried überzeugt, dass Benjamin Wilkomirski das Pseudonym von Bruno Doessekker sei. Seit 1945 habe der 1941 unehelich geborene Bruno bei seiner Pflegefamilie Doessekker in Zürich gewohnt.

Doch nun sind in Israel Zeugen aufgetaucht, die den Wahrheitsgehalt von Wilkomirskis Geschichte erstmals öffentlich bestätigen. Eine Zeugin ist Lea Balint, Leiterin der Abteilung «Kinder ohne Identität» des Ghetto-Fighters House in Jerusalem. Sie befasst sich seit Jahren mit Kindern, deren Identität in Folge des Holocaust verlorengegangen ist. In den letzten Jahren hat sie eine Datenbank mit Informationen zu 2'400 Waisen aufgebaut.

Balint ist denn auch überzeugt, dass Wilkomirskis Geschichte stimmt. Sie war mit ihm 1994 in Krakau und hat dort seine Informationen überprüft. Wilkomirski habe sich erinnert, dass er in zwei Waisenhäusern von Krakau untergebracht gewesen sei. «Er nannte die Namen der Strassen, an denen sich diese Häuser befunden hatten», sagt Balint. Zudem habe er den Namen eines Mädchens genannt, das – gemäss späteren Nachforschungen – auch in dem dortigen Waisenhaus untergebracht gewesen sei, versichert Balint. Zudem habe eine ehemalige Insassin des polnischen KZ Majdanek bestätigt, dass die Schilderungen Wilkomirskis über dieses Lager zuträfen.

Auf Anfrage der SonntagsZeitung..

versicherte auch Julius Löwinger aus Israel, der nach dem Krieg als 15-jähriger im gleichen Krakauer Waisenhaus wie Wilkomirski gewohnt hat, dass Wilkomirski an diesem Ort gelebt haben müsse. Persönlich habe er ihn zwar nicht getroffen, weil er älter sei: «In einem Gespräch mit mir hat er aber das Haus und den damaligen Spielplatz sowie seine geographische Lage mit vielen Details beschrieben.» Zudem habe er den Namen eines Betreuers des Waisenhauses gekannt. Aufgrund der genauen Details ist Löwinger «zu 100 Prozent sicher», dass Wilkomirski in Krakau war: «Ich bin bereit, dies vor einem Gericht zu bezeugen.» Trotz der neuen Zeugen hält Ganzfried an seiner Darstellung fest.

Konfrontiert mit diesen Aussagen gibt Daniel Ganzfried zu, dass er im Zuge seiner Recherchen weder mit Balint noch mit Löwinger gesprochen habe. Dabei ist bekannt, dass sich der Suhrkamp-Verlag bei der Herausgabe des Buches unter ande-

ren auf Balints Aussagen zur Lebensgeschichte Wilkomirskis gestützt hat. Er habe für ein Gespräch mit Balint keine Veranlassung gehabt, erklärt Ganzfried, weil er sich auf die Faktenlage in der Schweiz beschränkt habe.

Die amtlichen Unterlagen über Geburt und Herkunft von Wilkomirski, die Ganzfried als Beweis gegen den Wahrheitsgehalt von Wilkomirskis Identität anführt, genügen Lea Balint jedoch nicht. «Viele Kinder aus KZ erhielten von ihren Adoptiveltern eine neue Identität in der gutgemeinten Absicht, dass sie alles Vorherige vergessen sollten», sagt sie.

Im Falle Wilkomirski ist Ganzfried indes entschieden anderer Meinung. Wenn die Adoptiveltern Wilkomirski tatsächlich eine neue Identität gegeben hätten, würde dies nämlich bedeuten, dass man nicht nur dessen Geburtsurkunde, sondern auch seine gesamte Adoptionsakte Doessekkers hätte fälschen müssen. Deshalb vermutet Ganzfried, dass sich Wilkomirski beim Verfassen von «Bruchstücke» an sein «riesiges historisches Archiv» gehalten habe, «aus dem man jede Identität destillieren kann».

Ganzfried rückt deshalb auch weiterhin nicht von seiner Überzeugung ab, dass Wilkomirskis Erinnerungen gefälscht seien – zumal seine in der «Weltwoche» dargelegten Fakten bisher weder vom Verlag noch vom Autor bestritten worden seien. Vor dem Hintergrund von Auschwitz sei es für ihn weiterhin unmöglich, dieses Buch einfach hinzunehmen. «Sonst droht Auschwitz zu einer Mythenmaschine zu verkommen.» Denn wer mit dem Thema Auschwitz daherkomme, sei geschützt und imprägniert vor jedem Zweifel. Ihn erstaunt daher auch nicht, dass die Literaturkritik weltweit dieses «plumpe Buch» schätze. Es handle sich um so etwas wie eine «Heidi»-Geschichte aus Auschwitz.

Starker Tobak oder einfach Kollegenschelte? Ganzfried selbst hat nämlich selbst ein Buch geschrieben: den Roman «Der Absender», der auf dem Rohstoff der Lebensgeschichte seines Vater als Auschwitz-Überlebenden handelt. Allerdings: Dieses Buch war nicht derart erfolgreich wie dasjenige von Wilkomirski.

... Experten: Herr Volkhard Knigge spricht

Die Weltwoche 17.09.1998

Heute weiss man, was eine «gute» Holocaust-Geschichte ausmacht

Der Historiker Volkhard Knigge über Benjamin Wilkomirskis Buch, über Fakten und Fiktion in den Zeugnissen Überlebender

Interview: Claudia Kühner

Weltwoche: Sie beschäftigen sich seit langem mit der Literatur aus dem Holocaust. Hat sie sich im Lauf der Jahrzehnte verändert?

Volkhard Knigge: Ich stehe im Spannungsfeld zwischen Forschung und Zeitzeugenschaft. Die Öffentlichkeit denkt oft, historische Forschung sei kalt, distanziert, das gesprochene Zeitzeugnis aber authentisch. In der Rezeption führt das zu Hierarchien.

Kannten Sie das Buch von Wilkomirski?

Ich habe es damals überflogen. Es hat mich nicht interessiert. *Weshalb nicht?*

Dazu muss ich etwas ausholen. Die nach dem Krieg niedergeschriebenen Augenzeugnisse vieler Häftlinge, die sich nicht um literarische Qualität bemühten, stiessen nur auf wenig Interesse. Einen Durchbruch brachte erst Primo Levis «Ist das ein Mensch?» von 1961. Hier schrieb jemand mit ästhetisch-literarischem Anspruch.

Die zweite Phase setzte 1979 mit der amerikanischen Serie «Holocaust» ein. Mit Sentimentalisierung und Trivialisierung wurde das Interesse der Massen geweckt. Dieser Erfolg war Ende der fünfziger Jahre durch die Entdeckung von Anne Frank gewissermassen vorweggenommen. Allmählich entwickelte sich so etwas wie eine Vorstellung, wie Holocaust-Literatur auszusehen hat, welche Orte, welche Themen vorkommen müssen. Nur vor so einem Hintergrund kann ich mir eine erfundene Biographie überhaupt erklären.

Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie von diesem Fall gehört haben?

Ich war nicht verwundert. Heute existiert ein ganzer Fundus an Holocaust-Literatur, der zeigt, wie darüber zu erzählen ist. Da lag so etwas in der Luft. Ich legte das Buch damals bald beiseite. Weder Form noch Ton waren so, dass man das Gefühl hatte, hier habe einer geschrieben, der nicht anders konnte. Zur traumatischen Erinnerung gehört, dass sie nicht beherrschbar ist. Bei Imre Kertesz oder Primo Levi spürt man das.

Ist Ihnen so etwas schon begegnet?

Ich kenne keinen konkreten Fall. Wir wissen aber, dass es zunehmend schwieriger ist zu unterscheiden, ob Zeitzeugenberichte noch der eigenen Erfahrung folgen oder sozusagen imprägniert sind von den vielen Texten und Bildern, die zu dem Thema kursieren.

Was wissen Sie über allerfrüheste Erinnerungen aus den Lagern?

Sie werden eingekapselt, so wie jede traumatische Erinnerung. Ein Trauma ist ja dadurch gekennzeichnet, dass es sich sprachlich nicht vermittelt. Aus Buchenwald kennen wir die Geschichte Jerzy Zweigs – als Dreijähriger befreit -, die durch den Roman «Nackt unter Wölfen» ihre literarische Fassung bekam, später popularisiert durch die Filmfassung und verstärkt durch die DDR-Propaganda. Hier sieht man, wie sich die von aussen zugeschriebene Geschichte über die Lebensgeschichte dieses Kindes legte. Wenn Zweig heute über das Lager spricht, dann so, wie ein Dreijähriger es nicht tun konnte.

In den letzten Jahren ist eine Flut von Büchern Überlebender erschienen. Wie erklären Sie sich das?

Es wird auch geschrieben, weil zugehört wird. Darin ist viel Positives. Dazu kommt aber auch eine Art Fehlleistung von Aufmerksamkeit. Sie geht zurück auf die Rezeption der «Unfähigkeit zu trauern» der Mitscherlichs.

Welche Fehlleistung?

Man verstand den Kernvorwurf der Autoren so, die Deutschen verweigerten die Trauer um die Opfer. Daraus wurde: Wir müssen uns mit den Opfern identifizieren, damit man das Gute tut, das die Mitscherlichs einklagten. In Wirklichkeit haben sie das Gegenteil geschrieben: Die Deutschen verdrängten die Trauer um die Identifikationsfigur Hitler, der von aussen zum Untergang gebracht worden sei. So aber meidet man die Auseinandersetzung mit Tätern und deren Helfern. *Ist das der Grund, dass es keine Beschäftigung mit den Tätern in auch nur annähernd vergleichbarem Mass gibt?*

Man hat in den Anfängen die Täter quasi übersprungen und sich mit dem Faschismus auseinandergesetzt. Allgemeine Fragen waren leichter zu beantworten als die Frage, wo war mein Vater, wo die Mutter? Erst die Enkel fragen heute genauer nach.

Wie könnte sich eine so extreme Identifikation wie mit einem Kind in Auschwitz erklären?

Was sich in der Psyche eines Einzelnen abspielt, ist schwer zu sagen. Grundsätzlich gesprochen, tragen Identifikationsprozesse immer Anteile von Abwehr in sich. Wer sich auf die Opferseite stellt, muss sich nicht mit dem beschäftigen, was zur Tat hinführt. Man ist auf der Seite der Guten und, marketingmässig gesprochen, im Brennpunkt eines starken Interesses.

Welche Bedeutung hat die bewusste, künstlerische Gestaltung von Erinnerung? Verschiedene. Kunst zum Beispiel, die illegal in den Lagern entstanden ist, setzte noch einen anderen, der hören wollte, voraus. Dadurch blieb so etwas wie Brüderlichkeit möglich und damit Hoffnung. Kunst kann durch den Akt der Gestaltung auch helfen, von den Dämonen zu entlasten. Eine weitere Bedeutung hat besonders die Literatur bekommen. Künstlerische Qualität kann das Interesse dauerhafter machen. Darin liegt aber zugleich die Falle verborgen: Das Ästhetische übermächtigt das Reale, Fiktion entsteht.

Womit wir uns dem Ausgangspunkt nähern.

Das geschieht dann, wenn zum Beispiel an KZ-Erinnerungen bestimmte Erwartungen geknüpft werden. Nun kann man mit dem zeitlichen Abstand Geschichte immer besser formen. Das ist noch jeder Vergangenheit geschehen, nur berührt es uns angesichts von Auschwitz mehr; es verletzt die moralische Integrität von Erinnerung.

Hat Sie nicht gewundert, dass ein wirklich Traumatisierter so nicht schreibt?

Ich habe mich gewundert, dass man sozusagen alles findet, was heute zu einer «guten» Holocaust-Geschichte gehört. Dagegen fehlt es an innerer Reflexion.

Teilen Sie die Meinung, dass hier vor allem Holocaust-Leugner bedient werden?

Das ist ein gewichtiges Argument. Wenn eine noch so plausible Geschichte eine Erfindung ist, muss man das aber klar sagen.

Muss man Wahrheit gegen eine solche Fiktion verteidigen?

Durchaus. Der heute 16jährige hat das Recht, nach Beweisen zu fragen.

Empört Sie, dass jemand sich ausgerechnet eine solche Biographie zulegt? Oder bleiben Sie der Wissenschaftler?

Wichtig ist, dass ein Repertoire existiert, wie man diese Geschichten erzählt. Und es werden sich damit Menschen bis zum Verlust der eigenen Persönlichkeit identifizieren, wie es das sonst auch gibt. Es ist aber total verkehrt, Zeitzugehörigkeit gegen Forschung zu stellen.

Was wäre richtig?

Dass sich historische Forschung immer wieder klarmacht, was durch Zeitzeugenberichte zusätzlich in Erfahrung zu bringen ist, und sich auf der anderen Seite gegenwärtigt, dass Erinnerung auch immer Konstruktion ist. So betrachtet hat dieser Fall auch etwas Positives.

Volkhard Knigge

ist Direktor der Gedenkstätte der KZ Buchenwald/Dora Mittelbau und Autor zahlreicher Publikationen zum Dreieck von Geschichte, Kunst und Psychoanalyse

... und dann ein Wort zu Daniel Ganzfrieds Werk – remember

- der Brief von Hans Saner erscheint im Buch «...alias Wilkomirski – Die Holocaust Travestie» zusammen mit Daniel Ganzfrieds Erzählung und anderen Essays u.a von Sebastian Hefti, Philip Gourevitch, Ruth Klüger, Imre Kertesz, Elsbeth Pulver...

Die Weltwoche; 01.10.1998

Bruno Doessekkers KZ-Erinnerungen sind weder Autobiographie noch Lüge.

Plädoyer für eine Lektüre, die nicht moralisch urteilt

Wilkomirskis Wahl

Von Hans Saner

Lieber Daniel Ganzfried,

ich schreibe Ihnen, nachdem ich Ihren dritten Artikel zum Fall Wilkomirski gelesen habe, aus mehreren Gründen. Erstens scheint mir, dass die Schriftsteller und Literaturkritiker hierzulande Sie haben hängenlassen, nachdem in der öffentlichen Kritik auch Zweifel an der Integrität Ihrer Motive laut geworden sind. Zweitens sind in den Auseinandersetzungen die Ebenen des dokumentarischen Nachweises, der existentiellen Wahrheit, der moralischen Einschätzung und des ästhetischen Urteils ständig vermengt worden, so dass eher die Verwirrung grösser geworden ist als

die Klarheit. Und drittens habe ich den Eindruck, dass Sie selber zunehmend moralisch argumentieren, was ich in diesem Fall nicht für angebracht halte. – Vielleicht darf ich auf die einzelnen Punkte kurz eingehen und dann noch etwas zu den «Bruchstücken» sagen.

Ich habe Ihre dokumentarischen Recherchen bewundert, und ich habe in ihnen keinerlei unlautere Motive gefunden, sondern nur die Härte einer detektivischen Stringenz. Sie scheinen mir fast zwingend zu sein. «Fast» sage ich, weil amtliche Dokumente ja nicht die Sachverhalte selber sind, sondern Bescheinigungen von Sachverhalten. Bescheinigungen können unrichtig oder gefälscht sein. Wo sie sich nicht durch die Sachverhalte selber überprüfen lassen, muss man letztlich auch ihnen vertrauen oder glauben. Das ist und bleibt eine Grenzsituation aller historischen Nachforschung. Wenn allerdings ein ganzes Feld – in Ihrem Fall ein ganzes Lebensalter – lückenlos durch unterschiedliche Instanzen bescheinigt wird, die alle auf dasselbe Resultat hindeuten, verringern sich zu Recht die Zweifel, und irgendwann kommt der Punkt, an dem derjenige beweispflichtig wird, der sagt, dass alles ganz anders gewesen sei. So halten wir es in einem vernünftigen Gespräch – und nicht viel anders in der Wissenschaft. Die Kunst allein kann von solchen Wahrheitspflichten frei sein.

Die Wahrheiten der dokumentarischen Richtigkeiten und der Sachverhalte sind indes nicht dasselbe wie existentielle Wahrheiten. Dass jemand am 12. Februar 1941 geboren ist, gibt seinem Leben noch keinen Sinn und verleiht seiner Person nur einen Aspekt ihrer bürgerlichen oder bürokratischen Identität. Dass er aber in seinem Leben solidarisch mit bestimmten Opfern sein möchte und es auch wird, stiftet einen Sinn und schafft eine Zugehörigkeit anderer Art. Weil nur diese existentiellen Wahrheiten unser Leben tragen und führen, sind sie uns wichtiger als die blossen Tatsachenwahrheiten. Man kann deshalb verstehen, dass jemand im Konflikt der beiden Arten von Wahrheit der existentiellen den Vorzug gibt. Das ist auch ganz ehrenwert. Was soll er aber tun, wenn die Tatsachenwahrheiten eine existentielle Wahrheit nicht zulassen? Was ist dann veränderbar?

Wir leben im Rahmen von Tatsachenwahrheiten, aber aus existentiellen Wahrheiten. Sofern Tatsachenwahrheiten uns sagen, was der Fall war, sind sie unveränderbar, während existentielle Wahrheiten sich im Lauf der Zeit mit uns verändern. Aus dieser Veränderung mögen die Tatsachenwahrheiten zwar neu interpretiert werden, aber das Faktische an ihnen muss bleiben. Wenn also die Tatsachenwahrheiten gewisse Entfaltungen der existentiellen Wahrheiten nicht zulassen, so müssen sich diese so verändern, dass sie im Rahmen der nicht veränderbaren Fakten ein Leben tragen. Vielleicht liegt hier der Punkt, an dem Bruno Doessekker anders entschieden hat: einerseits heroischer, nämlich radikal für den Sinn, andererseits katastrophaler, nämlich gegen die Fakten.

Fiktive Identität

Falls es so war: Soll man die Wahl Wilkomirskis moralisch beurteilen? Sie haben es zunehmend getan. Zwar kann ich verstehen, dass Ihnen hin und wieder der

Kragen geplatzt ist. Es wäre aber angemessener, ihn nicht der Lügen zu zeihen. Ein Lügner ist jemand, der wider besseres Wissen die Unwahrheit sagt, um damit andere zu täuschen. Es ist indes möglich, dass Benjamin Wilkomirski – selbst wenn er objektiv im Unrecht wäre – subjektiv dennoch glaubt, was er sagt. Er hätte sich dann eine Identität zugezogen, die er als fiktive auch geworden ist. Man muss es beinahe vermuten, nachdem durch seinen Verleger publik geworden ist, dass Teile der «Bruchstücke» nach der Methode der «wiedergewonnenen Erinnerungen» in psychotherapeutischen Sitzungen zustande gekommen seien. Nicht erst das Buch, sondern das ganze Gebäude der «Erinnerungen» wäre dann ein Konstrukt. – Wie dem auch sei: Das moralische Urteil steht hier unter psychologischen oder gar pathopsychischen Bedingungen. Für sie sind wir nicht zuständig. Und deshalb sollten wir Urteile dieser Art unterlassen.

Urteile über das Buch aber dürfen wir nun fällen, ohne vor Ehrfurcht und vor Mitleid zu erstarren. Denn wir gehen von der Hypothese aus, dass es sich bei den «Bruchstücken» um literarische Fiktion handelt und nicht um ein autobiographisches Dokument. Drei Fragen werden wir deshalb an den Text und nicht mehr an den Autor richten: 1. Woran erkennen wir, dass die Lager-Erinnerungen nicht authentisch sind? 2. Woran zeigt sich, dass es sich nicht um Erinnerungen an Erlebnisse aus der eigenen frühen Kindheit handelt? 3. Sind die «Bruchstücke» ein literarisches Werk, das jenseits aller Fragen nach Authentizität und Fiktion einen Rang behält? Die erste Frage können vielleicht nur die Historiker beantworten, die zweite keineswegs allein die Entwicklungspsychologen, sondern alle Leser, die ihre Kindheitserfahrungen nicht vergessen haben, und die dritte alle Menschen, die qualifiziert lesen gelernt haben, und nicht allein die Literaturkritiker(innen). Denn viele unter ihnen haben sich vor drei Jahren, als das Buch auf den Markt kam, an ihren Pflichten derart versündigt, dass sie nun gegen sich selber anlesen und anschreiben müssten. Sie waren blind vor Rührung, kopflos vor Ehrfurcht und überaus entgegenkommend vor Opportunität. Die erste Frage ist kürzlich («Die Zeit» vom 17.9.98) von Raul Hilberg, einem Pionier der Holocaust-Forschung, gestellt worden. Er fand im Text so gravierende Fehler und Unwahrscheinlichkeiten, dass er sich wunderte, wie «dieses Buch als Autobiographie in mehreren Verlagen durchgehen» konnte. – Sie selber haben hin und wieder auf die literarischen Mängel der «Bruchstücke» hingewiesen – vielleicht etwas pauschal und kategorisch. Ich bin indes damit einverstanden, dass von «grosser Literatur», die einige Kritiker(innen) zu finden meinten, nicht die Rede sein kann. – Mich schliesslich hat am Text etwas anderes interessiert: die Verwerfungsstellen zweier Figuren, die eine sein sollen, aber so merkwürdige Brüche hinterlassen. Die eine Figur ist Gross Benjamin, über fünfzigjährig, die andere Klein Benjamin, neugeboren bis achtjährig.

Ein Text voller Ungereimtheiten

Sie erinnern sich, wie Gross Benjamin zu Beginn des Buches die erste Todesangst von Klein Benjamin beschreibt. Danach hört Klein Benjamin – er ist etwa zweijährig – eines Morgens «das schwere Trampeln von Stiefeln». Eine Faust reisst ihn unter

der Bettdecke hervor und lässt ihn auf den Boden fallen. Am Fenster stehen vier oder fünf Knaben aufgereiht. «Meine Brüder vielleicht.» Im Halbdunkel ein Mann mit Mantel und Hut. Sein «sehr liebes Gesicht lächelt» Klein Benjamin zu. «Mein Vater vielleicht.» Dann ertönt ein Angstschrei im Treppenhaus, an den sich Gross Benjamin erinnert: «Achtung! Lettische Miliz!» Der Mann wird auf den Hof gebracht, und Klein Benjamin klettert ihm nach. Draussen schreit eine Meute: «Macht ihn fertig! Macht ihn fertig!» Der Mann wird an eine Mauer gestellt. Er lächelt noch einmal auf Klein Benjamin herunter. Dann zerquetscht ihn ein Fahrzeug. Gross Benjamin weiss noch ganz genau, wie dies zugegangen ist, und beschreibt es filmreif. Er weiss auch noch, was Klein Benjamin fühlte und am Ende einsah: «Von jetzt an muss ich ohne dich weitermachen, ich bin allein.» So wie ihm später, als Frieden eingekehrt ist, «ein unbestimmtes Gefühl» sagt: «Das ist nicht ein echter Friede, ihm ist nicht zu trauen – es ist nur der Frieden der Sieger.» Wie aber soll der kleine Knirps das Getrampel der Stiefel erkannt haben, wie den Schrei «Achtung! Lettische Miliz!»? Wie soll er das Gejohle «Macht ihn fertig!» verstanden haben? Und wie soll ihm die wahrlich nicht kindliche Sentenz zugefallen sein «Ich muss ohne dich weitermachen» oder gar die politische Einsicht über den Wert des Friedens? Ist das nicht die Rede und die Reife eines Fünfzigjährigen und nicht eines Zweijährigen? Der Kleine müsste aber gewusst haben, ob die Gestalten am Fenster seine Brüder sind, und ob der Mann, der ihn anlächelt, sein Vater ist. Aber exakt dies vermag Gross Benjamin nicht zu sagen. Der Text ist voll solcher Ungeheimheiten, die fast nur einen Schluss zulassen: Die «Bruchstücke» können nicht Erinnerungen an Klein Benjamin sein. Vielmehr sind sie szenische Konstrukte von Gross Benjamin. Die beiden Figuren sind nicht ein Wesen, sondern zwei. Das eine besteht aus Fleisch und Blut, das andere aus Sätzen. – Ich sage «fast», weil unsere Hypothese das schon vorausgesetzt hat. Resultate aber, die die Hypothesen bestätigen, haben immer etwas Zirkelhaftes an sich.

Ich glaube übrigens, dass das Buch allein so viel Aufhebens gar nicht verdient. Aber Benjamin Wilkomirski ist als Wahrheitszeuge in der Leidensgeschichte der Shoa-Opfer aufgetreten. Diese Zeugenschaft erträgt keine Zweideutigkeit. Ich denke, dass dies der eigentliche Grund Ihrer Recherche war. Und deshalb bin ich Ihnen für Ihren Mut dankbar.

Ihr Hans Saner

Hans Saner ist Philosoph und lebt in Basel. Zuletzt erschien von ihm «Einsamkeit und Kommunikation» (Lenos). 1997 edierte er zusammen mit Hans D. Jendreyko das Buch «Was gehen uns unsere Väter an? Jugendliche zu den Spuren des Holocaust in der Schweiz» (Lenos)

... Herr Wilkomirski faxt «Le Monde» ...

Neue Zürcher Zeitung; 28.10.1998

Keine Ähnlichkeit

Benjamin Wilkomirski meldet sich zurück

A. Bn. Benjamin Wilkomirski, der Verfasser der umstrittenen Kindheitserinnerungen «Bruchstücke» aus Majdanek und Auschwitz (NZZ vom 9.9.98), hat sich nach längerem Schweigen wieder zu Wort gemeldet. In einer Stellungnahme, die er der französischen Zeitung «Le Monde» auf Anfrage per Fax zukommen liess, verwarf er sich erneut gegen den Vorwurf, seine Erlebnisse erfunden zu haben. Er sei ein nach 1945 von Polen in die Schweiz geschleustes, von unbekanntem Pflegeeltern aufgenommenes und später vom Zürcher Ehepaar Doesseker adoptiertes «Kind ohne Identität» und nicht, wie es der Schweizer Schriftsteller Daniel Ganzfried in der «Weltwoche» anhand amtlicher Dokumente nachzuweisen versuchte, der 1941 in Biel unehelich geborene Bruno Grosjean. Erhaltene Photos des Babys wiesen «keine Ähnlichkeit» mit ihm auf.

Seinem Kritiker Ganzfried unterstellt Wilkomirski politische Motive. In Gesprächen habe dieser sich ihm als «antizionistischer Linksextremer» zu erkennen gegeben, wissend, dass er selber Sympathien für Israel hege. Auf eine Verleumdungsklage möchte Wilkomirski gegenwärtig aus gesundheitlichen Gründen verzichten, auch verspüre er Skrupel, denn Ganzfried habe als Angehöriger der «zweiten Generation» unter der Ermordung seines Vaters im KZ gelitten und eine schwierige Kindheit durchgemacht. So habe dieser in seiner Person einen «Ersatzvater» gefunden, den er für sein Trauma verantwortlich machen und zerstören könne. Reagiert hat Wilkomirski auch auf die Stellungnahmen der Holocaust-Experten Raul Hilberg und Yehuda Bauer, die Kindertransporte von Majdanek nach Auschwitz sowie den Fall eines Kleinkindes, das dort überlebt habe, ausschlossen. Beide, so Wilkomirski, gehörten einer Forschergeneration an, die sich nie eingehend mit den «Kindern der Shoah» befasst habe.

... allein, nichts hilft mehr

Neue Zürcher Zeitung; 05.11.1998

Ohne Wilkomirski

Programmänderung auf Boldern

web. An der Veranstaltung «... dass ich vergessen kann und mich erinnern muss», zu der am 8. November das Evangelische Tagungs- und Studienzentrum Boldern und die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft Zürich eingeladen haben, liest der Schauspieler Hans Peter Müller nicht wie angekündigt aus Benjamin Wilkomirskis umstrittenen Kindheitserinnerungen «Bruchstücke», sondern aus Elie Wiesel's Buch «Gezeiten des Schweigens». Die Änderung habe sich aufgedrängt, nachdem aus den jüdischen Gemeinden Bedenken gegen die Lesung angemeldet worden waren, weil an den Vorwürfen Daniel Ganzfried's «etwas dran sein könnte», sagte

Reinhild Traitler, Studienleiterin auf Boldern. Der Journalist und Schriftsteller hatte im August in der «Weltwoche» den Vorwurf erhoben (und anhand von Dokumenten untermauert), Wilkomirski habe seine in den Kindheitserinnerungen beschriebenen Erlebnisse erfunden (NZZ 9.9.98). Der Entscheid zur Programmänderung sei erst am Montag nach langen Diskussionen gefallen, sagt Reinhild Traitler, Wilkomirski sei eben vor Aufflammen der Diskussionen um sein Buch eingeladen worden. Die Veranstaltung findet zur Erinnerung an die Pogromnacht vom 9. November 1938 statt, nach der Lesung (um 17 Uhr) ist das Konzert «Lieder aus Theresienstadt» angesagt mit dem Bariton Frieder Anders und der Pianistin Stella Goldberg

... und ein Verlag entscheidet deutlich und: gegebenenfalls

Berner Zeitung 13.10.1999

Kultur – Fall Wilkomirski

Suhrkamp zieht «Bruchstücke» zurück

Deutliche Entscheidung im viel diskutierten Fall Wilkomirski: Wie der Suhrkamp Verlag gestern auf Anfrage bestätigt hat, nimmt der zu Suhrkamp gehörende Jüdische Verlag das international höchst erfolgreiche KZ-Erinnerungsbuch «Bruchstücke» des Schweizer Autors Benjamin Wilkomirski aus dem Programm. Erst wenn die Expertise eines unabhängigen Historikers vorliege, werde jedoch entschieden, «ob und gegebenenfalls in welcher Form» das Buch, das erschütternd von einer Kindheit in NS-Konzentrationslagern erzählt, weiter publiziert werde.

Wilkomirski hat seine Kindheit im KZ erfunden: Mit seinem Entscheid folgt der Verlag nach langem Zögern den Resultaten von Recherchen, die 1998 erstmals in der «Weltwoche» publiziert und in der internationalen Presse und in der BZ breit diskutiert wurden. Wilkomirski, so der Befund der Recherchen, ist ein aus Biel stammendes Adoptivkind, das als Bruno Doessekker in einer bürgerlichen Zürcher Familie aufgewachsen ist. Das haben auch ausgedehnte Recherchen in den USA, das hat die Vormundschaftsbehörde in Biel im letzten Februar bestätigt. kt

... und alles kommt noch schlimmer

Tages-Anzeiger 16.11.1999

Strafanzeige gegen Autobiograf Benjamin Wilkomirski

Jetzt wird die Holocaust-Biografie Wilkomirskis auch zum Rechtsfall. Anwalt Manfred Kuhn hat am Montag gegen «Doessekker und Konsorten» Strafanzeige wegen Betrugs erstattet.

Von Michael Meier

Der Fall Wilkomirski liegt seit über einem Jahr auf dem Tisch und hat längst die Dimension eines weltweiten Skandals angenommen. Doch erst jetzt kommt Bewegung in die schauerliche Geschichte des Zürchers Bruno Doessekker, der sich unter dem Pseudonym Benjamin Wilkomirski eine in den Konzentrationslagern Auschwitz und Majdanek traumatisierte Kindheit angeeignet hat. Der Suhrkamp-Verlag fühlt sich endlich bemüssigt, dessen Buch «Bruchstücke, aus einer Kindheit 1939-1948» (provisorisch) zurückzuziehen, die Hardcover-Ausgabe zumindest.

Schriftsteller Daniel Ganzfried, der seit einem Jahr moniert, Wilkomirski sei kein Jude aus Riga, sondern als Bruno Grosjean am 12. Februar 1941 in Biel geboren und später als Adoptivsohn des Ehepaars Doessekker in einer Zürcher Villa aufgewachsen, spricht nach weiteren Recherchen in der «Weltwoche» vom 4. November von einem «kalt geplanten Betrug». Mehr noch: «Bernstein, Wilkomirski & Co. haben andere zum Betrug angestiftet.» Elitsur Bernstein, der Psychotherapeut Doessekkers, habe jeden Schritt seines Schützlings moderiert.

Gewerbmässiger Betrug?

Gestern Montag nun hat Rechtsanwalt Manfred Kuhn aus Uster beim Zürcher Staatsanwalt Marcel Bertschi Strafanzeige gegen «Doessekker und Konsorten» eingereicht. Mit Ganzfried geht er von einem «von mehreren Personen bewerkstelligten kaltblütigen Betrug» aus. Der Tatbestand der Arglist sei gegeben, darüber hinaus habe Bestsellerautor Doessekker den «gewerbmässigen Betrug über einen längeren Zeitraum Gewinn bringend fortgesetzt». Da es sich laut Kuhn um ein Officialdelikt handelt, muss nun die Zürcher Staatsanwaltschaft gegen den in Zürich wirkenden Musiklehrer und Klarinettenbauer ermitteln.

Kuhn begründet seine Demarche mit der politisch-literarischen Brisanz des Falles, hat aber «in eigener Sache als Geschädigter» Anzeige erstattet. Der Anwalt sieht sich geprellt um den Buchpreis, einen Teil seiner Lebenszeit und um «meine arglistig erschlissene Anteilnahme an diesem Thema». Kuhn selber berichtete 1961 monatelang als Journalist vom Eichmann-Prozess in Jerusalem.

Tatort und damit auch Gerichtsstand ist für Kuhn Zürich: Schliesslich sei das «Machwerk» von der in Zürich domizilierten Literaturagentur Liepman weltweit vertrieben und vermarktet worden. Wo Doessekker das Manuskript geschrieben habe, in Zürich oder in seinem Thurgauer Zweitdomizil Amlikon, sei ohne Bedeutung.

Hilfe für Hochstaplerin

Der Jurist weist die Staatsanwaltschaft weiter darauf hin, dass eine «amerikanische Hochstaplerin» mit Hilfe Doessekkers «Gelder aus dem schweizerischen Holocaust-Fonds bezogen» habe. Eine am 3. November von der BBC ausgestrahlte Wilkomirski-Dokumentation des Regisseurs Christopher Olgiati führt die Weiterung des Skandals anhand eines tränenreichen Konzertabends vor Augen: Am Holocaust-Gedenktag vom 19. April 1998 musizierte Doessekker zusammen mit der angeblichen Auschwitz-Überlebenden Laura Grabowski in Los Angeles. Die beiden wollen sich von Birkenau her kennen. Der Schweizer Holocaust-Fonds zahlte Grabowski im September 1998 520 Dollar aus. Ganzfried und die BBC-Journali-

sten weisen nach, dass die inzwischen untergetauchte Frau in Wahrheit Laurel Wilson heisst und nie in Auschwitz gewesen ist. 1988 machte die Nicht-Jüdin als Autorin des Skandal-Buches «Satan's Underground» über fingierten Kindsmissbrauch und satanistische Rituale von sich reden.

Der BBC-Film zeigt einen von Leid gebeugten Bruno Doessekker, der in Jiddisch gefärbtem Englisch auf seiner Schoa-Biografie beharrt und zusammen mit seinem Therapeuten Bernstein weinend die deutschen Vernichtungslager besucht. Zur Begründung, warum er anders als sein von den Journalisten ermittelter leiblicher Schweizer Vater nicht zu einem DNA-Test bereit sei, meint der unbeirrte Wilkomirski: Als Mengele-Opfer lasse er keine weiteren Eingriffe an seinem Körper zu.

... wie (auch) immer – Volksempfinden, Geiz und Wut: werden untersucht

Basler Zeitung 19.11.1999

Warum es soviel Wut auslöst, dass Bruno Doessekker Benjamin Wilkomirski nie möchte

Volksempfinden oder «Das ist doch alles Lüge»

Ein Zürcher Anwalt hat, wie gemeldet, Strafanzeige wegen Betrugs gegen Benjamin Wilkomirski alias Bruno Doessekker eingereicht. Dessen Buch «Bruchstücke» wurde unlängst vom Suhrkamp-Verlag zurückgezogen, nachdem sich der Verdacht verdichtet hatte, Wilkomirskis Erinnerungen an eine in Nazi-KZs verbrachte Kindheit seien nicht authentisch. Woher aber, fragt Christian Schneider vom Frankfurter Freud-Institut, rührt die Entrüstung, mit der viele auf diese «Enthüllung» reagieren?

Der vor den Nazis aus seiner ungarischen Heimat geflohene George Mikes hat nach dem Krieg fast ohne Sarkasmus bemerkt: «Die Deutschen sind sehr grosszünftig, sie verzeihen uns alle ihre Verbrechen.» Das vermeintliche Paradoxon bringt eine bei vielen Deutschen typische Haltung im Umgang mit der NS-Schuld auf den Begriff: die Strategie der unbewussten Schuldumkehr. Sie hat sich im Laufe der seit Vernichtungskrieg und Holocaust vergangenen Jahrzehnte verändert, nicht zuletzt dadurch, dass es heute vorwiegend die längst erwachsenen Kinder der Täter und Opfer sind, die die Schuldfrage aushandeln.

Von Christian Schneider

Bei der sogenannten «zweiten Generation» der Täter ist eine andere psychologische Umkehrstrategie seit einiger Zeit zu studieren: die Identifikation mit den Opfern ihrer Eltern, die reparative und anklagende Züge miteinander verbindet. Es gibt, gerade bei denjenigen, die am sensibelsten für die moralische und politische Schuld ihrer Eltern sind, eine Sehnsucht nach Opferidentität, die zu verstehen ein eigenes Kapitel wäre. Eine der sekundären Folgen ist die gesteigerte Nachfrage

nach (Lebens-)Geschichten, die diesen Identifikationswunsch bedienen. Benjamin Wilkomirskis «Bruchstücke» wären ohne diesen Wunsch kaum so erfolgreich geworden. Sie wären deshalb auch in dieser Dimension zu analysieren: als Darstellung einer kollektiven Wunschphantasie. Hätte es der Autor dabei belassen, seine in den «Bruchstücken» mitgeteilte Geschichte so zu deklarieren, wäre freilich das Entscheidende unterblieben: erstens wahrscheinlich der Erfolg. Denn nur eine authentische Geschichte eignet sich als Material für Identifikationswünsche. Zweitens sicherlich der Skandal. Wie dieser öffentlich ausgehandelt wird, ist das weitest-Interessanteste.

Der Gefühlsgeiz

Von Anbeginn geisterte durch die Versuche der «Aufklärung» ein diskreter Hauch von Paranoia – und Antisemitismus. Schon die Art, wie der «Anfangsverdacht» gegen Wilkomirski vorgetragen und die Fahndung nach Spuren der Fälschung eingeleitet wurde, hatte verfolgerische Züge. Jetzt also gibt es eine Klage. Aufschlussreich ist die Begründung: Der Kläger sehe sich, so berichtet DPA, «um den Kaufpreis des Buches und einen Teil seiner Lebenszeit geprellt». Mit der Klage fordert er Wiedergutmachung für die «arglistig erschlichene Anteilnahme».

Besser kann man den Gehalt des Falls kaum auf den Begriff bringen. Es geht um Geld und Leben. Und um Geiz: Wenn die Geschichte nicht stimmt, dann hat man sich für seine ehrlichen Franken nicht nur eine Lüge eingehandelt, sondern auch umsonst Gefühle investiert. Nur, das ist das Vertrackte am «Fall Wilkomirskidie Geschichte ist ja wahr – vielleicht nicht mit Wilkomirski als Helden. Aber sie ist so oder so ähnlich tausendfach geschehen. Welcher Gefühlsgeiz steckt darin, auf Rückerstattung seiner Anteilnahme zu klagen, weil sie möglicherweise dem Falschen galt. In der Reaktion auf die möglicherweise erschlichene jüdische Identität Wilkomirskis und seine «Holocaustbiografie» steckt das Wutpotential eines gleich doppelt betroffenen Publikums.

Dabei dürfte weniger die – von Wilkomirski Aufklärer Daniel Ganzfried vorgetragene – Sorge im Vordergrund stehen, dass Fälschungen dieser Art Wasser auf die Mühlen der Auschwitz-Leugner wären. Was Wut auslöst, ist die Vorstellung, dass es einer über sich gebracht hat, seinen Identifikationswunsch hemmungslos auszugestalten. Wilkomirski hat sein Publikum vor allem betrogen, weil er stellvertretend dessen Wunsch agiert hat – und damit gescheitert ist. Er hat einen «Familienroman» vorgetragen und desavouiert, den viele hatten, aber nicht zu formulieren wagten. Dieser wird jetzt Gegenstand der Jurisprudenz, die – wie meist – die Reste dessen verhandelt, woran die «Öffentlichkeit» mit ihren Kriterien von Moral und Politik scheiterte.

Die Instinktsicherheit

Interessant ist, wie jäh hier das juristisch selbstverständliche («In dubio pro reo») vor dem moralisch aufgeladenen Verdacht zusammenbrach. Immer noch gilt die Frage: Was, wenn Wilkomirski tatsächlich der ist, als den er sich sieht? Die fragwürdige Instinktsicherheit, die den Autor schon nach den ersten Ungereimtheiten

in seiner Biografie zum Betrüger erklärte, spiegelt die Ambiguität derer, die sich nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Illegitimität der Autorschaft wiederfinden. Bezeichnend, dass erst mit dem Fälschungsverdacht die Frage nach der ästhetischen Qualität des Werkes aufkam.

Der «Fall Wilkomirskij» wirft eine Fülle von Fragen auf. Keine einzige wohl lässt sich auf dem Weg des Rechtsstreits klären. Von besonderer Ironie ist dabei der Ort der Verhandlung: Dass ausgerechnet die so spät von Fragen der Schuld eingeholte Schweiz Schauplatz des Falles Wilkomirski ist, erinnert an das, was die Psychoanalyse Verschiebung nennt. Verschiebung heisst Exterritorialisierung: Am fremden Ort erscheint das hausgemachte Problem in der Klarheit des Exotischen.

Die Schadenfreude

Eine gruselige Vorstellung übrigens, dass über den Umweg des antisemitischen Klischees vom raffigieren Betrüger, der in kalter Berechnung uns Treuerzige übers Ohr haut, Wilkomirski doch noch «zum Juden gemacht» würde. Wunscherfüllung verkehrt.

Mit dem dieser Tage vieldiskutierten Fall der Wehrmachtsausstellung verbindet den Fall Wilkomirski das Ressentiment der Verleugner: «Alles Lüge». Das ist nicht der Ton derer, die sich offiziell in den Medien äussern, sondern der Diskurs des Stammtischen. Aber die teils unverhohlene Schadenfreude, mit der – im Namen der Wahrheit – etwas als «Fälschung» entlarvt wird, hat mit dem tiefsitzenden Wunsch nach Ungeschehenmachen zu tun, der am Grund des «Volksempfindens» ruht. Ist es im einen Fall die Argumentationsfigur des «Qui vole un uuf, vole un buuf», so im anderen das Wiedererkennen des eigenen verbotenen und insgeheim für pervers eingeschätzten Wunsches, was beides skandalisiert, statt zu erkennen, welchen Skandal sie enthüllen. Um Missverständnisse zu vermeiden: Nichts spricht dagegen, gegen die Verfälschung der historischen Wahrheit auch mit juristischen Mitteln vorzugehen. Im Falle der «Auschwitzlüge» scheint es mir sogar geboten. Aber nicht das ist, wie die Begründung der Klage gegen Wilkomirski zeigt, in seinem Fall das Problem. Wenn man sich erst darüber verständigt hat, dass die – möglicherweise nur phantasierte – Realität der Wilkomirskischen Bruchstücke vieltausendfach Realität war, wird deutlich, worum es in der Debatte geht: Um den Realitätsgehalt von Phantasien und den Phantasiegehalt von Geschichte; um die tief in Lebensgeschichten einschneidenden «Vergangenheiten»; um die psychische Realität des allnächtlichen Horrorfilms in der Pay-TV; um die Anwesenheit von Monstern in der Brave New World der harmlosen Internet-Chatter, bei denen «SS» als Kürzel für «sehr süss» figuriert. Die «Wahrheit im Fall Wilkomirski ist juristisch nicht zu haben. Dass es zu einer Anklage kam, zeigt vor allem eins: Wie wenig wir bis heute vom Fortleben der Geschichte verstanden haben.

Christian Schneider

... und auch, ob Dichter lügen können

SonntagsZeitung 18.06.2000

«In der Sache abscheulich»

Der Zürcher Literaturprofessor Peter von Matt über Wilkomirskis «simulierte» Holocaust-Erinnerung

SonntagsZeitung: Herr von Matt, wann haben Sie «Bruchstücke», Benjamin Wilkomirskis Kindheitserinnerungen an den Holocaust, erstmals gelesen?

Peter von Matt: Leider erst nachdem der Schriftsteller und Journalist Daniel Ganzfried aufdeckte, dass die Geschichte erfunden ist. Ich hätte gerne gewusst, wie ich zuvor reagiert hätte ...

... als man noch davon ausging, es handle sich um wahre Fakten – und die Kritik die angebliche Autobiografie als eines der besten Bücher über die Shoah lobte.

von Matt: Ja, man ist auf breiter Front auf eine Fälschung hereingefallen. Wobei dies kein Vorwurf gegen die Leser sein soll. Wer kann schon kalt und kritisch lesen, wo es um den Holocaust geht. Aber inzwischen wissen wir, dass es eine Fälschung war, wie beispielsweise die Hitler-Tagebücher eine gewesen waren. Oder wie der «Ossian», die literarische Sensation des 18. Jahrhunderts, eine von einem Lehrer fabrizierte Heldendichtung aus dem alten Schottland. Alle haben daran geglaubt. Goethe hat Teile davon übersetzt und liess seinen Werther im «Ossian» lesen.

Bei Wilkomirski war es ähnlich. Fachwelt und Leserschaft waren erschüttert von seinen Kindheitserinnerungen.

von Matt: Ja. Und man sollte deswegen heute auch niemanden auslachen. Die Erschütterung der Leser war echt. Nur der Text war falsch. Es ist ein Fall von Betrug an der Öffentlichkeit. Wobei ich Betrug nicht im juristischen Sinn meine. Wir haben es mit einer Art Hochstapelei zu tun.

Ist es Hochstapelei, wenn sich jemand bedauernswerter macht, als er ist?

von Matt: Ja, denn Opfer sind heute sehr gefragt. Sie stehen im Licht der Verehrung, des Mitgeföhls. Die Leute möchten ja gerne fühlen. Wer stark fühlt, erlebt auch sich selber stärker. Denken Sie nur an den Tod von Lady Di. Da haben sogar Leute geweint, die für die Prinzessin zuvor nur Spott übrig hatten.

Könnte man «Bruchstücke» jetzt nicht einfach als ergreifende Dichtung lesen?

von Matt: Nein. Der Autor sagt: So war es. Ich habe es erlebt. Hätte er gesagt: Ich komme aus Biel, und so stelle ich mir den Holocaust vor, dann hätte das kein Mensch ergreifend gefunden.

So aber waren sogar echte Holocaust-Überlebende ergriffen von der «Authentizität» des Buchs.

von Matt: Es gibt eben auch Fälschungen von höchster Qualität. Mit so einer haben wir es hier zu tun. Dössekker/Wilkomirski ist ein schauspielerisches Talent – und auch sonst in jeder Hinsicht ein hoch begabter Mann: in der Selbstinszenierung, in der Erfindung, in der Darstellung. Aber er hat eine Fälschung hergestellt. Darüber darf man sich nicht leichtfertig hinwegsetzen und seine Fälschung jetzt einfach als Roman hinstellen. Bei den Hitler-Tagebüchern kam auch niemand auf die Idee zu sagen: Das ist zwar frei erfunden, aber als fiktive Literatur ist es ja auch interessant.

Und wieso darf man das nicht?

von Matt: Weil es nur zwei Arten von gedruckten Texten gibt. Die eine untersteht der Wahrheitsverpflichtung. Das sind Sachtexte, Berichte, Reportagen, Briefe oder eben auch Autobiografien. Wenn Sie in solchen Texten lügen, dann können Sie dafür moralisch oder juristisch behaftet werden. Daneben gibt es die literarischen Texte, die nicht der Wahrheitsverpflichtung unterstehen.

Dichter können nicht lügen?

von Matt: Nein. Solange sie fiktionale Texte schreiben wie Romane, Erzählungen oder Theaterstücke, können sie nicht lügen. Denn fiktional heisst ein Text, der keinen Anspruch auf dokumentarische Wahrheit erhebt. Die Wahrheit dieser Texte ist symbolisch und für jeden Leser anders. Das heisst nicht, dass sie nicht auch dokumentarisch wahr sein können. Der «Grüne Heinrich» von Gottfried Keller ist wahrscheinlich zu zwei Dritteln dokumentarisch wahr. Aber er deklariert sich als fiktionaler, als literarischer Text.

Nun hat es aber auch bei Wilkomirski literarische Elemente.

von Matt: Sicher, das Buch will Effekt erreichen, es will dramatische Steigerungen, es will geballte Szenen. Das sind herkömmliche literarische Kunstmittel. Die gibt es auch in dokumentarischen Texten. Das ändert aber nichts daran, dass es sich als Text präsentiert, der unter der Wahrheitsverpflichtung steht.

Bruno Dössekker hat sich aus den Erinnerungsbruchstücken als uneheliches, her-umgeschobenes Schweizer Kind eine Lebensgeschichte als polnisches Shoa-Op-

fer Benjamin Wilkomirski geschaffen. Damit hat er doch nur gemacht, was Max Frisch einst geschrieben hat: «Jedermann erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.»

von Matt: Das ist etwas anderes. Bei Frisch geht es um das Problem der Selbsterkenntnis. Wenn aber Sie sich mir als Herbert Müller vorstellen, obwohl Sie Martin Senn heissen, ist das kein Identitätsproblem, sondern gelogen. Da können Sie sich nicht mit dem Spruch herausreden: «Wer weiss schon, wer er ist?»

Haben Sie kein Verständnis für Dössekkers Lebenslüge?

von Matt: Doch. Ich kann mir die Belastung vorstellen, unter der er gelebt hat. Ich kann mir vorstellen, welche Ventilfunktion das Buch für ihn gehabt hat. Nur: Wenn mich jemand überfällt und mir das Portemonnaie raubt, dann kann ich den Täter unter Umständen menschlich gut verstehen, aber an der Handlung selbst ändert das nichts.

Dössekker/Wilkomirski bleibt für Sie ein Betrüger?

von Matt: Ich würde nie ein Urteil über den Menschen Dössekker fällen. Aber so lange man ihn als Wilkomirski bezeichnet, macht man sein Spiel mit. Lesen Sie das Tagebuch der Anne Frank, dieses Mädchens, das schliesslich vergast wurde. Oder lesen Sie Primo Levi oder Ruth Klüger: Diese Berichte sind wirklich die erschütternde Wahrheit. Wenn sich heute jemand sagt, so einen Text simuliere ich, dann ist das, unabhängig von der subjektiven Schuld oder Unschuld, in der Sache abscheulich.

Hätte das Buch die gleiche Wirkung erzielt, wenn es als Roman erschienen wäre?

von Matt: Nein. Dann hätte man sofort gesehen, dass dieser Roman im Illustriertenstil geschrieben ist.

Derselbe Text, der zuvor wegen seiner literarischen Qualität gelobt worden war?

von Matt: Das war etwas vollkommen anderes. Wenn jemand solche Erlebnisse erzählt, wie dies Wilkomirski tut, dann fragen Sie doch nicht, wie das geschrieben ist. Dann achten Sie auf die Fakten und werden von ihnen erschüttert. Dann spielt es keine Rolle, dass der Stil melodramatisch ist. Das fällt erst auf, wenn der Text als Fälschung entlarvt wird. Dann merken Sie plötzlich auch, dass vieles nicht stimmen kann. Wenn der Autor beispielsweise beschreibt, wie er als ganz kleines Kind

in einem Korb liegt, der nur mit Lumpen ausgepolstert ist. Dabei existiert für ein ganz kleines Kind die Kategorie «Lumpen» gar nicht. Es kann sich allenfalls erinnern, ob es hart gelegen ist oder weich, behaglich oder unbehaglich.

Dennoch war die Fälschung enorm erfolgreich.

von Matt: Grosse Fälschungen profitieren immer von einer Situation, in der etwas ungeheuer aktuell ist. Wilkomirskis Buch fiel in eine Phase, in der eine neue, eminent intensive Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der Rolle der Schweiz im Holocaust anief. Da war eine nüchterne, kritische Position fast unmöglich. Im Nachhinein wirkt es ziemlich grotesk, wie dieser Text als Dokument für die politische Mentalität der Schweiz analysiert und ausgewertet wurde. Dössekker hat in sein Buch gepackt, was damals in der Öffentlichkeit verhandelt wurde, und dann hat man dies als neues Beweismaterial wieder aus dem Buch gezogen. Damit hat er auch dem Prozess der Wahrheitsfindung über die Schweiz während und nach der Hitlerzeit geschadet und den fälschen Leuten Argumente geliefert.

«*Wilkomirski* hat dem Prozess der Wahrheitsfindung über die Schweiz während und nach der Hitlerzeit geschadet»: Peter von Matt

Daniel Ganzfried Nemesis

THE ARTS/CULTURAL DESK, New York Times, Published: 12-29-1999 Television Review; Trying To Find What Is Real In The Past Of An Enigma 1999

By WALTER GOODMAN

For a brief time Benjamin Wilkomirski was a celebrity: a Holocaust celebrity. His book, «Fragments,» presented as drawn in part from his memories as a 3- or 4-year-old, moved readers in a dozen countries with its accounts of the horror of Nazi concentration camps. «The Survivor,» on tonight's «Investigative Reports,» tells his strange story through interviews with the man himself, faithful friends and doubting critics.

Writing as an adult in Switzerland, Mr. Wilkomirski told of being born to Jewish parents in Riga around 1939. When the Nazis invaded, the German occupiers and Latvian fascists murdered thousands of Jews, and the boy's earliest memories were of flight from the killers. Separated from his family, he wound up in a notorious Polish death camp. He wrote: «I didn't know what it was, the place with long wooden houses and barbed wire. I had almost nothing to eat there. And that was Majdanek.»

At the age of 6 or 7, he wrote, he was moved to an orphanage in Poland and then,

by a stroke of luck, to Switzerland. There he was given a false identity, Bruno Grosjean, and adopted by a wealthy doctor and his wife whose surname was Doessekker. The details are murky and much disputed, but as he grew, he became fascinated with books on the Holocaust. When his adoptive parents died, he collected an inheritance and wrote his own book. His supposed memories, which included experiments on him by Nazi doctors at Auschwitz, were harrowing, and his book won admirers for its literary quality. He became a star among concentration camp survivors. At least one woman said she remembered him from the camps: «He's my Binji, that's all I know.»

But a nemesis in the person of a Daniel Ganzfried, an Israeli-born writer living in Zurich, was on his trail. Mr. Ganzfried, whose father had been at Auschwitz, said the memories of the so-called Wilkomirski rang false: «I knew that the guy was a fake.» Friends came to Mr. Wilkomirski's support, but a BBC correspondent makes the point that details of the Riga occupation and Majdanek are easy to find and could have been used for «Fragments.» The BBC reports, too, that as an adult the author made several trips to Poland, perhaps gathering additional information, but there is no record of him in the Krakow orphanage, where he supposedly was.

Mr. Ganzfried tracked down the existence of a real Bruno Grosjean born in Switzerland in 1941 who was identified not as a Jewish refugee but as the man who would come to call himself Wilkomirski. «He never left Switzerland,» said an acquaintance of the author's. «He never was out of Switzerland as a child.» Others who said they knew the young man said they remembered him as a privileged Swiss youth who was not Jewish.

Mr. Wilkomirski, or Grosjean, has declined to submit to a DNA test to match against that of a Swiss Grosjean who says the younger man is his son. As for the woman who reported, «He's my Binji,» it turns out she was born in Seattle, wasn't Jewish and was never in a concentration camp. And this year several publishers withdrew the hard-cover edition of «Fragments» as a hoax.

INVESTIGATIVE REPORTS

The Survivor – A&E, tonight at 9

Wolf Gebhardt, producer; Christopher Olgiati, director; Sue Summers, coproducer; Edward Hersh, A&E executive producer; Laura Fleury, A&E supervising producer. A production of the BBC and A&E in association with Sue Summers Productions. Bill Kurtis, series executive producer.

Published: 12-29-1999, Late Edition – Final, Section E, Column 6, Page 5

Correction: January 14, 200, Friday

A television review on Dec. 29 about «Investigative Reports: The Survivor,» an A&E program about Benjamin Wilkomirski, whose claim to being a Holocaust survivor has been challenged, referred incorrectly to Majdanek, where Mr. Wilkomirski said he had been confined. It was set up and run by the German occupiers of Poland; it was not a «Polish death camp.»

... jetzt ist es offiziell, per Auftrag

Blick 23.06.2000

Wilkomirski: Ein Fälscher

ZÜRICH – Es ist offiziell: Der Schweizer Benjamin Wilkomirski hat seine Biografie «Bruchstücke» gefälscht.

Das bestätigt das Buch «Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie» (Pendo), der Bericht des Historikers Stefan Mächler, im Auftrag Wilkomirskis literarischer Agentur Liepman.

«Bruchstücke» erschien 1995. 1998 belegte «Weltwoche»-Redaktor Daniel Ganzfried, dass Wilkomirski Bruno Dössekter heisst, aus nichtjüdischem, proletarischem Milieu stammt und «Bruchstücke» eine Fälschung ist.

Wilkomirski beharrte auf seiner Version. Die öffentliche Meinung schwankte. «Bruchstücke» hatte sich gut verkauft. Der jüdische Verlag in Frankfurt (Suhrkamp) zog dennoch das Buch zurück.

Das Resultat: Der beauftragte Historiker Mächler bestätigt die Recherche des Journalisten Ganzfried. Was bleibt? Schriftsteller Rolf Schneider in der «Welt»: «Das Thema ist so gewaltig, dass es auch Irreführungen hervorbringt und aushalten kann. Noch in seiner anschliessenden Enthüllung vermag sich seine Macht zu behaupten, und es ist Stefan Mächlers Verdienst, genau dies zu leisten.»

Lilith Frey

«Der Fall Wilkomirski», Pendo-Verlag, 19.90 Franken.

... somit wahr...

Neue Luzerner Zeitung; 28.06.2000 Seite 13

Benjamin Wilkomirski: Die «Bruchstücke» sind nicht erlebt, sondern erfunden

Die schreckliche Wahrheit des Lebens

Mit seinen «Bruchstücken» erschütterte Benjamin Wilkomirski die Leser. Doch seine Holocaust-Erinnerungen sind nicht Lebenszeugnis, sondern Fiktion. Stefan Mächler führt den Beweis.

VON URS BUGMANN

«Ich habe keine Muttersprache, auch keine Vatersprache. Mein sprachlicher Ursprung liegt im Jiddisch meines ältesten Bruders Mordechai und im hinzugelernten, babylonischen Wirrwarr aus verschiedenen Kinderbaracken in den polnischen Lagern der Nazis für Juden.» So beginnen die «Bruchstücke», 1995 unter dem Autorennamen Benjamin Wilkomirski veröffentlicht, Erinnerungsfragmente, grell ausgeleuchtete Szenen einer schrecklichen Kindheit im Konzentrationslager Majdanek, auf der Flucht, in einem Krakauer Kinderheim. «Ich schrieb diese Bruchstücke des Erinnerns, um mich selbst und meine früheste Vergangenheit zu erforschen, wahrscheinlich war es auch eine Suche nach Befreiung», schreibt der Autor im Nach-

wort zum Buch. Als Kind habe er eine neue Identität erhalten, «einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort».

«Verinnerlichte Bildersammlung»

Das Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt und mit Preisen ausgezeichnet, Wilkomirski wurde zu Vorträgen eingeladen, berichtete von seinem Weg zur Wahrheit seines Lebens mit dem befreundeten Psychologen Elitsur Bernstein zusammen entwickelte er eine Methode, Erinnerungen wachzurufen, an Spuren festzumachen und mit ihrer Hilfe die verlorene Identität wiederzufinden.

Drei Jahre nach Erscheinen des Buches behauptete Daniel Ganzfried in einem Artikel in der «Weltwoche», «Benjamin Wilkomirski alias Bruno Dössekter aber kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist», die «Bruchstücke» seien «wahrscheinlich die verinnerlichte Bildersammlung eines Menschen, dem die Fantasie durchgebrannt ist». Nicht in Riga, wie es der Autor in seinen «Bruchstücken» rekonstruiert, sondern in Biel sei Wilkomirski geboren, als uneheliches Kind von Yvonne Grosjean. Mit vier Jahren zur Adoption freigegeben, sei dieser Bruno Grosjean 1945 als Pflegekind zu der Arztfamilie Dössekter nach Zürich gekommen.

Verbotene Erinnerungen

Wilkomirski bestritt diese Behauptungen, er hält noch immer an seiner Darstellung fest, er sei 1938 oder 1939 in Riga geboren und habe als Kind die Konzentrationslager erlitten. Die offenen Widersprüche erklärt er damit, es sei zu einer Vertauschung gekommen, er, Benjamin Wilkomirski habe in den Vierzigerjahren die Stelle von Bruno Grosjean übernehmen müssen, seine wahre Identität sei verschleiert, seine Erinnerungen ihm verboten worden. Dass er nach dem Tod seiner leiblichen Mutter sich um sein Erbe bemühte und es sich auszahlen liess, bleibt der offensichtlichste und unaufgelöste Widerspruch in seiner Darstellung. Einer von Daniel Ganzfried als Wahrheitsbeweis vorgeschlagenen DNA-Analyse widersetzt sich Wilkomirski noch immer, obwohl er heute in Luzern lebende Vater, der bis zur Adoption 1957 Alimente für Bruno Grosjean bezahlt hat, sich einem solchen Gestell stellen würde.

Bereits bei Erscheinen war der Jüdische Verlag in Frankfurt vom ehemaligen Feuilletonchef der Neuen Zürcher Zeitung, Hanno Helbling, auf Unstimmigkeiten aufmerksam gemacht worden: «Ein Musiker, fünfzig Jahre alt, der es im Leben sehr schwer hat oder hatte ich kenne seinen Namen nicht, ist dank der Hilfe eines Psychotherapeuten zu einer «Identität» gelangt. So, wie es früher gut zu wissen war, dass man heimlicherweise von Königen abstammte, so hat er sich davon überzeugen können, dass er ein überlebendes Opfer von Auschwitz sei.» Mit der Realität, so schrieb Helbling an den Verleger Siegfried Unseld, sei diese «Annahme oder eben Gewissheit» nicht zu vereinbaren es hänge nun alles davon ab, wie das Buch präsentiert würde, als fiktiver Roman oder als «echtes» Erinnerungsbuch.

Der Verlag und die Agentur Liepman in Zürich, die das Manuskript vermittelt hatten, waren alarmiert, es wurden Fragen an Wilkomirski gestellt, Nachforschungen

bei Yad Vashem, der Gedenk- und Forschungsstätte für Holocaust-Opfer in Israel, angestellt. Wilkomirski fand in den Namenslisten weitere Belege für seine Geschichte, Lea Balint, eine ausgewiesene Expertin in Fragen «verlorener Kinder», die erst nach langwierigen Forschungen zu ihrer Identität und Vergangenheit zurückfinden, erklärte sich von der Authentizität der Geschichte des Benjamin Wilkomirski überzeugt. Der Verlag entschloss sich, das Buch zu publizieren, verlangte von seinem Autor aber ein Nachwort über die Hintergründe seiner Erinnerungssarbeit.

Zurückgezogen

Daniel Ganzfrieds Artikel war aus einem Auftrag der Pro Helvetia entstanden, ein Porträt Wilkomirskis für die Zeitschrift «Passagen» zu schreiben, die den Beitrag am Ende ablehnte.

Im vergangenen Herbst zogen der Jüdische Verlag in Frankfurt und einige der Verlage, die das Buch in Übersetzung veröffentlicht hatten, das Buch zurück. Der Historiker Stefan Mächler, von der Agentur Liepman beauftragt, kam nach Einsicht in alle auffindbaren Akten und Dokumente über Bruno Dössekker alias Benjamin Wilkomirski und nach dem Befragen zahlreicher Zeugen zum Schluss, «dass die Elemente seiner Geschichte sowohl in sich als auch in ihrem Bezug zur historischen Realität voller Widersprüche sind. Vor allem aber sind sie unvereinbar mit seiner biografischen Realität. Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass Benjamin Wilkomirski mit Bruno Grosjean identisch ist und seine in «Bruchstücke» niedergeschriebene Geschichte einzig und allein in seinem Denken und Empfinden stattgefunden hat.»

Ein Lehrstück

Stefan Mächlers Bericht, der nun in Buchform vorliegt, weist akribisch die Spurensuche nach, hält Wilkomirskis Darstellung gegen die belegbare Realität und lässt auch Wilkomirski selbst noch einmal zum Ergebnis der Untersuchung Stellung nehmen. Er hält an seiner Wahrheit fest: Seine Erinnerung lasse er sich nicht nehmen, erklärt er.

Stefan Mächlers Studie ist über die sorgfältige Aufarbeitung des konkreten Falls ein Lehrstück. Sie befasst sich nicht nur mit den Hintergründen von Wilkomirskis «Bruchstücken», sondern auch mit ihrer Wirkung, mit den Mitteln, die dieser Text einsetzt, um seine Leser zu überzeugen, um seinen Autor in seiner erfundenen Identität zu bekräftigen. Es sind genau die Mittel, die Wilkomirski als Therapie weitergab.

Mächlers Nachweise machen deutlich, wie fragwürdig ein solches Verfahren ist, wie es sich aus Dokumenten oder literarischen Zeugnissen nähren und zu einer seelischen «Wahrheit» werden kann, ohne mit erlebter Realität übereinstimmen zu müssen. Stefan Mächler zeigt die Spuren, die Jerzy Kosinskis «Der bemalte Vogel» hinterlassen hat, ein Buch, das Wilkomirski in den Sechzigerjahren las, und das entgegen seiner Deklaration als authentischer Lebensbericht inzwischen ebenfalls als reine Fiktion erkannt wurde.

Die Wahrheit von Erinnerungen

«Der Fall Wilkomirski» ist ein Lehrstück über Erinnerungsliteratur und über den Anteil an Erfindung, den jede «wahre» Geschichte in sich trägt. Es ist nebenbei auch ein Buch über die Schwierigkeiten der historischen und zeitgeschichtlichen Forschung mit dem Wahrheits- und Aussagewert von Zeugnissen und Erinnerungen eine höchst aufschlussreiche Studie, die am Ende ein Drama offenbart: Das Drama eines verlorenen Kindes, das Erlittene und Entbehrte ausgerechnet in schrecklichsten Bildern wiederfand, sich aus den emotionalen Defiziten seiner Kindheit, den unbeantworteten Fragen in eine fremde Schreckenserinnerung rettete, die die eigene innere Not nicht ausdrückt und zur Bewältigung freilegt, sondern zudeckt und noch einmal verschüttet.

Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biografie. Pendo, Fr. 19.90.

... und mottet weiter

Der Bund 23.03.2002

Der Kleine Bund

Holocaust als Geschäft

Daniel Ganzfrieds neues Buch «... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie» diskutiert den Schweizer Literaturskandal der Neunzigerjahre

YASMINE INAUEN

In Benjamin Wilkomirskis 1995 erschienenem Band «Bruchstücke. Aus einer Kindheit. 1939-1945» überlebt ein Kind die Konzentrationslager in Nazideutschland. Die systematische Verleugnung seiner Vergangenheit durch die Schweizer Adoptivelterne verdoppelt seine Traumatisierung. Der Text galt als authentischer Zeitzeugenbericht und wurde ein internationaler Erfolg, bis der Schriftsteller Daniel Ganzfried mit seinen Recherchen nachwies, dass alles erfunden war. Der nun neu erschienene Band rekapituliert mit Ganzfrieds dokumentarischer «Erzählung», die von kriminalistischen Zügen geprägt ist, den Fall Wilkomirski im Zusammenhang mit der damaligen Diskussion der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Im Anschluss erörtern Ruth Klüger, Hans Saner, Philip Gourevitch, Elisabeth Pulver und andere den literarischen Skandal in Essays und Interviews.

Der Kulturbetrieb

Das Hauptinteresse liegt nicht bei Bruno Dössekkers alias Benjamin Wilkomirskis Motivation für die Fälschung. Ins Zentrum rücken Überlegungen zum Zusammenspiel von Germanistik, Verlagswesen, literarischer Agentur, Psychiatrie und Literaturkritik, deren Unterstützung den Erfolg dieses Buches erst möglich gemacht haben. Warum haben alle diese Instanzen den Betrug mitgetragen, ja sogar als Promotoren gewirkt, wo doch viele von den Zweifeln an der Authentizität der Ge-

schichte wussten? Hier muss auch die Integrität des Jüdischen Verlags bei Suhrkamp, der vielen als Garant für die Wahrhaftigkeit des Berichts galt, in Zweifel gezogen werden, handelte man doch zusammen mit der angesehenen Zürcher Literaturagentur Liepmann noch nach rein marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten, als sich schon die Fakten häuften, die Wilkomirskis wahre Biografie eines Schweizer Bürgers nachwiesen.

Selbstkritik

Die einzelnen Stimmen im vorliegenden Werk setzen sich mit der Distanz einiger Jahre durchaus auch selbstkritisch mit dieser Frage auseinander. Als Grund für die Zurückhaltung wird hauptsächlich die historische Situation in der Schweiz der Neunzigerjahre gesehen. Das Etikett Autobiografie verschonte das Buch vor kritischen Fragen, die seine Authentizität betrafen. Es hatte bei seinem Erscheinen einen dreifachen Schutzschild: Der Autor beschreibt sich als Opfer, seine Leidenserfahrung ist gefiltert durch die Psychoanalyse, was Glaubwürdigkeit suggeriert. Und nicht zuletzt gibt es eine Hemmung, die der Angst entspringt, bei Kritik als Antisemit zu gelten. Dies galt besonders für eine Zeit, in der die Schweiz durch die Diskussion um Nazigold und Raubkunst erschüttert war.

Nicht abschliessend

Interessant an der Textsammlung ist, parallel zum Fall Wilkomirski selbst, nicht die Entlarvung des Kulturbetriebs an sich, sondern vielmehr die Fragen, die aufgeworfen werden. Während Ganzfried von der Korruptiertheit und Gleichschaltung des Schweizer Kulturbetriebs spricht, präsentiert der amerikanische Germanist Raffael Newman eine neue These: Er sieht den Grund für die Fehleinschätzung der «Bruchstücke» darin, dass das Buch ein hierzulande bis anhin fehlendes Stück Vaterliteratur bot. Literatur, die in Deutschland die Generation der Nach-Achtundsechziger Distanz zu ihren Vätern hatte gewinnen lassen. Wilkomirskis Darstellung der Adoptiveltern und des schulischen Umfelds zeigte die Gesellschaft nun von einer so beschämenden Seite, dass man die bürgerlichen Nachkriegsjahre nun – endlich – auch hier ablehnen konnte. Zudem liess sich so das Judentum als Vertreter des Andersartigen integrieren, statt die Multikulturalismusdebatte in der Schweiz zu nähren.

Es entspricht der Natur der Sache, dass «... alias Wilkomirski» keine abschliessenden Antworten gibt. Der Band bietet aber eine Diskussionsplattform und anregende Ansatzpunkte für weitere Erkenntnisse darüber, wie der Kulturbetrieb zuweilen zweifelhaften Erzeugnissen zum Erfolg verhilft.

Daniel Ganzfried: «... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie – Enthüllungen und Dokumentation eines literarischen Skandals.» Herausgegeben im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums von Sebastian Hefti. Jüdische Verlagsanstalt, Berlin 2002. 270 Seiten. Fr. 23.70.

Tages-Anzeiger 07.03.2002

«Benjamin Wilkomirski» mottet weiter

Der Fall Wilkomirski ist noch akut. Das Literaturhaus macht eine Veranstaltung zum neuen Buch von Daniel Ganzfried, der alles ins Rollen gebracht hat. Mit Daniel Ganzfried sprach Claudia Kühner

Welchen Grund gibt es, am Thema Wilkomirski dranzubleiben? Ist der Casus nicht ausgeleuchtet?

Publizistisch gesehen, ist die Geschichte eigentlich noch nicht «erzählt», insofern der Fall nicht der eines raffinierten Fälschers und kranken, einsamen Mannes ist, sondern der einer Gruppe von Leuten, die man kennt, die gehandelt haben im Besitz ihrer vollen Vernunft, im Wissen darum, dass die Geschichte gefälscht ist.

Sie haben Ihre grosse Recherche 1998 publiziert, es folgten Publikationen in England, in Amerika, danach das Buch des Schweizer Historikers Stefan Mächler, verfasst im Auftrag von Wilkomirskis Literaturagentur Liepman. Was lässt sich da noch recherchieren?

Es finden sich immer noch Auslassungen, besonders über die Rolle von Verlag und Literaturagentur, die teils, etwa von Mächler, noch exkulpiert werden.

Finden sich dazu in Ihrem Buch nun neue Erkenntnisse?

Ich berichte, wie das alles passiert ist, was mir passiert ist, die Versuche, meine Arbeit zu unterdrücken, Drohungen, fragwürdige Angebote. Ich erzähle, wie der Verlag gegen besseres Wissen gehandelt hat und über die Scharaden nach der Veröffentlichung.

Sie betonen in Ihrem Buch das Versagen des Literaturbetriebs. Wie meinen Sie das?

Ich untersuche, warum man bereit war, sich über die krudesten Indizien für eine Fälschung hinwegzusetzen, die nur schon im Text selber angelegt waren, plus Warnungen aus berufenem Mund. Wie war so etwas möglich, in der Schweiz, inmitten dieses ganzen, wie ich es nenne, «Holocaust-Zirkus», wo Verlag und Rezensenten offenbar als korruptierte Wurmfortsätze dieses Betriebs fungierten, so vorgespurt, dass sie auch das Offensichtlichste übersahen.

Und Ihr Buch gibt auf diese vielen Fragen nun eine Antwort?

Meine Antwort ist, die Geschichte dieser Leute nachzuerzählen. Es geht eben genau nicht um ein «Syndrom», nicht um Psychotherapie oder pseudowissenschaftliche Erörterungen, ich versuche vielmehr, die Handlungsmotive der Beteiligten nachzuzeichnen, die im Vollbesitz ihres Verstandes waren.

Die Figur Wilkomirski spielt gar keine zentrale Rolle mehr?

Ich fand immer, die langweiligste Figur in diesem ganzen Stück sei Wilkomirski selber. Spannend sind die umtriebigen Leute um ihn herum.

Was weiss man über ihn heute?

Er erfreut sich seines Lebens, ist weiter Musiklehrer in Küsnacht, die Literaturpreise wurden ihm aberkannt, die Preisgelder durfte er behalten. Er muss sich nur vorsehen, weil noch eine Anzeige gegen ihn hängig ist bei der Bezirksanwaltschaft Zürich.

Gerade ist eine Gruppe von Zürcher «Überlebenden-Therapeutinnen» mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten, nächstens erscheint bei Pendo ein Sammelband über das «Wilkomirski Syndrom», in den USA ist eines neu auf dem Markt – wie ist diese fortgesetzte Beschäftigung mit der Figur zu deuten?

Positiv ausgedrückt: Dieser Fall ist einfach exemplarisch, er ist wie ein Fenster auf eine durch und durch kranke kulturelle Welt mit Namen Holocaust und Erinnerung. In Hollywood wird an einem Drehbuch gearbeitet. Der Fall ist mitnichten fertig gewürdigt bis heute, höchstens apologetisch bewältigt. Diese Zürcher Therapeutinnen waren teils mit Wilkomirski in Verbindung über die Überlebenden-Hilfsorganisation Amcha, für die er als Geldbeschaffer auftrat.

In dem Buch finden sich Aufsätze auch von Elisabeth Pulver, Claude Lanzmann, Imre Kertesz, Ruth Klüger. Sind das Originalbeiträge?

Mit Lanzmann und Kertesz hat der Herausgeber, Sebastian Hefti vom PEN, eigens Interviews geführt, der grössere Teil sind Originalbeiträge, einige Artikel Nachdrucke beziehungsweise Erstübersetzungen ins Deutsche.

Die von Ihnen beschriebenen Personen fehlen auf dem Podium. Weshalb?

Der PEN hat sie eingeladen, doch sie haben abgesagt. Alle, die erst so begierig der Seite der Opfer ihre Stimme erhoben haben, sind nun dem Schweigen verfallen.

Wer sind nun die Mit-Diskutanten?

Peter Zeindler, der Gastgeber des Bernhard-Litteraire mit Wilkomirski war und selber Autor ist, dann Charles Lewinski, der als jüdischer Schriftsteller einiges zu sagen hat, sowie die Schriftstellerin Kristin T. Schneider, neu Präsidentin des Deutschschweizer PEN.

Daniel Ganzfried. . . alias Wilkomirski: Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals. Herausgegeben im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums von Sebastian Hefti. Jüdische Verlagsanstalt Berlin, 2002, 272 S., 23.70 Fr.

«Wilkomirski» oder Was die Literatur zum Gutsein braucht, Freitag, 8. März 2002, 20 Uhr, Literaturhaus Zürich, Limmatquai 62. Eintritt 15 Fr. Vorverkauf benützen oder reservieren (Tel. 01 254 50 00).

... solange aber alles andere breit ist...

Neue Zürcher Zeitung 29.04.2002

Nur die Kunst ist lang

Zu Besuch beim Schriftsteller Daniel Ganzfried
Eigentlich ist Daniel Ganzfried Schriftsteller. Mit dem Buch «. . . alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie» findet der Fahnder wider Willen in seine bevorzugte Rolle zurück.

«Dichtung und Wahrheit» – zwischen osteuropäischer Literatur, Judaica und Schriften von Hannah Arendt nimmt sich Goethes Autobiographie keineswegs als ein Fremdkörper aus. Die Bücherwand in Daniel Ganzfrieds Büro nahe beim Escher-Wyss-Platz spricht eben Bände: Wie denn der Dichtersturz zu Weimar seine Lebensgeschichte mit einem gerüttelt Mass an künstlerischer Freiheit anrichtete, versucht der in Israel geborene und bei Bern aufgewachsene Wahlzürcher eine Begebenheit aus dem Literaturbusiness mit schriftstellerischen Mitteln aufzuarbeiten. Bloss hat Goethe seine Vita dem erhabenen Erziehungsroman entsprechend gestaltet – der Nachfahre des berühmten Rabbiners Shlomo Ganzfried (1804-1886) dagegen präsentiert eine «Grotteske».

Wir erinnern uns: Im Vorfeld zur Frankfurter Buchmesse 1998 hatte Daniel Ganzfried in der «Weltwoche» die vom vermeintlichen KZ-Überlebenden Bruno Doessekker verfasste Autobiographie «Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939/1948» als eine Fälschung entlarvt und damit nicht allein die deutschsprachige Literaturszene in Aufruhr versetzt. In seinem bei der Jüdischen Verlagsanstalt Berlin erschienenen Text «. . . alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie» schildert der Literaturdetektiv nun die Geschichte dieser Enthüllung. Weil der Nachtrag zur Affäre Doessekker aber im Kleid einer «dokumentarischen Erzählung», als Wahrheit und Dichtung mit unverkennbarem Pamphletcharakter daherkommt, irritiert er zumindest die Mehrheit der in den Fall verwickelten Personen.

Für eine journalistische oder gar wissenschaftliche Aufarbeitung sei ihm diese «Schmierenkommödie» schlicht zu banal erschienen, sagt der 44-Jährige. Stattdessen habe der Stoff nach einer künstlerischen Umsetzung geschrien. In diesem Punkt könnte Ganzfried womöglich gar von Hollywood Recht erhalten; offenbar wird derzeit bei Paramount Pictures die Realisierung eines Spielfilms mit einem Drehbuch von Pulitzer-Preis-Träger Donald Margulies («Dinner With Friends») und

zwei Hauptfiguren namens Doessekker und Ganzfried erwogen. Überhaupt hätte sich der Schriftsteller lieber gar nie in die Niederungen des Investigativ-Journalismus begeben; ein Abstecher, der ihm notabene gleich den Zürcher Journalistenpreis 1999 eingebracht hat. Schliesslich hatte er sich von «Bruchstücke» in erster Linie als Literat herausgefordert gefühlt: Im Gegensatz zu Doessekkers Darstellung des KZ-Überlebenden als seelisches Wrack thematisiert Ganzfrieds 1995 erschienener Roman «Der Absender» nämlich gerade dessen Unbeschwertheit.

Ganzfried zeichnet in seinem Erstling den Lebensweg seines 1930 in der ungarischen Provinz geborenen Vaters nach, der im Herbst 1944 nach Auschwitz deportiert wurde und nach Kriegsende in Israel ein mehr oder minder unbeschwertes Leben führte. Wie Georg Gal, sein Alter Ego auf der zweiten Handlungsebene des Romans, hatte auch Daniel Ganzfried die Vergangenheit seines Vaters erst als etwa 30-Jähriger während eines gemeinsamen New-York-Aufenthaltes erfahren. Bis dahin hatte er sich selbst «für den Mann von Welt» gehalten: Als Kleinkind in die Obhut seiner laizistisch-zionistischen Grosseltern gekommen, verbrachte er als Teenager ein Jahr in Israel; später war er im sandinistischen Nicaragua, nach seiner Rückkehr in die Schweiz dann als Aktivist in diversen Solidaritätskampagnen der Linken tätig. Zu seinem Erzeuger, dem Taxifahrer aus Basel, unterhielt er nur losen Kontakt; Auschwitz hatte ihn nicht sonderlich interessiert. «Und da stand ich nun neben meinem Vater auf dem Empire State Building, und er erzählte mir von seiner Jugend. Eine unheimlich aufwühlende Geschichte, die er jedoch mit Witz und ohne Tränenseligkeit vortrug. Ich merkte sofort: Dieser Schatz muss aufbewahrt werden.»

Bisher hatte Daniel Ganzfried vor allem Flugblätter, Reden und Zeitungsartikel verfasst; ein Hörspiel und ein Theaterstück verstaubten in der Schublade. Vier Jahre später war die Geschichte Gyuri Ganzfrieds alias Gal literarisiert und in eine Rahmenerzählung gebettet, worin die zu Beginn der neunziger Jahre in den USA herrschende Holocaust-Konjunktur kritisch beleuchtet wird – jene Kulisse also, vor welcher sich kurz darauf Bruno Doessekker in Szene setzen konnte. Gyuri Ganzfried ist inzwischen gestorben, Sohn Daniel hat selbst eine Familie gegründet. Diese muss ihn derzeit allerdings des öfteren entbehren. Denn Daniel Ganzfried ist ein gefragter Mann: Nach der Veröffentlichung von «Die HolocaustTravestie» und zum angekündigten Abschluss der Strafuntersuchung gegen Doessekker (NZZ vom 28. 3.02) geben sich die Journalisten die Klinke zu Ganzfrieds Büro in die Hand. Ganzfrieds Lohn für sein Wirken im angeblichen Augiasstall der Literatur beschränkt sich indes nicht auf seinen gestiegenen Bekanntheitsgrad.

Mindestens so wichtig ist ihm, die Moral der «Holocaust-Travestie» begriffen zu haben: So geht er heute etwa zum Kulturbetrieb auf Distanz. Lieber arbeitet er an zwei Tagen pro Woche als Produzent bei einer Zeitschrift, als weiterhin von der «Werkbeitrags-Lotterie» abhängig zu sein. Wenn es die Zeit erlaubt, wird Ganzfried auch die Arbeit an seinem Romanmanuskript wieder aufnehmen, das er seit nunmehr drei Jahren ruhen lassen muss. Im Gegensatz zu einem sich ebenfalls in

Statu Nascendi befindenden Drama handelt der Roman mit dem Arbeitstitel «Vom freien Fall», nebenbei bemerkt, weder von Judenverfolgung noch von Holocaust (mehr möchte Ganzfried über den Plot derzeit nicht verraten). «Der Absender» geht derweil in die vierte Auflage; über eine Übersetzung ins Englische wird im Augenblick verhandelt. Übrigens figuriert der Roman neuerdings auf der obligatorischen Leseliste für Germanistikstudenten an der Universität Zürich – zusammen mit Peter Weiss' «Die Ermittlung», einem Klassiker der Holocaust-Literatur, und Goethes «Dichtung und Wahrheit».

Gieri Cavelti

...bleibt nimmermehr kein Staunen nicht: nicht über leere Stellen:
bleiben leer
(hermeneutisch)

Neue Zürcher Zeitung; 05.04.2002

Der Text zur Theorie

Der Fall Wilkomirski als hermeneutisches Lehrstück

Der Skandal um die fiktive Autobiographie des angeblichen KZ-Überlebenden Benjamin Wilkomirski, der nun mit der DNA-Analyse eine letzte Klärung erfahren hat, wirft zahlreiche Fragen auf. Im Zentrum stehen dabei das Verhältnis von Fiktion und Fakten und die Mechanismen, die bestimmen, wie wir einen Text rezipieren. Die von Bruno Doessekker alias Benjamin Wilkomirski verfassten Erinnerungen «Bruchstücke» fanden durchwegs positive, ja begeisterte Aufnahme. Entscheidend dafür war, dass der Autor sich als ehemaliger KZ-Insasse ausgab und sein Büchlein mit allen Merkmalen versah, die gemeinhin die Authentizität eines Lebensberichts verbürgen. Als Leser vertraute man deshalb automatisch der Versicherung des Ich-Erzählers, dass er alles Erzählte selbst erlitten und erlebt habe. Das Vage und Fragmentarische des Textes gab dem Publikum zudem eine besondere Freiheit, das Geschilderte gemäss den eigenen Bedürfnissen und Bedingungen zu interpretieren. So liess sich der Schweizer Leser durch «Bruchstücke» faszinieren, weil die Veröffentlichung mit der Diskussion um die eigene Vergangenheit während der Nazi-Ära zusammenfiel. Das vermeintliche KZ-Opfer war der plötzlich aus der Verdrängung aufgetauchte Schuldvorwurf in Person, und die Identifikation mit ihm erlaubte einem, sich auf die moralisch attraktivere Seite zu schlagen. Besonders beeindruckt waren viele jüdische Überlebende. Das Buch schien für ihr unsägliches Schicksal eine Sprache gefunden zu haben, die ihnen selbst nicht zu Gebote stand. Sie konnten schliesslich nicht wissen, dass die wiedererkannten Erfahrungen vom Autor aus ihren eigenen Berichten destilliert worden waren. Ein ähnlicher Zirkelschluss lag auch der positiven Rezeption durch die Wissenschaft zugrunde. Erstens illustrierten Literaturwissenschaftler und Psychologen an-

hand seines Textes Theorien, die Doessekker wahrscheinlich zur Herstellung ebendieses Textes verwendet hatte. Zweitens waren sie vermutlich von der innovativen Form seiner Erzählung besonders beeindruckt, weil diese mehr ihrer Vorstellung einer adäquaten Darstellung des «Undarstellbaren» entsprach als die vielen meist auf herkömmliche Weise geschriebenen authentischen Zeugnisse. Die elaborierte Kopie schien wahrer als die häufig unbeholfenen Originale. Mit dichterischer Freiheit war den Theorien und Postulaten eher zu genügen als mit den Ausdrucksnöten und -zwängen realer Erfahrung. Wenn sich also selbst renommierte Fachleute von den «Bruchstücken» haben beeindrucken lassen, so geschah dies nicht, obwohl sie sich in der Materie auskannten, sondern weil sie es taten.

Erste Verdachtsmomente

Der Erste, der auf Grund der Lektüre an der Authentizität zweifelte, war der Amerikaner Gary Mokotoff, der selbst viele seiner Verwandten in der Shoah verloren hatte und einen Verlag für jüdische Genealogien leitete. Ihm fielen manche historische Merkwürdigkeiten auf, etwa dass ein so kleines Kind mehr als wenige Tage im KZ überlebt hatte und dass es nicht wie andere Letten nach Stutthof, sondern nach Majdanek gebracht worden war. Mokotoff teilte seine Bedenken im Dezember 1996 dem Präsidenten des Jewish Book Council mit, der Wilkomirski einen National Award verliehen hatte – er blieb jedoch ohne Antwort, und seine Kritik wurde nicht publik.

In der Öffentlichkeit wurden Zweifel an der Echtheit der Erinnerungen erstmals im März 1998 geäußert. Sie fanden allerdings kaum Beachtung, da es sich nur um eine Besprechung auf der Website der Online-Buchhandlung Amazon handelte. Verfasser war der Australier Michael Mills, dem bei der Erzählung irritierende historische Ungereimtheiten aufgefallen waren. Mills war kein Fachhistoriker, aber er beschäftigte sich in seiner Freizeit intensiv mit den Veröffentlichungen zum Holocaust. Dabei war seine generelle Skepsis so gross, dass er keine Bedenken hatte, sich an revisionistischen Internetforen zu beteiligen.

Nur Wochen später bekundete auch der amerikanische Journalist Mark Pendergrast seinen Unglauben. Pendergrast war ein scharfer Gegner der Psychologen, die glauben, mittels Therapie verdrängte Erinnerungen zurückrufen zu können. Als ihm ein Gesinnungsgenosse die britische Ausgabe der «Bruchstücke» zusandte, stach ihm die Bemerkung auf dem Cover in die Augen, der Autor habe seine Vergangenheit erst als Erwachsener wiedergewinnen können. Handelte es sich hier um «recovered memories»? Die Lektüre bestätigte Pendergrasts Verdacht, denn er fand viele Merkmale, die für eingebildete Erinnerungen typisch sind. Er stellte seine Befunde ebenfalls ins Internet und schrieb den Nobelpreisträger und KZ-Überlebenden Elie Wiesel sowie die beiden Holocaust-Spezialisten Lawrence Langer und Raul Hilberg an – vorläufig jedoch ohne Folgen.

Pendergrast war durch seinen Kampf gegen Rückführungstherapien prädisponiert, Wilkomirski zu misstrauen. Bei Mills wiederum war es eine Grundattitüde, jedes Buch über den Holocaust kritisch, wenn nicht ungläubig zu lesen. Mokotoff schliesslich verfügte über spezifische historische Kenntnisse und wusste, dass

auch bei einem Holocaust-Zeugnis Fiktionalisierungen vorkommen konnten. Alle drei Zugänge waren ungewöhnlich, teilweise sogar falsch. Sie zeigen aber durch ihren Ausnahmeharakter, wie die Rezeptionsästhetischen Gesetzmässigkeiten die Erkenntnis der Wahrheit behinderten. Denn in aller Regel passten die unterschiedlichsten Lesererwartungen bestens mit Wilkomirskis Angebot zusammen, so dass sein Text vorbehaltlos als authentisch gelesen wurde. Die Autorität dieses «autobiographischen Pakts» (Philippe Lejeune) war um so grösser, als es sich um einen vermeintlichen Holocaust-Überlebenden handelte, der zudem beim renommierten Suhrkamp-Verlag publizierte.

Leer bleibende Leerstellen

Erst mit der Entlarvung als Erfindung brachen dieser Pakt und damit auch das bisherige Prestige eines Meisterwerks zusammen: Die Leerstellen, die der Leser vorher mit seinem eigenen Wissen vom Unsagbaren gefüllt hatte, blieben nun plötzlich leer. Der Text, der sich in artifizierlicher Machart um ein leeres Zentrum bewegt hatte, welches das Namenlose zu umschliessen schien, fiel gadenlos auf seinen schieren Materialwert zurück. Was blieb, war eine kindliche Sprache. Der Text war keine Inkarnation des Schreckens mehr; sein Schweigen war ohne Inhalt; er bedeutete nur mehr, was er sagte. Und das war klischiert, unglaubwürdig oder gar historisch falsch.

Zur konkreten Enthüllung kam es nicht durch kritische Lektüre: Es gab verschiedene Personen, die den Autor von früher kannten oder die durch persönliche Begegnungen stützt wurden. So wussten einige, dass Doessekkers Geschichten seit je unzuverlässig waren. Andere waren irritiert über den jiddischen Akzent, mit dem er zuweilen sprach, obwohl er doch in der Schweiz aufgewachsen war. Aus seinem Musiker-Umfeld sickerte schliesslich das Gerücht nach aussen, dass er eine fingierte Autobiographie geschrieben habe. Die Information kam dann via Hanno Helbling, den ehemaligen Feuilletonchef der NZZ, zu Suhrkamp, von dort über die Agentur Liepman zur Literaturkritikerin Klara Obermüller, die es Daniel Ganzfried überliess, weiter zu recherchieren. Im August 1998 konnte Ganzfried Wilkomirskis wahre Identität enthüllen.

Die beschriebenen Mechanismen zwischen Text und Leser gelten grundsätzlich als authentisch deklarierten Text. Es liegt daher nahe, den kürzlich erschienenen Bericht «Die Holocaust-Travestie» von Ganzfried unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Die Buchrückseite kündigt ihn als «dokumentarische Erzählung» des Schriftstellers an, dessen Name für «den beharrlichen Kampf» um die «Offenlegung der Fakten» in dieser Sache stehe. Dem Leser wird damit ein autobiographischer Pakt angeboten, wie er sich keinen verlässlicheren denken könnte; er hat keinen Grund, am Geschilderten zu zweifeln.

Aus dem Text erfährt man etwa, wie der Autor, noch bevor er von den Zweifeln an der Authentizität gehört hatte, bei einer Zugfahrt «Bruchstücke» zu lesen begann. Bereits auf den ersten Seiten erkannte er als unmöglich, dass der im Winter 1941 erst zwei- bis dreijährige Wilkomirski durch das vereiste Riga rannte, und «als reine Esoterik», wie dieser sich sogar an Hausnummern und Strassenamen erinnert. Die «Autobiographie» will Ganzfried so schon bei seiner ersten Lektüre als Kom-

pilation aus «Literatur, Filmen und Zeugenaussagen» durchschaut haben. Nimmt man jedoch «Bruchstücke» zur Hand, entdeckt man, dass dort Hausnummern und Strassenamen nur in einer Passage über die Nachkriegszeit vorkommen; Wilkomirski will durch Riga nicht gerannt, sondern getragen worden sein; und die erwähnte Altersangabe findet man im ganzen Buch so wenig wie irgendeine Jahreszahl (nur im Untertitel heisst es: «Aus einer Kindheit 1939-1948»). Solches zeigt, dass nachträgliches Wissen und Ungenauigkeiten in Ganzfrieds Erinnerung an seine erste Lektüre eingeflossen sind.

Fakten und Fiktionen

Ganzfrieds Darstellung verdeckt den entscheidenden Umstand, dass die «Bruchstücke» weniger plump waren als dargestellt und man ihre «Esoterik» nur entdeckte, wenn man sich auf Grund von Gerüchten oder persönlichen Dispositionen dem Pakt a priori verweigerte, den der Text vorschlug. Man musste bereits über spezifische Kenntnisse verfügen oder selber nachforschen. Die Problematik von Ganzfrieds eigener «dokumentarischer Erzählung» besteht darin, dass er selbst Ereignisse schildert, die er nicht weiter belegt und die zuweilen auch den Fakten widersprechen. So behauptet er, Literaturagentur und Verlag hätten erst dann einen Historiker mit der Aufklärung betrauen wollen, als die BBC von Wilkomirski das Recht zur Einsicht in seine gesperrten Akten erhalten habe und «bis anhin vom Datenschutz so beruhigend gedeckte Evidenzen ans Licht zu kommen drohten». Da ich selber damals der engagierte Historiker war, weiss ich, dass Ganzfried hier die Chronologie auf den Kopf stellt. Ein gewöhnlicher Leser aber weiss dies nicht und hat allen Grund, sich über die am Beispiel demonstrierte Skrupellosigkeit der Verantwortlichen zu ärgern.

Stefan Mächler

Der Historiker Stefan Mächler hat über die Recherchen Daniel Ganzfrieds hinaus die Affäre Wilkomirski detailliert geklärt. (Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie. Pendo-Verlag, Zürich 2000)

... wirkungsvolle Lügen

Die Weltwoche 04.04.2002

Wilkomirski: Alles vergisst

Als ob es dieses Befundes noch bedurft hätte, ist dieser Tage das Ergebnis einer DNA-Analyse publik geworden: Demnach steht nun fest, dass Bruno Doessekker alias Binjamin Wilkomirski in der Schweiz aufgewachsen und als Junge nie in Majdanek und Auschwitz, wie er in seinen 1995 erschienenen Kindheitserinnerungen behauptet hatte, gewesen war. Damit wurden Daniel Ganzfrieds Recherchen in der Weltwoche endgültig bestätigt: Doessekker ist ein Betrüger. Und was sind all die willigen Helfer, die Wilkomirski ermöglicht und seine Lügen zur Weltliteratur geadelt hatten?

Etlche Kulturgrössen sind Doessekker aufgesessen. Sie haben eine der schauerlichsten «Erinnerungsnummern» (Ganzfried) im Holocaust-Zirkus mit inszeniert.

Der von Doessekkers Agentin bestellte Stefan Mächler lieferte dann im Jahr 2000 einen Historikerbericht ab, worin er ein allseits ausgewogenes Eiapoepia anstimmte. Der Skandal sollte in einem Schlaf der Gerechten enden. Doch Ganzfried liess sich nicht einlullen: Er legt jetzt, zusammen mit dem PEN-Sekretär Sebastian Hefti, sein eigenes Buch vor: «... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie» (Jüdische Verlagsanstalt, Berlin). Ein wichtiger Beitrag zur Schweizer Literaturgeschichte, den meisten helvetischen Prosa-Erzeugnissen dieses Frühjahrs vorzuziehen.

Ganzfried ging es nie um Doessekkers persönliches Psychodrama. Ihn beschäftigten vielmehr die Königsmacher und Lobhudler. Ihnen tritt er im neuen Buch so herausfordernd und mit Namensnennung auf die Zehen, dass wenigstens die empfindlicheren Seelen hätten aufheulen müssen. Aber nichts dergleichen. Man schluckt Wut und Schmerz still hinunter. Niemand hat die Grösse, die eigene Rolle zu hinterfragen.

Ganzfrieds Werk vervollständigen Stellungnahmen von bedeutenden Autoren wie Imre Kertész, Ruth Klüger und Claude Lanzmann. Kertész hat eine bestechend einfache Erklärung für den Erfolg von Wilkomirski: «Na ja, Lüge ist immer sehr wirkungsvoll. Lüge hört man immer viel lieber als die Wahrheit.» Von Lanzmann müssen sich die Wilkomirski-Macher vorwerfen lassen, sie würden das Vergessen der Schoah mit organisieren.

George Steiner schrieb 1959 in seinem legendären Aufsatz «Das hohle Wunder»: «Alles vergisst – nur die Sprache nicht. Ist sie erst einmal infiziert mit Falschheit, Lüge und Unwahrheit, kann sie nur mit Hilfe der kräftigsten und vollsten Wahrheit gereinigt werden.» Der Satz könnte als Motto über der Causa Wilkomirski stehen. Als Steiner damals die fehlende oder heuchlerische deutsche Rückerinnerung des Holocausts tadelte, wurde der «Eiferer» ähnlich wie heute Ganzfried vom Literaturbetrieb stigmatisiert. An einer konstruktiven Debatte war kaum jemand interessiert. Das heisst: Die Wilkomirski-Affäre steht in einer unheilvollen Tradition, die es erst noch aufzuarbeiten gilt.

Julian Schütt

... Transvestiten. (Zeichen des Anstössigen)
Moralisch attraktivere Saiten. -
Welten, die durcheinanderg'ratet.
(literarische Kriterien)

Die Wochenzeitung 13.06.2002

Gesellschaft – Nachträge zum Wilkomirski-Skandal

Die Realität dahinter

Der Streit um die Wilkomirski / Dösseker-Identität hat weitere Publikationen über das Schreiben und Schreiben zur Schoah und zur antisemitischen Flüchtlingspolitik der Schweiz provoziert. «Bruchstücke» ist aber auch ein Anlass, Fragen nach literarischen Kriterien zu stellen.

Annette Hug

Bruchstücke» erschien 1995 und wurde in einer Zeit diskutiert, als die antisemitische Flüchtlingspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs öffentlich zur Diskussion stand. Der Benjamin Wilkomirski, der an Schulen, bei Fachtagungen und Literaturveranstaltungen seine Geschichte vorlesen liess und mit jüdischen Weisen auf der Klarinette begleitete, entsprach einem Bedürfnis. «Das angebliche KZ-Opfer war der plötzlich aus der Verdrängung aufgetauchte Schuldvorwurf in Person. Die Einfühlung in ihn erlaubte dem Publikum zudem, sich auf die moralisch attraktivere Seite der Opfer zu schlagen», schreibt der Historiker Stefan Mächler. Je salonfähiger jedoch eine Zurückweisung der Vorwürfe und Forderungen jüdischer und anderer KritikerInnen im In- und Ausland wurde, umso weniger benötigte man das Vorzeige-Opfer. Da kam auch der Skandal wie gerufen. Die Zurückweisung des Buches verspricht «als gigantische Publikumstäuschung einen analogen Gewinn zu seiner vormaligen Überhöhung: Es ist, als entlarvte man die ganze Kritik an der eigenen Vergangenheit als schieren Auswuchs einer irrefeleiten Fantasie.»

Mächler verortet in dem jüngst erschienenen Diskussionsband «Das Wilkomirski-Syndrom» die Publikations- und Rezeptionsgeschichte des Buches in einer konkreten Gegenwart und untersucht die Wechselwirkungen zwischen dem individuellen Schicksal des Bruno Dösseker, der literarischen und der politischen Öffentlichkeit. Dass die starke Identifikation vieler LeserInnen mit der Figur Wilkomirski eine Abwehr von Scham und Schuldgefühlen ist, die ein Opfer des Holocaust sonst auslösen könnte, leuchtet ein. Der Gedanke verselbständigt sich allerdings in der Debatte. «Identifikation», «Mitleid» und «Einfühlung» verschwimmen in den Texten von Sebastian Hefti und Julius Schoeps zu einer gefährlichen Gefühlswolke, die als Vernebelung des historischen Geschehens bekämpft werden muss. Hefti spricht von einer «Orgie falscher Emotionen». Julius Schoeps vermutet, dass bei Wilkomirski und Lea Rosh – Advokatin eines Holocaust-Denkmal in Berlin, die in Erinnerung an eine jüdische Grossmutter **ihren Namen judaisierte** – «so etwas vorhanden sein muss wie der unbewusste Wunsch oder Drang, in einer schlechten

Welt ein besserer Mensch sein zu wollen. Das Gutmenschentum, das aus diesem Verhalten spricht, ist ein Phänomen, das zunehmend häufiger anzutreffen ist. Man mag es als paradox, widersprüchlich und vielleicht sogar abartig bezeichnen. Das ändert jedoch nichts daran, dass es sich um ein reales, tatsächlich existierendes Phänomen handelt.»

Ex negativo erscheint die Vision eines geläuterten Lesers, der in kühler Zurückhaltung Texte und Ereignisse zur Kenntnis nimmt und sich in seinen Reaktionen Mühe gibt, nicht «aus der Art zu schlagen».

Auschwitz kein Schweizer Ort

Eine ganz andere Argumentation verfolgt Eva Lezzi. Ihr Beitrag ist das Resultat einer sorgfältigen Lektüre von «Bruchstücke». Sie sieht in dem Buch unter anderem einen – literarisch schlecht umgesetzten – Versuch, Erkenntnisse über das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg in die öffentliche Vorstellungswelt zu integrieren. Am direktesten in der Arbeit am Mythos Wilhelm Tell, der dem kleinen Wilkomirski als SS-Mann erscheint, der auf ein Kind schießt. Im konstanten Wechsel zwischen KZ-Leben und Schweizer Realität, die vom Flüchtlingskind nach den Regeln des KZ-Lebens gedeutet wird, entstehen Bilder für Muschgs Titel in der Weltkrieg-Debatte: «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt».

Lezzi kritisiert im Einzelnen, wie diese Bilder gestaltet sind, aber sie weist auf die Notwendigkeit hin, literarische Bilder für die Lebensrealitäten der Flüchtlinge jener Zeit zu schaffen: «Gerade weil der topografische Ort Auschwitz nicht in der Schweiz liegt und die Lager auch nicht von Schweizern initiiert und betrieben wurden, müssen wir Schweizer eine Vorstellung davon entwickeln und wach halten, was konkret mit den vor einer Flucht in die Schweiz zurückgeschreckten, an der Grenze abgewiesenen oder wieder aus dem Land geschafften Menschen geschah. Das politische, menschliche und psychische Problem der Schweizer ist (...) die Unfähigkeit zur Imagination – einer Imagination, die die Geschehnisse ausserhalb der eigenen Landesgrenzen mit einschliesst.»

Literatur kommt nicht ohne Gefühle aus, die das Lesen zu einer Produktion von Vorstellungen machen. Sie schafft Figuren, die sich unter anderem zur Identifikation anbieten. Damit werden sie Teil der komplexen Vorstellungen, die sich die Leserin oder der Leser von sich selbst macht. Sich in einen Text, also in eine von jemand anderem ausgelegte, aber beim Lesen selbst ausgestaltete Vorstellungswelt zu begeben, geht über Identifizierung mit einer Figur hinaus und schafft neue Assoziationen, Verkettungen und Brüche im eigenen Reservoir an Erinnerungsbildern. Dabei geraten im besten Fall Welten durcheinander. Wenn Daniel Ganzfried Bruno Dösseker mit dem von ihm offenbar als Schimpfwort verstandenen Ausdruck «Transves-tit» belegt, dann bringt er damit die anstössige Seite dieses Durcheinanders zur Sprache: die Möglichkeit, zu verleugnen, dass jüdische und nichtjüdische Menschen zwischen 1933 und 1945 radikal andere Erfahrungen machten und sich die Möglichkeiten der Einzelnen, die Massenvernichtung zu fördern, zu sabotieren, zu bekämpfen oder zu ignorieren, massiv unterschieden.

Es ist aber auch «Travestie», die Literatur schöpferisch macht und Identifikationen ermöglicht, die nicht in erster Linie als Abwehr funktionieren. Es stellt sich also die Frage, wie ein Text Identifikationen anbietet, irritiert, welche Assoziationsketten er ermöglicht, bricht oder provoziert. Eva Lezzi kritisiert an «Bruchstücke», dass die Überblendung der Majdanek-Szenen mit den Handlungsorten in der Schweiz im Moment kindlichen Entsetzens festsetzen. Benjamin Wilkomirski entdeckt nicht, dass der Skillift keine Todesmaschine, der Heizofen kein Kindervernichtungsinstrument ist. Den LeserInnen wird kein reflektierendes Ich angeboten, das zwischen Innen- und Aussenwelt zu vermitteln versucht und die Unterschiede zwischen einem Skilager und einem Konzentrationslager benennen kann. «Die Vorstellungen des Jungen werden nicht als Wahn entlarvt und reflektiert, obwohl sich zumindest an dieser Stelle doch eigentlich ein Erkenntnisprozess auch für den kindlichen Protagonisten und ganz in dessen Perspektive anbieten würde.»

Ein weiteres Moment, das «Bruchstücke» die Spannung raubt, wurde vielfach genannt: ein manichäisches Weltbild, in dem sich die Konflikte zwischen einem absolut guten Helden und einer absolut schlechten Umwelt abspielen, und zwar nicht nur im Konzentrationslager. Damit bietet der Text die Identifikation mit einer Figur an, die nicht denken muss und alles Böse nach aussen verlagern kann. Im gegebenen gesellschaftlichen Kontext eine bequeme Möglichkeit, welche zudem die Überlebenden des Holocaust in der eigenen Fantasie klein und harmlos hält, während sie in der politischen Realität als denkende und fordernde Erwachsene eine unbequeme Herausforderung darstellen.

Travestie im besten Sinne des Wortes könnte dagegen eine Literatur bezeichnen, die zur sozialen und politischen Kreativität beiträgt, weil sich beim identifizierenden Lesen scheinbar unvereinbare Gegensätze kombinieren und Möglichkeiten denkbar werden, die in den Tatsachen noch nicht gegeben sind. Zum Beispiel die Utopie, dass sich ExponentInnen eines bedrohten Landes nicht auf die Freiheit des Gotthards berufen, die es zu verteidigen gilt, sondern die Freiheit der Mehrheit in den Menschenrechten der Minderheiten verkörpert sehen und sich vornehmen, diese Freiheit zu verteidigen.

Nicht jede Lücke ein Museum

Bruno Dössiker will kein Transvestit sein, sondern eine absolut eindeutige Figur. Seine Fantasie wird explizit als fotografisches Abbild der Realität eingeführt. «Solange ein Leser von der Echtheit der Erinnerung ausgehen kann, nimmt er diese Eindimensionalität nicht wahr. Er setzt sie automatisch in den Zusammenhang der bekannten historischen Ereignisse, sodass sich in seinem Kopf die kindliche Innenwelt dialektisch mit dem objektiven Schrecken der Schoah verbindet. Fällt diese Annahme der Authentizität aber weg, fügen sich bei 'Bruchstücke' Innen- und Aussenwelt scheinbar bruchlos in eines, es bleibt nur noch die Welt des Trivialen. – Es sei denn, wir lesen diesen Text als Schilderung einer anderen Realität: derjenigen des traumatisierten kleinen Bruno Grosjean», schrieb Stefan Mächler in seinem Bericht über die Entstehungsgeschichte von «Bruchstücke». Wie kann ein literarischer Text die paradoxe Leistung erbringen, dass die Realität (im Sinne von realer

Aussenwelt) einen Platz im Text selber hat, der doch immer ein Produkt der Vorstellungskraft eines Individuums ist? Im Kontext der Schoah: Wie behält die konkrete, historische Realität ihren Platz in der Fülle der Bearbeitungen der Ereignisse durch die Vorstellungskraft Nachgeborener? Daniel Ganzfried gibt eine Antwort mit seinem wiederholten Plädoyer für das Offenhalten der Lücke, welche die ermordeten Juden und Jüdinnen hinterlassen haben. «Dass nicht in jede Baulücke ein Museum rein muss, (...) sondern dass eine Lücke eben auch einmal leer bleiben könnte, überwuchert. (...) Wir füllen diese Lücken, die die Juden hinterlassen, die zerstörten und vernichteten Juden, weil diese Lücken an sich unerträglich sind – und auch ökonomisch nicht sehr angenehm.»

Denken nach Auschwitz

In ihrer Monografie über Ingeborg Bachmann zeichnet Sigrid Weigel den Versuch der Dichterin nach, das Philosophieren mit literarischen Mitteln fortzuführen und darin auch die Frage nach dem «Denken nach Auschwitz» zu stellen. In Anlehnung an Wittgenstein verortet Bachmann Literatur auf einer Grenze zur Welt, einer «dialektischen Schwelle», die «keine Möglichkeitsbedingung für die 'Einbruchstellen des sich Zeigenden' darstellt». Das bringt sie selber mit einer mystischen Auffassung in Verbindung.

Oder es erinnert an Martin Bubers Vorstellung eines Du, das angesprochen, aber nicht beschrieben werden kann. Ein Du als reale, andere Person, als Vertreterin einer realen, anderen Erfahrung, die als andere erlebt, aber nicht lückenlos in die eigene Vorstellungswelt integriert werden kann. Das ist eine theologische Konzeption, die den andern durch das Nicht-Bezeichnen heiligt.

Während sich Ganzfrieds Plädoyer gegen mystifizierende Inszenierungen der Erinnerung an den Holocaust wendet, benutzt er selber eine Denkfigur, die den Holocaust zu einem unaussprechlichen Geschehen macht, das dadurch den Nimbus des Ehrwürdigen erhält. In seiner Rhetorik mutiert er vom Ankläger gegen die «Zivilreligion» des Holocaust-Gedenkens zum Priester der Leere, die niemand ungestraft durch Aussagen schlechter Qualität entweihen darf. (Was etwas anderes ist als die berechtigte Forderung, belegbare, historische Fakten nicht als Quantität neigleibe zu behandeln.)

Vielleicht ergibt sich ein Ausweg aus diesem Dilemma durch ein säkulares Konzept der Unfassbarkeit des anderen, das zum Antrieb einer Neugier wird, die sich um das Verstehen der Wirklichkeit bemüht – im Wissen darum, diese Wirklichkeit nicht vollständig erfassen und abbilden zu können. Ein Konzept, wie es zum Beispiel Hannah Arendt entwickelt hat. Das Ergebnis einer solchen, literarisch ausgelebten Neugier ist die Kreation einer Spannung im Text zwischen dem, was dasteht, und dem, was nicht dasteht kann. Hilde Domin beschreibt diese Spannung in einer poetischen Definition von Lyrik: «Das Nichtwort / ausgespannt / zwischen / Wort und Wort.»